

3./9. 1914.

Das deutsche Stutaridetachment in Wien.

Heute nach 1 Uhr morgens ist das deutsche Stutaridetachment, das bekanntlich in rühmlichster Weise an den Kämpfen gegen die Montenegriner und an der Erstürmung der Kote 93 bei Visegrad Anteil genommen hat, auf der Durchreise nach Berlin auf dem Südbahnhof angekommen und wurde trotz der vorgerückten Nachtstunde von einer vieltausendköpfigen Menschenmenge mit frenetischem Jubel begrüßt. Die Bevölkerung hat den Vertretern der verbündeten Armee, die auf den südlichen Schlachtfeldern Seite an Seite mit unsern Soldaten so heldenhaft gekämpft haben, stürmische Ovationen bereitet. Die deutschen Soldaten werden Gelegenheit haben, während der vier Tage, die sie in unsern Mauern weilen werden — sie werden in der Heumärktkaserne bequartiert sein —, den Grad der Sympathie und Verehrung kennen zu lernen, die die Oesterreicher für den verbündeten Staat hegen, Gefühle, die durch die Waffenbrüderschaft der letzten Wochen zu unlöslichen Banden erstarkt sind.

Die Ankunft des Zuges, die für 9 Uhr 52 Minuten abends angekündigt worden war, verzögerte sich um nahezu drei Stunden, und die auf dem Perron zum Empfang erschienenen Dignitäre benützten die lange Wartezeit zu Gesprächen über die momen-

tane Kriegslage und die Situation auf dem nördlichen Kriegsschauplatz, wobei der jüngste Erfolg der Armee Luffenberg von seiten der Generale als eine kolossale Waffentat bezeichnet wurde.

Es waren unter andern erschienen: Kriegsminister v. Krobatin, Landesverteidigungsminister v. Georgi, Militärkommandant v. Mikullil, G. d. J. von Wojnowitz, Chef des Kriegsarchivs Feldmarschalleutnant Schleyer, Chef des Kriegsüberwachungsamtes FML. Löbl, Chef des Kriegsfürsorgeamtes Gendarmerieinspektor Freiherr v. Tislar, FML. Frank, Chef des Militärgeographischen Instituts, die Feldmarschalleutnants v. Georgi, Stadtkommandant Rath, Kritek und Rohr, Konteradmiral Keiler, ferner Minister des Innern Baron Heindl, Bürgermeister Dr. Weiskirchner, die Vizebürgermeister Hof und Rain, Polizeipräsident Freiherr v. Gorup mit dem diensthabenden Oberkommissär Dr. Rammach, von der Südbahn Verkehrsdirektor Kessler und Oberinspektor Fohmann, ferner eine Deputation des Kriegsministeriums und in Vertretung des Auswärtigen Amtes Hofsekretär v. Warsofsky.

Als das Aviso eintraf, daß der Militärzug Wiener-Neustadt verlassen habe, erschien der deutsche Botschafter Herr v. Tschirschky in Begleitung des Ersten Botschaftsrates Prinzen Stolberg und des Legationssekretärs Prinzen Erbach auf dem Perron. Der Botschafter wurde von den anwesenden militärischen und zivilen Würdenträgern empfangen und promenierte bis zur Ankunft des Zuges die Bahnhofshalle auf und ab.

Indessen hatte die Polizei die vor dem Bahnhofsgelände harrende Menge in ein dichtes Spalier formiert, durch welches die deutschen Soldaten marschieren sollten. Auf dem Perron erschien dann eine aus Freiwilligen gebildete Militärmusik der Deutschmeister sowie eine aus 80 Mann Freiwilligen bestehende Ehrenkompagnie des Wiener Hausregiments. Die Soldaten trugen Lampions sowie Fahnen in den österreichischen und deutschen Reichsfarben in den Händen.

Um 1 Uhr 25 Minuten fuhr der Zug unter Hurra- und Heilrufen in die Halle. Die Musikkapelle intonierte das „Heil Dir im Siegerkranz“. Dem Offizierswaggon entstieg zuerst Major Schneider, der auf den deutschen Botschafter v. Tschirschky zutrat und sich sodann dem Minister des Innern Baron Heindl und dem Landesverteidigungsminister Freiherrn v. Georgi vorstellte. Bürgermeister Dr. Weiskirchner begrüßte die Vertreter der verbündeten Macht auf das herzlichste in schmeichelhaften Worten, worauf Major Schneider die Offiziere des Detachements vorstellte. Mittlerweile hatten die 122 Soldaten des Detachements in ihrer kleidsamen Khatunifform die Waggon verlassen. Drei Blessierte wurden auf Tragbahnen nachgetragen. Die Soldaten marschierten unter nicht endenwollenden Hurrarufen an die Stirnseite der Südbahnhalle, wo sie in entwickelter Linie Aufstellung nahmen.

Dort trat Kriegsminister v. Krobatin vor und hielt eine Ansprache an die Truppe, in der er die Waffenbrüderschaft der beiden Armeen betonte und den deutschen Soldaten für ihre heldenhafte Unterstützung unserer Kämpfer im Süden den Dank abstattete. Er überreichte sodann den Offizieren die ihnen vorgestern vom Kaiser verliehenen Auszeichnungen und schloß seine Rede mit einem dreimaligen Hoch auf beide Kaiser.

Nach Absingung der Volkshymne und des „Heil Dir im Siegerkranz“ trat Major Schneider vor, der dem stolzen Ausdruck gab, an der Seite österreichischer Soldaten gekämpft zu haben und den Dank für die hohe Auszeichnung auszusprechen, welche die deutschen Offiziere bis zum Tode in Ehren tragen würden. Seine kernigen Worte klangen in ein dreimaliges Hurra auf unsern Kaiser aus.

Das deutsche Detachment marschierte sodann ins Südbahnrestaurant, wo es bewirtet wurde, während die Offiziere sich zu einem Imbiß in den Hofwartefalon zurückzogen.

3/9. 1914.

Die Ankunft des deutschen Skutari- Detachements in Wien.

Wien, 2. Septemb.

Volle vier Stunden wartete heute nacht die glänzende Versammlung von Offizieren und Würdenträgern in der Halle des Südbahnhofes auf die Ankunft des deutschen Skutari-detachements, und noch viel länger harpte ein nach vielen Tausenden zählendes Publikum auf dem weiten Plage vor dem Bahnhofe aus, bis sich die deutschen Waffenbrüder vom

Bahnhofs in das ihnen zugewiesene Quartier begaben. Außer den offiziellen Persönlichkeiten hatten auch mehrere Duzend Privatisten und zahlreiche Damen Zutritt zum Empfange auf dem Bahnhof gefunden. Vor der von der Südbahngesellschaft eingerichteten Haltestation hatten Ärzte der Freiwilligen Rettungsgesellschaft, Damen vom Roten Kreuz und Mitglieder der akademischen Legion Aufstellung genommen, um für eintreffende Verwundete bereit zu sein. Sie hatten auch tatsächlich bei drei Mann der deutschen Abteilung und zehn österreichisch-ungarischen Heeresangehörigen zu intervenieren.

In zwanglosen Gruppen standen und gingen die Wartenden auf dem Bahnsteige. Um den deutschen Botschafter Herrn v. Tschirschky und dessen Damen gruppierten sich der Militärkommandant FML. Witullil, Stadtkommandant FML. S. v. Schleyer; an diese Gruppe schloß sich eine andere, in welcher Minister des Innern Freiherr v. Seinoß, Kriegsminister v. Krobatin und Landesverteidigungsminister v. Georgi den Mittelpunkt bildeten. Hierzu gesellte sich auch Bürgermeister Dr. Weiskirchner. Weiter sah man unter den zahlreichen Offizieren aller Chargen und Waffengattungen den Chef des Kriegsarchivs G. v. S. v. Woinowich, den Chef des Militärgeographischen Instituts FML. Frank, die Feldmarschalleutnants Böbl, Rohr, Kritek, v. Georgi und den Gendarmereichef G. v. S. v. Tislar. Von der Südbahngesellschaft waren erschienen Verkehrsdirektor Kessler und Oberinspektor Johmann. Den Polizeidienst im Bahnhofe leitete Oberkommissär Dr. Ramach.

Um 1 Uhr 15 Minuten meldete der Linienkommandant dem Kriegsminister, daß der Zug signalisiert sei. Nun bildeten die Offiziere eine langgestreckte Front. Als zehn Minuten später die Lokomotive in die Halle einfuhr, stimmte die Musik das „Heil Dir im Siegertranz“ an und alles stand stramm und salutierte. Von den Deutschen war aber vorerst noch nichts zu sehen. Sie waren in den letzten Waggons des Zuges untergebracht und diese standen weit draußen außerhalb der Halle, und es dauerte eine Weile, bis aus den mit Blumengewinden geschmückten Waggons die mit Tropenhelmen bedeckten Köpfe der deutschen Soldaten sichtbar wurden. Inzwischen hatte der Kommandant Major Schneider den Waggon verlassen und hatte sich beim deutschen Botschafter und beim Kriegsminister gemeldet. Er stellte sich sodann dem Landesverteidigungsminister, dem Minister des Innern und dem Bürgermeister vor. Dieser sagte, es freue ihn als Bürgermeister der Reichs-, Haupt- und Residenzstadt Wien die Vertreter der glänzenden und ruhmreichen deutschen Armee und treu verbündete Waffenbrüder auf Wiener Boden begrüßen zu können.

Major Schneider stellte die mittlerweile herangekommenen Offiziere seiner Kompanie vor. Auch die Mannschaft hatte bereits die Wagen verlassen und vor derselben Aufstellung genommen. Sie ließ die zur Stirnseite der Bahnhofhalle schreitenden Persönlichkeiten passieren, dann ertönte ein schneidendes Kommando „Rechts um!“ und mit festem Schritt marschierten die Deutschen an das andere Ende des Bahnhofes, wo sie in entwickelter Linie Aufstellung nahmen. Kriegsminister Ritter v. Krobatin trat vor und hielt eine Ansprache, in welcher er der gemeinsamen Waffentaten der deutschen und unserer Truppen gedachte, die Haltung der Kompanie bei Wisegrad rühmend hervorhob und ihr den Dank der österreichisch-ungarischen Armee aussprach. Er brachte auch die Anerkennung des Kaisers für die deutsche Truppe zum Ausdruck und überreichte die verliehenen Auszeichnungen. Während dieses Aktes setzte die Musik mit der Volkshymne ein. Dann brachte Ritter v. Krobatin ein dreimaliges Hoch auf die deutsche Armee und ihren allerhöchsten Kriegsherrn aus, in das alle Anwesenden begeistert einstimmten, und mächtig in der hohen Halle widerklingend ertönte die Klänge des „Heil Dir im Siegertranz“.

Major Schneider dankte in kurzen markigen Sätzen für den herzlichen Empfang, für die verliehenen Auszeichnungen, die von den deutschen Offizieren und Mannschaften mit Stolz getragen und in Ehren gehalten werden. Dann einige Kommandoworte. Die Kompanie präpariert das Gewehr und der Kommandant ruft mit dröhnender Stimme: „Unsere verbündete Armee und ihr allergnädigster Herr Kaiser Franz Josef — hurra, hurra, hurra!“ Begeistert wird der Ruf wiederholt. Wieder brausten die Volkshymne und die deutsche Kaiserhymne durch den Raum.

Es ist 2 Uhr geworden. Die zum Empfang erschienenen Würdenträger und Offiziere gruppieren sich am Ausgang der Bahnhofhalle, die deutschen Pfeifer setzen mit dem Spiel ein und in strammstem Paradeschritt defilieren die Kompanie zur Stiege in das Abfahrtsvestibül. Hier schließen sich die Lampenträger der Deutschmeister an und geleiten die deutschen Soldaten in den Garten der Südbahnrestauration. Die Offiziere gaben den Ehrengästen das Geleite bis zum Ausgange und zogen sich mit den ihnen zugeteilten k. u. k. Offizieren in den Hofwartesalon zurück, wo auch für sie Essen bereitstand.

Inzwischen hatten die mit dem Zuge angekommenen Zivilreisenden den Bahnhof verlassen. Aus einem Waggon wurden drei verletzte Soldaten auf Tragbetten in die Haltestation gebracht. Ihre Verwundungen wurden im Beisein eines mitgekommenen deutschen Regimentsarztes untersucht. Dann wurden sie gespießt und abtransportiert. Einige leichter Verletzte, die den Arm in der Schlinge tragen oder den Kopf verbunden haben, hatten sich mit dem Sanitätszug der Kompanie angeschlossen.

Die Geduld der vor dem Bahnhofe wartenden Menge, die sich zum großen Teile schon vor 9 Uhr abends aufgestellt hatte, wurde auf eine harte Probe gestellt. Doch wollte niemand weichen, und trotz des stundenlangen Stehens nahm die Begeisterung eher zu, als daß sie unter der Ermüdung in ihrer Ausdrucksfähigkeit gelitten hätte. Die Vorgänge auf dem Bahnhofe entzogen sich fast vollständig der Kenntnis des Publikums. Nur als man den Zug einrollen hörte und das „Heil Dir im Siegertranz“ abgedämpft wie aus weiter Ferne in der stillen Nacht herüberklang, ging es von Mund zu Mund: „Jetzt sind sie da!“ und aus mehreren tausend Reihen erschollen Heil- und Hurraufe. Es verging aber noch reichlich mehr als eine Stunde, bevor man die deutschen Soldaten zu Gesicht bekam.

Der Kommandant des deutschen Skutari-detachements, Major Paul Schneider, und die übrigen Offiziere der Schutztruppe: Hauptmann Karl Schneider, Oberleutnant Runo Apel, Leutnant Klaus v. Below, Marinestabsarzt Dr. Johann Burmester und Marineoberzahlmeister Paul Vockel, sind mit ihren Ordonnanzen im Hotel Imperial abgestiegen.

Die gestern veröffentlichte Verlustliste Nr. 10 enthält auch den Namen Hauptmann Schneider, deutsches Detachement.

Skutari, verwundet“. Hauptmann Schneider, der inzwischen zum Major befördert worden ist, sieht trotz seiner Verletzung sehr frisch und stramm aus und dürfte bald wieder vollständig hergestellt sein.

Heute vormittag wurden die Soldaten des deutschen Skutari-detachements in Gruppen von 15 bis 20 Mann von Unteroffizieren des Deutschmeisterregiments durch die Straßen Wiens zur Befestigung der Ehrengüter geführt. Wo sich eine solche Gruppe zeigte, wurde sie von den Passanten herzlich begrüßt, man bot den Soldaten Zigarren und Zigaretten an und suchte ihnen in jeder Weise das freundschaftliche Empfinden zu bekunden. Den Offizieren waren Fahrzeuge des Freiwilligen Automobilkorps zur Verfügung gestellt worden.

Journal vom 1. d. gemeldet:

Um den aus serbischer, russischer und französischer Quelle stammenden Lügennachrichten zu begegnen, hat das Ministerium des Heubergs

gelöst. Eine Gruppe Ärzte nähert sich und steigt in den Zug, um durch die Waggons zu gehen. Es sind lauter Lastwagen, die für den Krankentransport hergerichtet sind. In Gurten hängen die Betten für die Schwerverletzten. Die Leichtverletzten sitzen und liegen auf dem Boden. Nun treten auch die jungen Leute mit Tragbahren an die offenen Türen heran, und vorzüglich werden die Kranken herausgehoben. Diese jungen Menschen, die da zum erstenmal Samariterdienste tun, sehen alle zum erstenmal die furchtbare Gestalt, in der sich das Leben verfleidet. Denn auch der Krieg ist ja nur eine Maske des Lebens. Man zieht in den Krieg, man schlägt Schlächten, man hat den Tod als Hilfsgenossen und als Gegner, weil man das Leben der Allgemeinheit schützen und verteidigen muß. Der Krieg ist gewiß die grauenhafteste und erbärmlichste Ausdrucksform des Lebens. Wie bejaht der Mensch sein Leben stärker, als wenn er es, die Waffe in der Hand, verteidigen muß. Und nun sehen alle diese jungen Menschen ein Antlitz des Lebens, das sie noch nie erblickt haben. An allen diesen Soldaten, die sie nun auf Tragbahren betten, ist der Tod vorbeigezogen. Alle hat er mit der Spitze seiner schwarzen Flügel gestreift, allen hat er ins Auge geblitzt. Und in den vielen Augenpaaren, die jetzt starr ins Weite blicken, lebt noch die Erinnerung an diese Begegnung. In allen diesen Augen, manche hell wie Kinderaugen, manche schon längst vom Leben überschattet, liegt der Widerchein der letzten Tage. Sie haben Dinge gesehen, die wir mit Grauen nur ahnen. Sie haben Stunden miterlebt, von deren Größe und Schrecken wir uns keine Vorstellung machen. Und all das lebt nun in diesen Augen, die wie durch einen Schleier die Heimat wiedersehen.

Der Zug ist fortgefahren. Und eben wie er draußen zwischen den Güterschuppen verabschiedet, fährt ein anderer herein. Es ist der Zug, den alle erwarten. Nun biegt die Lokomotive um die letzte Kehre, und die Reihe der Waggons wird sichtbar. Alle tragen das rote Kreuz auf weißem Felde. Daß alle sind mit grünen Reisern geschmückt. Wie bei der Ausfahrt. Damals nahm jeder Soldat etwas Grünes mit. Etwas, das auf dem Heimathoden gewachsen war. Ein lebendiges Band mit der Erde, die es zu verteidigen gilt. Diese grünen Reisern an den Sägen, die in den Krieg hinausfahren, waren wie aus der Erde gewachsene Segenswünsche der Heimat, die den Truppen das Geleit gaben. Wo kommen nun diese Reisern her, die jetzt die Waggons umrahmen? Aus Feindesland, das Feindesland werden soll, denn die Verbundenen da drinnen kamen als Befreier, wurden wie Brüder begrüßt. Sind das grüne Segenswünsche der Polen, Grüße der Unterdrückten an das Reich, das ihnen Hilfe und Freiheit bringt, das über geknechtetem Lande die Sonne des Glückes aufgehen läßt, dieselbe heitere und frohe Herbstsonne, die heute ringsum alles vergoldet?

Der Zug ist eingefahren. Nun steht er. Und jetzt geschieht etwas Seltsames. Man ist gewohnt, daß ein Zug, der an seinem Bestimmungsort ankommt, eine Welle des Lebens aus seinen Klanken flößt, wie die Maschine die Wolke weißen Dampfes entweichen läßt, die ihm wie ein Lebendiges entströmt. Aber dieser Zug ist stehen geblieben, still und stumm, als stockte alles Leben in ihm. Niemand steigt aus. Eine gewisse Scheu bannt die Erwartenden, und einige Augenblicke tritt auch niemand an den Zug heran. Erst langsam wird diese Scheu

Seniellon.

Der stille Zug.

Der Nordbahnhof wie sonst. Ein langer Zug steht zur Abfahrt bereit mit vielen Köpfen an den Waggonfenstern, mit den gewohnten heiteren und sentimentalen Details der Abschiedsszenen, mit der Statik der Bahnbeamten, Schaffner und Träger. Auf dem Sand zwischen den Gleisen zeichnen die bunten Fenster des Oberlichtes farbige Flecke. Durch das offene Tor sieht man in die grünen Bäume des Braters, über denen die goldene Herbstsonne liegt. Auf dem Anfuhrsperron ist reges Leben. Von weitem gesehen, ein ungewohnt farbiges und heiteres Bild. Viel Jugend. Ein ganzes Aufgebot von Gummiastern und Hochschülern der jüngsten Jahrgänge. Eine Menge Damen, schneeweiß gekleidet, Uniformen, und zwischen durch eine lange Reihe von weißen Tragtiischen mit Gläserbatterien und Kaffeekannen und grünen Tüten und Gläsern voll flüssigen Rubins, der aber nicht Wein, sondern bloß Himbeerjaff ist. Die Türen zu den Wartehallen sind offen, und durch den dunklen Zwischenraum der Hallen sieht man auf dem besonnten Platte einen ganzen Wagenpark von Automobilen mit eiligen Menschen dazwischen.

Aber die Heiterkeit des Bildes verwindet, wenn man näher kommt. Denn dann sieht man in endloser Kolonne, an die Mauer gelehnt, Tragbahren, die eben von der Sungmannschaft des Hilfskorps aufgestellt wurden. Dann sieht man die Abzeichen des Roten Kreuzes und der Rettungsgesellschaft und wundert sich nicht mehr über die merkwürdige Ruhe, die über dem so stark bewegten Bilde liegt.

Leutlos, still und stumm geschieht die Auswaggonierung. Die jungen, ungewohnten Hände lernen rasch mit Voracht die Verbundenen anfallen, aus dem Wagen heben, auf das keine Tragbett legen. Kein Schmerzenslaut ist hörbar, so schwer auch manche Wunden sein mögen. Man sieht nicht einmal ein schmerzhaftes Gesicht. Sehr viele lächeln, sehr viele können die Verwundung nicht los werden, daß sie noch am Leben sind, und diese stumme Verwundung muß jeden rühren und ergreifen.

Die Leichtverletzten steigen selbst aus den Waggons. Sie humpeln mit dick verbundenem Fuß, einer stützt sich auf einen russischen Nonnenpflöck, den er erbeutet hat, wie auf eine Krücke, man sieht verbundene Köpfe, Arme in der Hand. Bald ist der ganze Perron voll mit den Bleisternen. Längs der Wand sitzen sie, den ganzen Boden bedecken die Tragbahren. Und da ist keiner, der nicht ein Glas Kaffee oder Himbeerjaff in der Hand hätte, und keiner, der nicht gleich Ausbruch und Mitgefühl begegnet wäre. Die Sägen auf beiden Seiten ist nun endgültig überwunden. Die Wädhchen und Frauen in ihrer weißen Schweißtracht gehen von Mann zu Mann, die jungen Samariter lassen sich Abenteuer aus dem Krieg erzählen, und in das flammende Rot ihrer Wangen steigt der Reiz.

Die Tragbahren, auf denen die Schwerverletzten liegen, werden wieder aufgenommen, durch den Barteisal ins Freie gebracht, wo Auto nach Auto, Rettungswagen nach Rettungswagen vorfährt. Die Leichtverletzten stehen alle auf, aber gleich ist bereite Hilfe da, sie auf dem kurzen Weg bis zu den harrenden Wagen zu schieben.

Der Zug ist leer. Stumm und still, wie er gekommen, fährt er aus der Halle. Denn draußen

Das deutsche Stutaridetachment in Wien.

Die Begrüßung in unserer Stadt.

Wien hat den Offizieren und Soldaten des deutschen Stutaridetachements, die, wie berichtet, heute morgen nach der Teilnahme an den Kämpfen bei Wisegrad auf der Durchreise nach Kiel hier eingetroffen sind, einen enthusiastischen Empfang bereitet. Trotz der vorgerückten Nachtstunde — der Militärzug langte erst nach 1 Uhr morgens hier an — hatten sich auf den die Südbahn umgebenden Straßen und Plätzen Tausende von Menschen angeammelt, die den tapferen Deutschen zuzubeln und sie in der Reichshauptstadt willkommen heißen wollten. Während des ganzen Weges von der Südbahn bis zur Heumarktkaserne war die Truppe Gegenstand begeisterter Ovationen. Und die Sympathieausgeburgen der Bevölkerung für die Angehörigen der verbündeten Armee wiederholten sich auch im Laufe des heutigen Vormittags in der Stadt, als die Offiziere und die Soldaten des Detachements, letztere in kleinen Gruppen, Kundgänge durch die Straßen unternahmen.

Der offizielle Empfang im Südbahnhof, über den wir im Morgenblatt ausführlich berichtet haben, währte bis 1/3 Uhr morgens. Dann begaben sich die Soldaten in geschlossenem Zuge in das Südbahnrestaurant, wo sie bewirtet wurden, während die Offiziere im Hofwartesalon einen Imbiß zu sich nahmen. Knapp vor 3 Uhr morgens kam der Befehl zum Abmarsch. Die Truppe rangierte sich unter Vorantritt der Deutschmeistermusik, und die gleichfalls vom Deutschmeisterregiment beigeestellten Champion- und Fahnenträger gruppieren sich an den Seiten und an der Queue der Truppe.

Als das vieltausendköpfige Publikum der deutschen Soldaten ansichtig wurde, brach es in tosende Hurraufe aus, der Polizeikordon wurde an mehreren Stellen durchbrochen, und die Leute liefen auf die Soldaten los, um ihnen die Hände zu schütteln und sie mit Blumen zu überschütten. In fünf Automobilen wurden die Verletzten nachgeführt, die nicht marschfähig waren. Daran schlossen sich etwa zwanzig Privatautomobile, die ihre Scheinwerfer in Aktion setzten und die Straßen erhellten, durch welche das Detachment marschierte. Das Spalier war durch die ganze Prinz Eugenstraße bis zur Heumarktkaserne dicht geschlossen, die Häuser — es war 1/4 Uhr morgens — vollkommen erleuchtet und alle Fenster von Neugierigen besetzt, die den Deutschen zuzubelten. Die Kapelle spielte ununterbrochen patriotische Lieder, welche von der Menge begeistert mitgesungen wurden.

Als das Detachment am Belvedere vorbeimarschierte, wurde der Schritt verlangsamt und die Truppe zog in lautlosem, ernstem Schweigen an dem Palais vorbei, das der ermordete Thronfolger und seine Gemahlin bewohnt hatten. Unter nicht endenwollenden Ovationen langte dann der Zug gegen 4 Uhr vor der Heumarktkaserne an, woselbst die Championträger Spalier bildeten, die Musik vor dem Kasernentor Aufstellung nahm und das Detachment unter den Klängen der deutschen Hymne in seine Abikation einzog. Erst nachdem die Kasernentore geschlossen worden waren, zerstreute sich die riesige Menge, die den Soldaten das Geleit gegeben hatte.

Der Kommandant des Detachements Major Paul Schneider und die übrigen Offiziere, Hauptmann Karl Schneider, Oberleutnant Runo Abel, Leutnant Klaus von Below, Marinestabarzt Dr. Johann Burmester und Marineoberzahlmeister Paul Bockel, hatten sich mit ihren Ordnonanzen ins Hotel Imperial begeben, woselbst sie während ihres Wiener Aufenthaltes logieren.

Ovationen für die Deutschen am heutigen Vormittag.

Die Offiziere und Soldaten des Detachements benützten den heutigen Vormittags zur Besichtigung der Stadt. Die im

Hotel Imperial wohnenden Offiziere des Detachements fuhrten um 10 Uhr in Begleitung von österreichischen Offizieren in mehreren Wagen durch die Stadt, von der Bevölkerung überall mit Herzlichkeit begrüßt. Die Mannschaften, die in der Kaserne in der Marokkanergasse untergebracht sind, unternahmen in kleineren Gruppen, begleitet von Unteoffizieren unserer Armee, Spaziergänge durch die Stadt. Die meisten trugen khakiuniform mit Tropenhelm, einige auch Matrosenuniform mit der Bezeichnung des deutschen Kriegsschiffes „Breslau“ auf den Mützen. Den deutschen Soldaten schlossen sich alsbald große Gruppen der Bevölkerung an, die sie auf ihren Wegen begleiteten. Das Publikum brachte auch der Mannschaft gegenüber seine Sympathie und Freude durch herzliche Grüße zum Ausdruck.

Audienz der Offiziere des Detachements beim Kaiser.

Der Kaiser empfing heute vormittag die Offiziere des deutschen Stutaridetachements in Schönbrunn in Audienz. Die Offiziersdeputation bestand aus vier Herren.

3/9. 1914.

Der Sieg des Generals Nuffenberg.**Große Kundgebungen in Wien.**

Die gestern am späten Nachmittag in Wien bekannt gewordenen offiziellen Mitteilungen des Stellvertreters des Chefs des Generalstabes über den großen Sieg der Armee Nuffenberg auf dem nördlichen Kriegsschauplatz haben die Spannung, die ja in diesen Tagen bereits auf das höchste gestiegen war, ausgeglichen. Der großen Menge wurden die freudigen Nachrichten zuerst durch eine Sonderausgabe unsres Blattes bekannt, das rasch in allen Teilen der Stadt, und selbstverständlich zunächst in der Innern Stadt, in aller Händen war. Gerade um diese Zeit hatten viele Tausende von Menschen zu beiden Seiten der Kärntnerstraße, auf dem Stephansplatz, in der Rotenturmstraße und hinunter durch die Praterstraße bis zum Nord- und Nordwestbahnhof Posto gefaßt, um den eben mit der Bahn angekommenen Verwundeten, die in vielen Automobilen in die verschiedenen Spitäler gebracht wurden, zu sehen. All diese Tausende, die schon in mächtiger Erregung waren, so oft ein Wagen mit unsern wackeren Verwundeten durch das endlose Spalier fuhr, griffen in deutlicher Aufregung nach den Sonderausgaben, die im Nu überflogen waren. Mit um so tieferer Freude wurden die Mitteilungen über die neuen großen Siege aufgenommen, als ja speziell die Erscheinung des Generals Nuffenberg in Wien eine so populäre ist und jedermann die tiefe Ueberzeugung hegt, daß es unter der bisher so bewährten genialen Führung unsrer Generale

auch bald gelingen wird, die russischen Truppen auch in der Umgebung von Lemberg niederzuwerfen, wo sie, wie es in der offiziellen Depesche heißt, zurzeit noch in starker Ueberlegenheit stehen.

Mit stetig anwachsender Begeisterung begrüßte man also die Verwundeten mit den so wohlthuenden Zurufen: „Hoch die Armee! Hoch unsre Sieger!“ Und diese Stimmung begeisteter Zuberficht gab sich überall kund: auf der Straße, in den Kaffeehäusern, die um diese Zeit besonders stark besetzt waren, und wo sonst sich Publikum zusammenfand. Auch in den Wagen der Straßenbahnen entwickelte sich unter den Passagieren ein lebhafter Meinungsaustausch, dessen Grundstimmung die Freude über die Erfolge unsrer Armeen bildete. Im Laufe des Abends fluteten dann Tausende durch die großen Verkehrsadern der Stadt, die den reichen Fahnen- und Flaggen Schmuck der letzten Tage auf die neuen Siegesnachrichten hin noch vermehrt hatte.

Besonders große Ansammlungen gab es wieder vor dem Kriegsministerium, das in dieser Zeit stets das Ziel von Hunderten und Tausenden ist. Als dort auf der Anschlagtafel vor dem Pressbureau des Kriegsministeriums am Georg Cochplatz die Siegesdepeschen ausgehängt wurden, strömte im Nu die Masse dorthin, und die Zunächststehenden lasen mit lauter Stimme die Meldungen vor, die mit weit hinschallenden Hochrufen auf das Vaterland, den Kaiser, die Armee und ihre Führer aufgenommen wurden. Um 8 Uhr abends war der ganze große Platz von einem fast unübersehbaren Publikum erfüllt. Vom Sockel des Cochdenkmals wurden patriotische Ansprachen gehalten, nach denen jedesmal die Volkshymne gesungen und Hochrufe auf Oesterreich-Ungarn und Deutschland ausgebracht wurden. Unterdessen hatten sich in mehreren Straßen große Gruppen von Menschen vereinigt, die unter Abfingung patriotischer Lieder durch die Stadt zum Kriegsministerium zogen. Einer dieser Züge machte vor dem Gutenbergdenkmal halt, wo gleichfalls Reden gehalten und patriotische Kundgebungen veranstaltet wurden. Diese Demonstrationen setzten sich bis spät in die Nacht fort, und alle Straßen und Plätze der Innern Stadt waren stundenlang voller Menschen, von denen von Zeit zu Zeit große Gruppen vor das Kriegsministerium zogen, wo man in einer geradezu ergreifend wirkenden patriotischen Erhebung und Zuberficht bekundete, daß alles mit wahrhaft schöner und mannhafter Gesinnung fest auf einen siegreichen Ausgang der ungeheuren und in der Weltgeschichte ohne Beispiel dastehenden, nun schon neuntägigen Millionen-schlacht vertraut.

4./9. 1914.

Bankett zu Ehren des deutschen Skutaridetachements.

Wien, 3. September.

Um 8 Uhr abends fand im Hotel Imperial zu Ehren der heute früh hier angekommenen Offiziere des deutschen Skutaridetachements ein Bankett statt, an welchem außer den deutschen Offizieren teilnahmen: Minister des Aeußern Graf Berchtold, Kriegsminister K. M. Ritter v. Krobatin, Generaladjutant und Chef der Militärkanzlei des Kaisers G. v. K. Freiherr v. Wolfras, Ministerpräsident Graf Stürgkh, Minister des Innern Baron Heinold, Minister a. latere Baron Burian, ferner der deutsche Botschafter v. Tschirschky mit dem Militärattaché Prinz Erbach, Bürgermeister Dr. Weiskirchner, mehrere Offiziere vom Generalstabe, darunter Oberst Mießl, der bekanntlich auch längere Zeit in Albanien gewesen war, Prinz Starhemberg u. a. Vor dem Hotel hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden, die den deutschen Offizieren herzliche Ovationen darbrachte.

Kriegsminister K. M. Ritter v. Krobatin hielt den ersten Toast. Mit kernigen Worten sprach er von der kolossalen Kraft der deutschen Armee, der er sein Glas widmete, und trank sodann auf das Wohl des deutschen Kaisers, des treuen Verbündeten.

Der Kommandant des Skutaridetachements Major Schneider trank auf die treue Waffenbrüderschaft der Oesterreicher und Ungarn und auf die großartige österreichisch-ungarische Armee.

Beide Trinksprüche wurden von den Anwesenden mit großem Jubel und stürmischem Beifall aufgenommen. Gegen 11 Uhr nachts war das Bankett zu Ende.

4./9. 1914.

Wiener Straßenbilder vom heutigen Tag.

Wien, 3. September.

Wien ist eine andere Stadt geworden. So haben wir sie nie gesehen, nicht gekannt, niemals geahnt. Wohin ist die lächelnde Gemütlichkeit geraten, die uns überlegene Lobredner nachrühmten, wohin die bequeme Lässigkeit, die genußfrohe Gedankenlosigkeit, von der mehr oder minder wohlwollende Tadler und Kritiker zu sprechen pflegten. Der Wiener, der etwa ein Vierteljahr von seiner Vaterstadt abwesend war und jetzt in diesen Tagen nach Hause kommt, muß sich erstaunt und verwirrt die Augen reiben und an ein Traumbild denken, das mit dem jähem Erwachen in ein Nichts zerfließen kann. Die Physiognomie unserer Stadt ist vom Grund aufgewühlt. Sie hat Züge gedankenschweren Ernstes, martialischer Entschlossenheit erhalten. Der eiserne Mann auf dem Rathhausturm ist ein Wiener Wahrzeichen in ganz anderem Sinne, als er es bisher gewesen ist. Uns alle schüttelt das Fieber der aufs höchste gespannten Erwartung. Die Tage sind lang, unerträglich lang geworden und kurz die schlaflosen Nächte, in denen man aus dem Halbschlummer auffährt und zum Fenster eilt, ob nicht der grauende Morgen hineinbricht, ein Morgen des Tages, der Entscheidung bringen wird, Gewißheit, Befreiung von Zweifeln und nagender Sorge.

Wien ist auf der Straße. Das wälzt sich zu Tausenden und Abertausenden über den Ring und die anderen Hauptverkehrsadern der Stadt. Immer neuer Zug kommt aus den Vorstädten. Und sind so viele fortgezogen, weit hinaus an die Grenzen; die zurückgeblieben sind, haben nur einen Gedanken, nur ein Sehnen, nur eine Hoffnung. Wir alle vertragen nicht mehr das Alleinsein. Die Stille der Wohnungen beengt uns, würgt uns am Halse. Wir wollen den anderen, den Nebenmenschen näher sein. Mit ihnen Sorgen und Hoffen tauschen. Der fremde Mann auf der Straße empfindet ganz so wie ich. Die Dame in der Spitzentoilette darf aus dem Auto steigen und der Frau mit dem verwaschenen Kopftuch um den Hals fallen. Die eine wie die andere zittert um

Gatten und Sohn. Dieselbe Kunde wird ihnen Glückstränen erpressen oder die trockenen Augen aufreizen im namenlosen Schmerz. So haben sich, je mehr der Abend fortschritt, immer größere Menschenmassen zusammengefunden. Als die Dunkelheit einbrach, konzentrierte sich der Andrang des Publikums zwischen der Oper und der Sperrbrücke. Vor dem Kriegsministerium herrschte geradezu beängstigendes Gedränge. Hier vor allem erwartete man die Bestätigung jener Gerüchte, die heute wieder die ganze Stadt durchheilen und von großen Entscheidungen sprachen, von Heilsbotschaften, die bereits in Wien eingetroffen seien. Die atemlose Spannung, die über diesen Tausenden von Menschen lagerte, schien keiner Steigerung mehr fähig. Man sah, wie heiliger Ernst aus ihren heißen Augen leuchtete, wie alle Unterschiede von Stand und Alter geschwunden waren. Gerüchte wurden weitergegeben, geglaubt und bezweifelt, bestritten und widersprochen, bekräftigt und verworfen. Gereifte Männer lachten und weinten in einem Atem. Niemand schämte sich dessen, was alle bis ins tiefste Innere empfanden.

Nicht nur die gewaltige Nervenanspannung, mit der heute die ganze Stadt den entscheidenden Nachrichten entgegenlieferte, beherrschte das Straßenbild. Andere Umstände kamen hinzu, um diesen Wiener Tag herauszuheben aus der bewegten Reihe seiner Vorgänger. Die Zahl der Wagen und Automobile, deren Lenker die Binde des roten Kreuzes tragen, wird größer und größer. Die Verwundetentransporte folgen einander, und die Wiener, welche die Straßen füllen, begrüßen ihre zurückkehrenden Brüder mit ebensoviel Wärme des Gefühls als erlesenem Herzenstakt. Freuen wir uns dessen, daß auch in dieser Zeit der ehernen Gewalt des unerbittlichen, niederstampfenden Kampfes aller gegen alle das Wiener Publikum nichts von jener Herzenskultur eingebüßt hat, die es im schönsten Wortsinn adelt. Wenn die verhängten Wagen, die Autos mit den herabgelassenen Fenstervorhängen, in denen schwerer und schwer Verwundete gebettet sind, die Straßen durchheilen, da wird es plötzlich so wundersam still, da hat es den Anschein, als hielten die Hunderte im Spalier den Atem an, um jenen die Nervenruhe zu gewähren, der sie gewiß in hohem Grade bedürfen. Nur die weißen Taschentücher wehen stumm und doch beredten Willkommenruß. Dafür folgen jetzt offene Wagen, in denen, den Arm in der Schlinge oder den Verband um die sonnengebräunte Stirne, Leichtverletzte sitzen, und ihnen schallt nun doppelt und dreifach heller Jubel entgegen.

Heute hat man auf dem Graben und in der Rärntnerstraße, desgleichen auf dem Ring vielfach die Soldaten vom deutschen Skutaridetachment gesehen. Zu Zweien und Dreien haben sie in Begleitung von Deutschmeistern Wien in Augenschein genommen. Diese prachtvollen Jungen in der Phakiuniform mit dem Tropenhelm, die in ihrer blauäugigen Blondheit so freundlich und herzlich zugleich in das Getriebe der Großstadt schauen, haben die Wiener im Sturm für sich erobert. Wo man ihrer ansichtig wurde, ist ihnen die herzlichste Begrüßung zuteil geworden, und man riß sich um die Vergünstigung, sie bewirten zu dürfen. Einige reichsdeutsche Matrosen, die aus Konstantinopel auf der Durchfahrt heute hier angekommen sind, waren abends von österreichischen Offizieren im Konzerthausrestaurant zu Gast geladen und es kam zu schönen Szenen der Bundesbrüderschaft und der patriotischen Begeisterung. Den Offizieren vom Skutaridetachment wurde, wie an anderer Stelle des Blattes ausführlicher berichtet wird, im Hotel Imperial ein Bankett gegeben, zu dem neben zahlreichen Offizieren auch der Minister des Innern Baron Heinold und Bürgermeister Dr. Weiskirchner erschienen sind. Die staatlichen und kommunalen Würdenträger wurden bei ihrer Ankunft vom Publikum umdrängt und befragt, ob ihnen neue Nachrichten vom Kriegsschauplatz bekannt seien.

Überall, wo das Publikum Gewißheit, Bestätigung der im Umlauf befindlichen Gerüchte zu erlangen hoffte, sammelten sich Hunderte und Tausende an. Den ganzen Abend über stand in der Fichtegasse vor dem Gebäude der „Neuen Freien Presse“ die Menge Kopf an Kopf gedrängt. Die Nachrichten des Abendblattes wurden immer und immer wieder erörtert und durchgesprochen. Von Mund zu Mund ging der Name unseres siegreichen Heerführers, immer wieder hörte man den Namen *Lussemburg* im Tone des festesten Vertrauens, der unbergbaren Zuversicht.

4. 9. 1914.

* (Manifestationen in Wien.) Die Nachrichten, die vom Kriegsschauplatz kommen, lösen in Wien eine immer begeistertere Stimmung aus. An vielen Punkten der Stadt gab es im Laufe des gestrigen Abends Manifestationen. Gegen 7/9 Uhr abends erschienen ungefähr zweitausend Manifestanten vor dem Gebäude des Kriegsministeriums und nahmen dort Aufstellung. Alles entblühte das Haupt und alsbald ertönte feierlich die Melodie der österreichischen Volkshymne. Als die ihr folgenden Hochrufe verklungen waren, sangen die Leute die „Wacht am Rhein“, die auch mit großem Jubel aufgenommen wurde. Vom Ministerium bewegte sich der Zug zum Hotel Imperial, wo eben das den Offizieren des deutschen Stutaribataillons gegebene Festessen stattfand. Auch dort fanden stürmische Kundgebungen für die beiden verbündeten Monarchen statt. Vom Hotel bewegte sich der immer größer werdende Zug zur deutschen Botschaft in der Metternichgasse und Hochrufe auf den Kaiser und die deutsche Armee klangen lange im Botschafterviertel. Der Zug löste sich dann auf. — Bürgermeister Dr. Weiskirchner ließ heute anlässlich des herrlichen Sieges der Armee Aussenberg das Rathaus besetzen.

5./9. 1914.

Stimme eines in Wien lebenden Engländers.

Verehrliche Redaktion!

Sie würden mich sehr zu Dank verpflichten, wenn Sie in Ihrem sehr geschätzten Blatte nachstehende Zeilen veröffentlichen.

Wenn ich vor allem — und das teilt mit mir die gesamte englische Kolonie — die tiefste Verehrung und Dankbarkeit Ihrem erhabenen Monarchen, unter dessen glorreicher, weiser Regierung wir Engländer stets im besten Schutze standen, zum Ausdruck bringe, so geschieht dies aus reinem Herzensbedürfnis.

Die hier ansässigen Engländer und der größte Teil des englischen Volkes verurteilen die Politik der jetzigen englischen Regierung und bedauern tief, durch dieselbe in den Krieg verwickelt worden zu sein, und einzig allein deren Schuld ist es, wenn die Staaten, die in Freundschaft sein sollten, sich jetzt als Feinde gegenüberstehen. Strupellos wurde durch die heuchlerisch parlamentarische und diplomatische Tätigkeit der Regierung in England das Volk betrogen und diesem sowie dem Lande der größte Schaden aller Zeiten zugefügt. Die englische Regierung hat sich — um das Volk von ihren großen politischen Fehlern und der mißlungenen irischen Frage abzulenken — in die verderblichste Abenteuerpolitik gestürzt.

Selbst im wüsten Traume hätte ich nie gedacht, daß England je mit Oesterreich in Krieg verwickelt wird, zumal diese Länder stets die freundschaftlichsten Beziehungen zu einander unterhielten, und ich denke dabei mit Wehmut an weiland Erzherzog Franz Ferdinand, der mich nach seiner Rückkehr aus England im Vorjahre mit seinem Besuche auszeichnete und mir seine große Freude über den dortigen großartigen Empfang und seine Sympathie für dieses Land wiederholt aussprach.

Ich habe seit meiner dreißigjährigen Ansässigkeit in Wien Oesterreich und seine Wiener lieben gelernt und ich habe mich durch die von England erfolgte Kriegserklärung an das Land, das mir und meiner Familie zur zweiten Heimat geworden, vom tiefstem Abscheu bewegt, als 73jähriger Mann sofort entschlossen, für mich und meine Familie auf die englischen Staatsrechte Verzicht zu leisten und die ehrenvolle österreichische Staatsbürgerschaft zu erwerben.

Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst

J. W. Brooke, 1. Bezirk, Seilergasse 16.

Das deutsche Skutari- Detachement in Wien.

Dankbesuch im Rathaus. — Dejeuner in der
Hofburg.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Gestern vormittags erschienen die Offiziere des aus Skutari auf der Durchreise befindlichen deutschen Detachements mit dem Major Schneider an der Spitze in Paradeuniform im Rathaus, um dem Bürgermeister Dr. Weiskirchner einen Dankbesuch abzustatten. In Vertretung des dienstlich abwesenden Bürgermeisters empfing Vizebürgermeister Hierhammer mit den Vizebürgermeistern Hof und Rain die deutschen Offiziere und begrüßte sie mit warmen Worten. Major Schneider dankte in einer kleinen Ansprache herzlich für den überwältigenden Empfang, der ihnen während ihres Aufenthaltes in Wien zuteil geworden ist. Major Schneider hat, den innigsten Dank und die herzlichsten Grüße der Bevölkerung Wiens für die sie tief ergreifende Aufnahme aussprechen zu wollen. Vizebürgermeister Hierhammer gab dem Wunsche Ausdruck, daß die Herren, welche wieder ins Feld ziehen, Gott beschützen möge, und sprach die Hoffnung aus, sie nach dem endlichen gemeinsamen Siege der beiden Armeen in Wien zu sehen. Ueber Auftrag des Bürgermeisters werden die Offiziere vor ihrer Abreise mit Albums der Stadt Wien und die Mannschaft mit Zigarrentaschen beteilt werden.

Für 1 Uhr waren die Offiziere des Skutari-Detachements in die Hofburg zu einem Dejeuner beim Grafen Paar geladen. Die deutschen Gäste erschienen unter Führung des Majors

Schneider und versammelten sich in den Radeky-Appartementen, in denen das Dejeuner serviert wurde. Dem Dejeuner wohnten der Kriegsminister, Generaladjutant v. Volfras und zahlreiche andere hohe Militärs bei. Graf Paar brachte einen Trinkpruch auf das Detachement aus.

Mannschaftstafel im Konzerthausgarten.

Die Mannschaften des deutschen Skutari-Detachements speisten gestern mittag in Gemeinschaft mit den Unteroffizieren und den hier weilenden fünf Matrosen der Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ im Konzerthausgarten. Es waren dazu Major Lach vom Militärkommando mit mehreren Unteroffizieren sowie Unteroffiziersdeputationen verschiedener hiesiger Regimenter erschienen. Bei der Tafel brachte der Major Lach auf die Tapferkeit der deutschen Truppen einen Trinkpruch aus und schloß seine Rede mit einem begeistert aufgenommenen Hurra auf den deutschen Kaiser. Ein Feldwebel des deutschen Skutari-Detachements erwiderte mit einem Hoch auf Kaiser Franz Josef. Eine Militärkapelle spielte patriotische Weisen.

Abends wohnten die deutschen Gäste in Gesellschaft österreichischer Kameraden der Vorstellung im Deutschen Volkstheater bei.

Die Abreise des Detachements erfolgt heute um 8 Uhr 48 Minuten abends vom Nordwestbahnhof aus. Zur Verabschiedung werden sich der Militärkommandant FML. Fath, die dienstfreie Generalität etc. einfinden. Die Musik und die Lampionträger des Ersatzbataillons des Infanterieregiments Nr. 4 werden das Detachement von der Schwarzenberg-Kaserne über den Kaiser-Wilhelm-Ring und dem Franz-Josefs-Kai über die Taborstraße zur Nordwestbahn begleiten.

6./9. 1914

Die Abreise von Wien.

Gestern abend hat das deutsche Stutaridetachment Wien nach dreitägigem Aufenthalt verlassen, um sich zunächst nach Berlin zu begeben. Die deutschen Soldaten begegneten in Wien den herzlichsten Sympathien der Bevölkerung und hatten rasch Freundschaft mit den Kameraden des Wiener Hausregiments Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 geschlossen, die ihnen als Führer bei der Besichtigung der Stadt beigegeben worden waren. In dem kurzen, aber herzlichen Abschied, den die deutschen Soldaten vor ihrer Abreise von ihren Wiener Kameraden nahmen, kam diese Freundschaft zu besonderem Ausdruck. Auch die Offiziere des deutschen Detachements verabschiedeten sich in der Kaserne von den Wiener Offizieren mit herzlichen Worten des Dankes für ihre überaus gastfreundliche und liebevolle Aufnahme.

Um 7 Uhr abends trat das deutsche Stutaridetachment unter dem Kommando eines Unteroffiziers im Hof der Kaserne in der Marokkanergasse an. Die gesamte dienstfreie Mannschaft der Kaserne hatte sich rings um die deutsche Abteilung aufgestellt und auch die Regimentskapelle des Deutschmeisterregiments nahm im Hofe Aufstellung. Unter Heil- und Hurraufen marschierte dann die deutsche Truppe in vier Reihen unter Vorantritt der Musikkapelle durch das Kasernenportal auf die Straße. Zu beiden Seiten der deutschen Abteilung, welche die Gewehre geschultert trug, gingen Soldaten des Wiener Hausregiments mit Lampions und geleiteten ihre deutschen Kameraden zum Bahnhof. Längs des ganzen Straßenzuges, den das Stutaridetachment passierte, stand ein vieltausendköpfiges Publikum, das den heldenmütigen Bundesbrüdern zum Abschied stürmische Ovationen darbrachte. Die Wache hatte Mühe, dem Zuge den Weg freizuhalten, denn die breite Ringstraße war fast zu schmal, um dem andrängenden Publikum Raum zu gewähren. Auf dem Marsche bildete sich rasch eine freiwillige Avantgarde von Soldaten aller Truppengattungen, die dem Zuge über die Ringstraße, Franz Josef-Kai, Ferdinandsbrücke, Taborstraße bis zum Nordwestbahnhof voranschritt und immer stärkeren Zuwachs erhielt.

Zu drei Automobilen folgten die Offiziere des deutschen Detachements, an deren Seite österreichische Offiziere saßen. Auch ihnen riefen die Wiener und Wienerinnen, die zu beiden Seiten der Straße in dichtem Spalier standen, stürmisch Heil und Hurra zu. Die Offiziere dankten, süßlich erfreut, mit strammem Gruß.

Vor dem Nordwestbahnhof hatten sich gleichfalls viele hundert Neugierige angesammelt. Das Gedränge war auf dem Platz so arg, daß der ganze Verkehr stockte. Das Herannahen der deutschen Soldaten wurde mit stürmischem Jubel aufgenommen. Die Mannschaften marschierten über die Ankunftsallee auf den Perron. In wenigen Minuten war die große Halle dicht gefüllt mit Militär- und Zivilpersonen. Es hatten sich fast alle in Wien weilenden Mitglieder des deutschen Vereines „Niederwald“ eingefunden. Die Damen verabreichten den Soldaten Geschenke, Blumen, Schwaren und hübsche Zigarettenaschen mit Zigarren und Zigaretten. Längs des Gehsteiges der Abfahrtsseite nahmen die Deutschmeisterkapelle und die Lampionträger Aufstellung, ihnen gegenüber die deutschen Soldaten in Reih und Glied.

Vor der Ankunft der Deutschen hatten sich bereits die Vertreter der Militär- und Zivilbehörden auf dem Bahnhofsperron versammelt. Erschienen waren: Landesverteidigungsminister G. v. J. Freiherr v. Georgi, Kriegsminister a. D. Freiherr v. Schönau, Stadtkommandant FML. Wittl, der Chef des Militärgeographischen Instituts FML. Frank, Militärkommandant Feldmarschalleutnant Fath, der Chef der Verkehrs-truppenbrigade FML. Schleher, FML. Haflich, FML. v. Georgi, GM. Fiedler, Statthalter Freiherr v. Wienert und Gemahlin Baronin Anka Wienert, Polizeipräsident Freiherr von Gorup u. a. In Vertretung des deutschen Botschafters Herrn v. Tschirschky, der sich bereits im Kasernenhof von den Offizieren und der Mannschaft des deutschen Detachements verabschiedet hatte, war Oberleutnant Prinz Erbach erschienen. Die polizeilichen Vorkehrungen leitete Zentralinspektor Oberpolizeirat Dr. Pamer, unterstützt vom Wachkommandanten Dr. Herzmann und dem Polizei-

Das deutsche Stutaridetachment in Wien.

Parade vor der deutschen Botschaft.

Gestern vormittag fand vor der deutschen Botschaft eine Parade des Stutaridetachements statt, das dem Botschafter und der deutschen Reichsflagge eine imposante militärische Huldigung darbrachte. Nach 10 Uhr fuhr der Kommandant der Abteilung, Major Schneider, in der Galauniform des Seebataillons mit Oberleutnant Apel vom Hotel Imperial in die Kaserne in der Marokkanergasse, um das dort untergebrachte Detachment abzuholen, während sich die andern Offiziere direkt zur Botschaft begaben. Gegenüber der Botschaft, von der eine mächtige schwarzweißrote Fahne flatterte, hatte sich unterdessen eine große Menschenmenge angesammelt. Gegen 11 Uhr rückte die Mannschaft des Detachements in Kalkiparadeuniform, geführt von Major Schneider und einem Hauptmann unseres 84. Infanterieregiments und begleitet von Deutschmeisterunteroffizieren unter den brausenden Hoch- und Hurraufen der Menge in strammem Paradeschritt vor der Botschaft in der Metternichgasse an und nahm in zwei Reihen Aufstellung. Am linken Flügel standen die Offiziere der Abteilung, deren Ehrenbezeichnung Oberleutnant Apel kommandierte. Oberleutnant Prinz zu Erbach von der deutschen Botschaft, der die Uniform des Kaiser Franz-Garde-regimentes trug, erstattete dem Botschafter v. Tschirschky die Meldung, der alsbald, begleitet von den Herren der Botschaft, auf der Straße erschien, und die stramm präsentierende Truppe mit den Worten: „Guten Morgen, Soldaten!“ begrüßte. „Guten Morgen, Excellenz!“ antworteten die Soldaten mit kräftigen Stimmen. An der Seite des Majors Schneider schritt sodann der Botschafter die Front der Truppe ab.

Major Schneider trat hierauf vor und hielt mit lauter Stimme folgende Ansprache an den Botschafter:

„Euer Excellenz! Seit einem Jahre fern von der deutschen Heimat, zieht es uns in dieser schweren Stunde mit aller Gewalt wieder nach deutschem Boden. Wir wollen es uns aber nicht versagen, Euer Excellenz als dem Vertreter des Deutschen Reiches und des obersten Kriegsherrn sowie der deutschen Flagge unsere ehrerbietigen Grüße darzubringen. Als treue deutsche Soldaten können wir dies nicht anders tun, als indem wir ausrufen: „Seine Majestät Kaiser Wilhelm hurra!, hurra!, hurra!“

Zu die brausenden Hurraufe der Soldaten stimmte auch das Publikum begeistert ein. Die Truppe defilierte nochmals vor dem Botschafter, der sich mit herzlichen Dankesworten von Major Schneider und den andern Offizieren verabschiedete. Die Truppe marschierte dann zum Hotel Imperial, um dort die Fahrt einzusteuern, und kehrte hierauf in die Kaserne zurück.

Ein Frühstück beim Grafen Berchtold.

Um 1 Uhr nachmittags fand für die Offiziere des Detachements im Palais des Ministeriums des Aeußern beim Minister Grafen Berchtold ein Frühstück statt.

An dem Dejeuner nahmen unter andern teil: Minister des Aeußern Graf Berchtold und

Gemahlin, Sektionschef v. Musil, Kriegsminister Krobatin, Landesverteidigungsminister Freiherr v. Georgi, Konteradmiral Railer und der deutsche Botschafter von Tschirschky. Der Kommandant des Detachements Major Schneider überreichte der Gräfin Berchtold ein Blumenbukett. Das Dejeuner dauerte bis nach 3 Uhr.

Das deutsche Skutari-detachement in
Wien.

Bezirksleiter Polizeirat Czsch. Der Direktor der Nordwestbahn Ministerialrat Dr. Geutebrück hatte sich gleichfalls eingefunden, ebenso der Stationsvorstand kaiserlicher Rat Dits.

Die Musikkapelle spielte einige Militärmärsche, darunter auch das Lied „Wir halten fest und treu zusammen“, das von allen Anwesenden unter stürmischen Hoch- und Heilrufen mitgesungen wurde. Die deutschen Soldaten sangen dann „Die Wacht am Rhein“, die neuerlich stürmischen Jubel auslöste. Bevor die Soldaten den Zug bestiegen, trat ihr Kommandant Major Schneider vor die Front und hielt eine kurze Ansprache, in der er der überaus gastfreundlichen Aufnahme in Wien und der Waffenbrüderschaft der beiden Völker gedachte. Mit einem stürmisch aufgenommenen Hoch auf unsern Kaiser schloß er seine Rede.

Stadtkommandant F.M. Wilkull antwortete ebenso kurz mit herzlichen Worten und brachte ein dreifaches Hoch auf Kaiser Wilhelm aus.

Die Kapelle intonierte die österreichische und die deutsche Hymne.

Die Zeit der Abfahrt war inzwischen nahegerückt. Der Zug für die Soldaten war bereits eingefahren und die Einwaggonierung begann. Für die Mannschaft waren Personenwagen dritter Klasse, für die Offiziere Abteile erster und zweiter Klasse bereitgestellt. Die Abschiedsszenen waren ungemein herzlich. Man sah, wie sich unsere Soldaten und ihre deutschen Kameraden wiederholt umarmten und küßten. Die wenigen Tage des Beisammenseins hatten herzliche Freundschaftsbände geknüpft. Als die Deutschen bereits in den Waggons standen, zogen sie noch ihre österreichischen Kameraden zur Fensterbrüstung empor, um sich mit Umarmung zu verabschieden.

Wenige Minuten nach 19 Uhr ertönten schrille Pöfse, das Signal zur Abfahrt. Die Offiziere des deutschen Detachements verabschiedeten sich von ihren österreichischen Kameraden und bestiegen ihre Coupés. Die Kapelle intonierte das „Sei Dir im Siegerkranz“, die schwarzgelbe und die deutsche Fahne, die zwei Soldaten trugen, senkten sich, und unter brausenden Hoch- und Heilrufen setzte sich der Zug langsam in Bewegung.

* * *

Gestern nachmittag hatten die Wiener Zugsführer Alois Sturm vom Feldhaubitregiment Nr. 2 und Robert Sidenberg vom Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 die deutschen Kameraden vom Skutari-detachement zu einem Ausflug auf das Schloß Cobenzl eingeladen. In mehreren Automobilen wurde die Fahrt dorthin angetreten. Die deutschen Gäste waren von der herrlichen Umgebung Wiens entzückt und äußerten sich in Worten der Dankbarkeit gegen ihre österreichischen Kameraden für den Genuß, der ihnen durch diesen Ausflug bereitet wurde. Auf dem Cobenzl wurden die Soldaten von Kommerzialrat Weinberger auf das gastlichste bewirtet, wofür Zugsführer Sturm in einer Ansprache seinen Dank ausdrückte.

Die deutschen Soldaten waren überall, wo sie mit ihren österreichischen Kameraden erschienen, Gegenstand herzlicher Sympathie.

6./9. 1914

Die Abreise des deutschen Skutaridetachements.

Wien, 5. September.

Mit all der Herzlichkeit, die Wien und die Wiener zum Ausdruck bringen können, haben heute Abend viele Tausende den deutschen Wajfenbrüdern, die auf dem Rückmarsche von Skutari nach Berlin Schulter an Schulter mit unsrer Truppen bei Bisegrad gekämpft haben, das Geleit zum Bahnhofe gegeben. Satten sich schon bei der Ankunft der deutschen Truppenabteilung die freundschaftlichen Gefühle der Wiener Bevölkerung darin kundgetan, daß viele Tausende vom Abend bis in die Morgenstunden ausharrten, um den Wajfenbrüdern einen der Vollstimmung entsprechenden Willkommgruß zu bereiten, hatten in den drei Tagen, während welcher die deutschen Soldaten sich in Wien aufhielten, hoch und nieder, alt und jung, reich und arm nicht nur jede sich darbietende Gelegenheit benützt, sondern solche Gelegenheiten eigens herbeigeführt und gesucht, um den Volks- und Kampfgenoßen aus dem verbündeten Reiche Liebes zu erweisen und ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten, so war der Abschied der deutschen Soldaten von Wien ein überwältigender Beweis für die Aufrichtigkeit des immer wieder zum Ausdruck gebrachten Zusammengehörigkeitsgefühles. Die Tage des deutschen Soldatenbesuches in Wien standen im Geiste des deutschen Volksliedes, das in letzter Zeit so oft in den Straßen Wiens erklingen ist: „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit.“

Lange bevor die Zeit des Abmarsches gekommen war, strömte das Publikum aus den äußeren Bezirken in die Innere Stadt und in die Leopoldstadt und begann längs des Weges, den die militärischen Gäste von der Schwarzenberg-Kaserne zum Nordwestbahnhofe zurückzulegen hatte, Spalier zu bilden. Immer dichter schlossen sich die Reihen aneinander, immer schwieriger gestaltete sich der Verkehr, und nur mit Mühe gelang es der Polizei, die mittlere Bahnbahn auf der Ringstraße über den Franz Josefsplatz, Ferdinandsbrücke, Taborstraße freizuhalten. Geduldig harrte die Menge. Vorüberfahrende Kranken- und Verwundetentransporte wurden lebhaft akklamiert. Dann hieß es: „Jetzt kommen sie!“ Und tatsächlich bogen von der Stadtparkseite der Johannesgasse einige offene Automobile in die Ringstraße ein, in denen die den Wienern so schnell vertraut gewordenen jansfarbigen Uniformen und Tropenhelme sichtbar wurden. Losender Jubel erhob sich, man winkte und schrie Hurra. Und doch machte sich eine gewisse Enttäuschung geltend, daß die Wagen so schnell vorübergefahren waren. „Aber das können doch nicht alle sein. Wo wären denn unsere Soldaten, die sie begleiten sollen? Es müssen ihrer noch kommen.“ So und ähnlich klang es durch das ganze Spalier, und bald folgte die Aufklärung dahin, daß die Verwundeten und Maroden mit der Sanitätsmannschaft vorausgefahren waren. Und man harrte der anderen voll Spannung und mit dem Bedürfnisse, seinen Gefühlen lauten recht lauten Ausdruck zu geben, als wenn es bis an die Seine, Nawa und Themse klingen müßte, daß Bevölkerung und Heer der beiden Staaten als ein geschlossener Block dastehen.

Undurchdringliche Menschenmassen stauten sich auf dem Schwarzenbergplatze und in den Straßen, die zu den neuen, auf den Grundrissen der ehemaligen Heumarillaserne errichteten Kaserne führen. Die Polizei hatte Mühe, soviel Weg frei zu halten, als die Truppe zum Abmarsch benötigte. Zwei Reihen berittener Sicherheitswache eröffneten den Zug, der überall mit brausenden Hoch-, Heil- und Hurraufen empfangen wurde. Die Männer winkten mit den Hüten, die Frauen mit Tüchern. Zahlreiche bunte Papierlaternen flammten im Spalier auf und wurden geschwenkt, auch Fähnchen wurden geschwungen. Von den Fenstern der am Wege liegenden Häuser, die zum Teil festlich beleuchtet waren, stimmten Herren und Damen in die Rufe ein, die von der Straße heraufklangen, und die Ovationen setzten sich den ganzen Weg ununterbrochen und mit unverminderter Stärke fort. Den vortrittenen Polizisten folgten mehrere Reihen in Zugsbreite entwidelter Mannschaften der Ersatzkompanie des Deutschmeisterregiments, dann folgte in der gleichen Entwicklung eine Abteilung, in der Soldaten und Landsturmmänner aller Waffengattungen eingeteilt waren. Ihnen schlossen sich etwa fünfzig Unteroffiziere an, denen die freiwillige Marschmusik der Deutschmeister sich anreihete. Zugleich begann zu beiden Seiten des Zuges ein ambulantes Spalier von Lampionträgern des Deutschmeisterregiments. Dann in einem Abstand von zehn Schritten Major Schneider strammten Schrittes mit gezogenem Degen. Und nun das Detachement mit den Spielern und dem Fahnenbandträger an der Spitze. Den Abschluß bildete Sicherheitswache zu Fuß. Und kaum hatte der Zug die Stelle passiert, als die im Spalier stehenden nachdrängten und womöglich vorzulaufen versuchten, um die Deutschen noch einmal zu sehen und ihnen noch einmal irgendein herzliches Wort zuzurufen. Beim Passieren des Denkmals des Heerführers Fürsten Schwarzenberg kommandierte Major Schneider die Koppendung und leistete den Salut.

Vor dem Kriegsministerium hatten mehrere hundert Offiziere Aufstellung genommen. Als der Zug nahte, richteten sich unsere Soldaten ohne jedes Kommando selbst gerade aus und „Kopfen“ in forschem Paradeschritt vorüber. Das deutsche Detachement wurde zum Stehschritt kommandiert und mit gekentem Sabel führte Major Schneider seine Truppe an dem Offizierskorps vorüber, das in Habachtstellung mit der

Hand an der Kappe der Desfilierung, dem militärischen Abschiedsgruß, bewohnte. Dann ging es weiter zum Bahnhof unter den Klängen flotter Märsche.

Auch Kriegsminister FML. Ritter v. Probatin sah von einem Balkon des Ministeriums den Abziehenden nach und winkte ihnen seinen Gruß zu. So kam denn die Truppe über den Kai, wo die Kundgebungen fort dauerten, und durch die menschenerfüllte Taborstraße zum Nordwestbahnhof, wo die Soldaten um 1/9 Uhr eintrafen.

Auf dem Nordwestbahnhofe.

Im Bahnhofe hatten sich eingesunden: Minister für Landesverteidigung G. d. F. Freiherr v. Georgi, Statthalter Dr. Freiherr v. Bienerth und Baronin Bienerth, FML. Wikullil, Militärkommandant FML. Fath, Polizeipräsident Freiherr v. Gorup, Sektionschef im Kriegsministerium FML. v. Schleyer, der Kommandant des Militärgeographischen Instituts FML. Otto Frank, in Vertretung des deutschen Botschafters Herr v. Tschirschky und Bögendorff, der sich bereits in der Kaserne von dem Detachement verabschiedet hatte, der zur Botschaft kommandierte Oberleutnant Prinz zu Erbach-Schönberg, Präsident des Obersten Landwehrgerichtshofes FML. Franz v. Georgi, FML. Freiherr v. Hübl, SM. Heinrich Freiherr v. Fiedler, SM. Raffay, Nordwestbahndirektor Ministerialrat Dr. Geutebrück, die Herren der bayerischen und sächsischen Gesandtschaft, Zentralinspektor der Sicherheitswache Oberpolizeirat Dr. Pamer, Polizeibezirksleiter Polizeirat Gregor, Oberkommissar Czech, Stationsvorstand Tieg, Major im Generalstab v. Pleugner und Major Hubert, Oberinspektor Doktor Losig, die Bezirksinspektoren Dr. Herzmann und Dr. Wierzina, zahlreiche Mitglieder des reichsdeutschen Vereines „Niederwald“ und viele Wiener und Wienerinnen.

Auch im Bahnhofe wurden die Deutschen mit hellem Jubel begrüßt; mit den Fahnen und den Lampions stellten sie sich auf dem Bahnsteig auf. Die Musik spielte einige patriotische deutsche und österreichische Weisen und die Mitglieder des „Niederwald“ beschenkten die 120 Soldaten mit Zigarrentaschen, mit Zigarren und Zigaretten. Vor der Abfahrt stimmte die Musik die „Wacht am Rhein“ an, die frenetischen Jubel hervorrief.

Dann trat der Kommandant des Detachements, Major Paul Schneider, vor die Front und brachte ein Hoch auf Kaiser Franz Josef aus. Die Mannschaft und die anderen Gäste nahmen, während die Musik die Volkshymne anstimmte, das Hoch mit Begeisterung auf.

Nunmehr ergriff FML. Wikullil das Wort und brachte ein Hoch auf Kaiser Wilhelm II. aus. Die Musik stimmte das „Heil Dir im Siegertranz“ an, und die Mannschaft und alle Anwesenden stimmten jubelnd in den Hochruf ein. Dann wurde: „Habt acht!“ kommandiert. Die Mannschaft wurde zum Einsteigen befohlen, und unter herzlichen Abschiedszenen bestiegen die Soldaten die Waggons des Sonderzuges. Unter den Klängen der deutschen Hymne setzte sich der Zug in Bewegung. Aus den Waggons und vom Bahnsteig wurde noch lange gewinkt, ehe der Zug im Dunkel verschwand.

Vormittags um 11 Uhr hatte das Skutaridetachement der Flagge des Deutschen Reiches auf dem Gebäude der deutschen Botschaft in der Metternichgasse die Ehrenbezeugung geleistet. Lange vorher hatte sich die Gasse mit zahlreichen Wienern und Wienerinnen gefüllt; und, als um 11 Uhr das Detachement unter Kommando des Majors Schneider in Doppelreihen, begleitet von Deutschmeisterunteroffizieren und einer vielhundertköpfigen Menschenmenge, anrückte, erklangen stürmische Hoch- und Hurraufen. Der deutsche Botschafter, Herr v. Tschirschky und Bögendorff, der mit den Herren der Botschaft erschienen war, schritt mit dem Oberleutnant Prinzen zu Erbach und dem Major Schneider die Front ab. Dann trat Major Schneider vor die Front des Detachements und hielt eine kurze Ansprache an den Botschafter, in der er ausführte, daß das Detachement, das schon seit Jahresfrist ferne der Heimat gewelt habe, von dem glühenden Wunsche befeelt sei, nach Deutschland zu eilen und an dem Kampfe gegen die Feinde in Ost und West teilzunehmen. Es sei ihnen Bedürfnis, der deutschen Fahne auf deutschem Boden und dem Vertreter des Allerhöchsten Kriegsherrn die Ehrenbezeugung zu erweisen; sie täten das in der altgewohnten Weise mit dem Rufe: Se. Majestät Kaiser Wilhelm lebe hoch! hoch! hoch! Jubelnd und begeistert stimmte das vor der Botschaft angesammelte Publikum in die Hochrufe ein.

Der Botschafter dankte dem Führer des Detachements in herzlichen Worten, worauf die Soldaten vor dem Botschafter desfilerten und dann durch die Strohgasse in die Kaserne abmarschierten, immer von den Kundgebungen der Menge begleitet.

7/9. 1914.

Das Skutaridetachment.

Beim Ueberschreiten der österreichischen Grenze hat der Kommandant des Skutaridetachements Major S ch n e i d e r aus Teitschen an den Bürgermeister Dr. We i s f i r c h n e r nachstehendes Telegramm gerichtet:

„Tiefgerührt von der liebenswürdigen Aufnahme und dem überwältigenden Abschied, den uns die sympathische Bevölkerung Wiens bereitet hat, bitten wir Eure Excellenz, derselben nochmals unseren aufrichtigsten Dank zu sagen. Wir nehmen die Ueberzeugung in die Heimat mit, daß uns bundestreue Herzen entgegenschlugen und wir danken für die Erinnerungsgaben, die den Offizieren und der Mannschaft stets die angenehmsten und schönsten fern der Heimat verlebten Stunden zurückrufen werden. Mit dem Wunsche, die herrliche Stadt Wien möge nur glücklichen Stunden entgegensehen, verlassen wir den Boden Oesterreich-Ungarns.“

Aus Teitschen, 6. d., wird uns gemeldet: Das Skutaridetachment wurde vormittags in Teitschen festlich empfangen und von der Stadt bewirtet. Bezirksoberkommissär U l m feierte die Waffenbrüderschaft gegen die Welt von Feinden. Major S ch n e i d e r dankte und brachte ein Hoch auf Kaiser Franz Joseph aus.

8/9. 1914.

* (Kaiserhuldigungsfeier der Deutschmeister.) Das Ersahbataillon des Wiener Hausregiments Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 veranstaltete gestern nachmittags um 6 Uhr im Festsaale des Kaufmännischen Vereines eine Huldigungsfeier, deren Reinerträgnis den Witwen und Waisen von auf dem Felde der Ehre gefallenen Regimentskameraden gewidmet ist. Die Feier wurde durch den Besuch des Erzherzogs Eugen, der in Begleitung des Dienstkammerers Major Samrecsanbi erschienen war, ausgezeichnet. Unter den Anwesenden sah man ferner Oberst Subrić, Oberstleutnant Painovich, Major Pach in Vertretung des Militärkommandos, Obermagistratsrat Doktor Nüchtern in Vertretung des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner, Leutnant Dr. Daniel v. Gise in Vertretung des Platzkommandanten, Feldmarschalleutnant Fath, ferner Deputationen des Wiener Bürgerscharfschützenkorps, Hofrat Doktor Hermann Maria Gisel in Vertretung des Oesterreichischen Jagdklubs, eine Abordnung des Wiener Schützenvereines und des Hoch- und Deutschmeister-Militärveteranenvereines. Die überaus glänzend verlaufene Feier wurde durch die österreichische Volkshymne und die deutsche Hymne eingeleitet, die von der Musikkapelle der Reservisten unter Leitung des Kapellmeisters Eisenprobst gespielt wurden. Hauptmann Zdanowitsch, der im Verein mit Oberstleutnant Painovich und Major Friedinger die Anregung zu der Veranstaltung gegeben hatte, hielt eine Festrede, in der er betonte, daß die Deutschmeister keineswegs in den ersten gegenwärtigen Zeiten Vergnügungen suchen, sondern ausschließlich die Absicht haben, die Mittel für die Unterstützung der Witwen und Waisen gefallener Kameraden zu beschaffen. Sodann wurde das Programm absolviert, bei dem die Hofschauspieler Gerasch und Frau Wohlgemut, die Hofopernmitglieder Frau Lucie Weidt und Josef Schwarz sowie Herr Schönhof vom

Johann Strauß-Theater mitwirkten. Die Klavierbegleitung besorgte Professor Foll vom Hofopernorchester. Um den artistischen Teil der Feier hatten sich Leutnant Braun und Reserbefeldwebel Kolisch verdient gemacht. Erzherzog Eugen verblieb bis zum Schluß der Vorträge und lud sodann die Künstler und Künstlerinnen, die bei der Feier mitgewirkt hatten, ein, an seiner Tafel das Souper zu nehmen.

Defilierung vor dem Kriegsministerium.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“)

Zu einer großartigen Kundgebung gestaltete sich die gestern erfolgte Abreise der ersten Kompagnie der Wiener polnischen Legionäre, die auf den Kriegsschauplatz ziehen, um in den Reihen unserer Armee gegen den Feind zu kämpfen. Der Abmarsch erfolgte von der Realschule in der Walseggasse auf der Wieden, die den Legionären bisher als Kaserne gedient hat. Einhundertsechzig Legionäre der hiesigen Polenkolonie hatten sich dort versammelt. Sie sind ganz genau wie die österreichisch-ungarischen Soldaten in Felduniform adjustiert. Statt der Kappe tragen sie die Konfederatka, die der polnische Adler ziert. Zu ihrem Abmarsch versammelte sich das hiesige polnische Komitee und verabschiedete sich im Beisein zahlreicher Würdenträger und fast der gesamten hiesigen Polenkolonie in feierlicher Weise von den Legionären. Es hatten sich eingefunden: der Leiter des galizischen Ministeriums Dr. Ritter v. Morawski, der Obmannstellvertreter des Polenklubs Dr. Ladislaus Ritter v. Czajkowski, Viehbürgermeister Hirshammer, Sektionschef Dr. Ritter v. Madenski, die Ministerialräte Abgeordneter Dr. Rosner und Dr. Ritter v. Struszkiewicz, Ministerialrat v. Twardowski, die Hofräte Dr. Wilhelm Binder und Karl Ritter v. Lojinski, Sektionsrat Dr. Alfred Ritter v. Whycki Odrowaz u. v. a. Der Obmann des Wiener Polenkomitees Herrenhausmitglied Ritter v. Zgorzki hielt eine Ansprache an die Legionäre. Im Anschluß an diese begeisterte Huldigung wurde an den Monarchen eine Huldigungsdepesche abgeleitet.

Nun marschierte die Kompagnie in militärischer Strammheit zum Nordbahnhof ab. Kaum hatte die Kompagnie das Gebäude verlassen, als begeisterte Ovationen einsetzten die den ganzen Weg anhielten. Der Zug bewegte sich über die Wiedner Hauptstraße die verlängerte Kärntnerstraße auf den Ring und zum Kriegsministerium. Die Legionäre wurden mit Blumen beworfen. Man schwenkte Hüte und winkte mit Tüchern. Viele Damen durchbrachen das Spalier und reichten den Legionären Blumen. Vor dem Kriegsministerium defilierten die Legionäre vor dem Sektionschef im Kriegsministerium FML v. Schleyer. Der General drückte dem Kommandanten der Kompagnie Ingenieur Galica seine vollste Befriedigung über Haltung und Aussehen der Legionäre aus.

Auf dem Nordbahnhof hatten sich in besonders großer Zahl die hiesigen Polen versammelt. Auch sie nahmen in herzlichster Weise von den opfermütigen Landsleuten Abschied. Der Vizepräsident des Roten Kreuzes, Ministerpräsident Dr. Freiherr v. Beck, der im Bahnhofe weilte, hielt, umgeben von den Damen und Herren vom Roten Kreuz, an die Legionäre eine zündende Ansprache. Die Damen des Roten Kreuzes überreichten den Legionären Liebesgaben, und dann hielt Herrenhausmitglied Ritter v. Zgorzki eine kurze Anrede des Abschiedes. Er schloß mit einem abermaligen Hoch auf den Kaiser,

das die Legionäre mit jubelnder Begeisterung aufnahmen. Die Volkshymne wurde von der Kapelle angestimmt und von den Legionären mitgesungen; dann ertönte noch das „Nuch ist Polen nicht verloren...!“, und die Legionäre bestiegen den Zug, der sich um 5 Uhr 22 Minuten nach Krakau in Bewegung setzte.

9./9. 1914.

Patriotische Kundgebungen.

Gestern abends nach dem Bekanntwerden des Falles von Mauberge kam es in den Straßen der Stadt zu begeisterten Manifestationen für die verbündeten Mächte. Gegen 8 Uhr abends hatte sich vor dem Kriegsministerium eine große Menge angesammelt. Eine Gruppe von jungen Leuten zog von hier zum deutschen Konsulat, dann zum Deutschmeisterdenkmal, zum Tegetthoff-Denkmal und schließlich zum Kriegsministerium zurück. Auf dem Wege wurden patriotische Lieder gesungen und Hochrufe auf die Verbündeten ausgebracht. Vor dem Kriegsministerium bestiegen die Führer des Zuges, denen eine schwarz-gelbe Fahne und ein weißes Banner mit dem Reichsadler vorangetragen wurden, die Stufen des Coch-Denkmals. Einer der Manifestanten richtete an die um das Denkmal versammelte Menge eine kurze Ansprache, in der er sie aufforderte, wegen der vorübergehenden Räumung Lembergs nicht pessimistisch zu sein. Die Feinde der Verbündeten würden besiegt werden. Ein zweiter junger Mann erklärte in ungarischer Sprache, die in Wien lebenden Ungarn fühlen sich eins mit den Wienern. Dann wurde wieder eine Reihe patriotischer und vaterländischer Lieder gesungen. Die Menge begab sich hierauf vor das Radeky-Denkmal, wo die deutsche und die österreichische Hymne mit großer Begeisterung gesungen wurden. Die Manifestation schloß mit stürmischen Hurra-Rufen auf die verbündeten Mächte.

10./9. 1914.

* **Wie an an' Sonntag!** Täglich wächst die Zahl der vielen, die die Büge, die Kompagnien, die Regimenter der Arbeitslosen ausmachen. Täglich sind es um Hunderte mehr, denen der Krieg Arbeit und Brot aus den Händen reißt. Man sieht sie allerorten, die Unglücklichen, die sich jetzt einer unwillkommenen Last hingeben dürfen. Wer da jetzt zum Beispiel durch die Gürtelanlagen wandert, dort, wo die Straßen und Gassen der Arbeiterbezirke in ihr schon kümmerlicher werdendes Grün münden, dem stoßen dort immer wieder Hunderte von jenen auf, die jetzt Zeit, so viel Zeit haben. Wer offene Augen hat, der weiß längst, daß auch in gewöhnlichen Zeiten auf den Bänken der Gürtelanlagen so mancher zu sehen ist, der notgedrungen seine Hände in den Schoß legen muß. Jetzt sind sie dort in großer Menge zu schauen. Sie füllen Bank um Bank. Sie gehen die Alleen hin, kehren wieder zurück. Sie stehen herum, dort und da. Mancher sitzt stumm und still, wie niedergedrückt von seinem Kummer, die Augen verloren auf die Stiefel geheftet, die den Dienst versagen wollen. Andere reden dies und das, doch kehren sie stets wieder zu dem Elend der Arbeitslosigkeit zurück. Gruppen da, Gruppen dort, laute und stille Gruppen. Viele sind hier mit Weib und Kind. Verwirreter Lärm dringt empor. Wohin man sieht, überall Muße . . . Da schlendern zwei durch all das Getriebe. Und der eine schaut vor sich in die belebte Allee und sagt mit bitterem Lächeln und mit leiser Stimme: **Wie an an' Sonntag! . . .**

10./9. 1914.

Große patriotische Vorstellungen im Zirkus Schumann. Die Stätte des prächtigen Vergnügens im Dienste stolzer vaterländischer Gesinnung und dem edlen Samaritanerwerke des „Roten Kreuzes“ gewidmet! Eine vorbildliche Aufgabe, die da Direktor Schmergel geschaffen, als er am letzten Samstag sein populäres Haus mit „Viribus unitis“, einem patriotischen Kriegsschauspiel in 9 Bildern von Josko Schubert, mit Gesangseinlagen von Oskar E. Schubert, wieder eröffnete. Ein Stück, das voll und ganz der bedeutungsvollen Zeit, in der wir leben, gerecht wird und als Haupthandlung jene ja in allen Ecken der Monarchie herrschende Stimmung der Vaterlandsliebe in mächtig wirkenden Bildern auf die Bühne bringt. Des Kaisers Schmerz, der Völker Erwachen über die schreckensvolle Sarajevoer Mordtat bringt der Prolog zum Ausdruck, an dem sich dann die weiteren einzelnen Bilder, „Vor der Einberufung“, „Abschied der Einberufenen“, „Unglückliche Liebe“, „Bundestreu“, „Im Kriegslager“, „Die Schlacht“, „Die Sieger“ und als ein würdiger Abschluß die „Kaiserhuldigung“ anschließen. Ein Sturm der Begeisterung durchbrauste das Haus nach jedem Fallen des Vorhanges, „O, Du mein Oesterreich“, „Die Wacht am Rhein“, das „Prinz-Eugen-Lied“ und zum Schlusse die „Volks hymne“ klang, von Hunderten und Hunderten begeistert gesungen, durch den weiten Raum. Von den musikalischen Einlagen des Werkes mag der patriotische Marsch „Und wenn die Welt voll Teufel wär, wir haue'n mitten drein!“ von Chmel und Homunkulus, sowie das zündende Lied „Aber dreschen werden wir sie doch“ von

Hugo Eitlinger besonders hervorgehoben werden. Die Mitwirkenden waren mit Liebe bei der Sache, und den Damen Ruper, Fürst, Niklas, Fischer, sowie den Herren Eitlinger, Kunert, Fürst, Stoll, Paulmann und Flottewell gebührt ein Hauptanteil an dem großen Erfolge, der, da von allen Vorstellungen ein Teil des Reinertrages dem „Roten Kreuz“ zufließt, doppelt erfreulich wirkte.

10. 9. 1914.

Exemplarische Verurteilung wegen Verbreitung beunruhigender Gerüchte. Am 2. August wurde das Polizeikommissariat Alsergrund in einer vertraulichen Anzeige aufmerksam gemacht, daß der Beamte der Böhmi-

schen Industrialbank Miroslaw Andrejs in dem Friseurgeschäft des Ulrich Kuzicka in der Bahngasse allerlei beunruhigende Gerüchte verbreite, daß er sich ferner über die Siege der deutsch-österreichischen Armee abfällig äußerte und ein unserer Monarchie feindliches Benehmen zur Schau trage. Die polizeilichen Erhebungen ergaben, daß tatsächlich Andrejs, der nach den Aussagen mehrerer Zeugen seit jeher als enragierter Panflawist galt, im genannten Friseurladen, wo er Stammkunde war, eine Reihe unwahrer und beunruhigender Gerüchte im höhnischen Ton verbreitet habe. So hatte Andrejs insbesondere erzählt, daß seitens eines hochgestellten Offiziers, dessen Namen er auch nannte, Verrat geübt wurde, hatte sich ferner über das Verhalten Italiens gegenüber Oesterreich abfällig geäußert, hatte weiter über den Selbentod eines hohen österreichischen Offiziers eine beunruhigende Mitteilung gemacht, hatte endlich über das Vorgehen unserer Soldaten gegenüber der Zivilbevölkerung unwahre, das Ansehen der Armee herabsetzende Behauptungen aufgestellt. Andrejs wurde verhaftet und zunächst dem Landwehrgericht überstellt. Dieses Gericht trat den Akt dem Bezirksgericht Josefstadt ab, wo gegen Andrejs die Anklage wegen Verbreitung beunruhigender Gerüchte erhoben wurde. In der gestrigen vor dem Bezirksrichter Dr. Pohl durchgeführten Verhandlung stellte der Beschuldigte, verteidigt von Dr. Wilhelm Raubitschek, entschieden in Abrede, die ihm zur Last gelegten Äußerungen gemacht zu haben. Der Zeuge Wenzel Schramel, Friseurgehilfe bei Herrn Kuzicka, gab unter anderem an, daß Andrejs seit jeher eine Vorliebe für die Tschechen gezeigt habe, daß er tatsächlich im Friseurladen über die Haltung Italiens gegen Oesterreich beunruhigende Mitteilungen gemacht, daß er ferner von dem erwähnten Verrat gesprochen und den Namen des angeblichen Verräters genannt habe. Andrejs — erklärte der Zeuge — habe sich zwar nicht über den vermutlichen Ausgang des Krieges geäußert, jedoch sich anscheinend gefreut, wenn vom Kriegsschauplatz keine besonders guten Nachrichten eingelangt wären. Der Zeuge Friseur Friedrich Kuzicka bestätigte im wesentlichen die Angaben des vorigen Zeugen und fügte hinzu, daß Andrejs in höhnischem Ton den Namen des angeblichen Verräters, eines höheren Offiziers, nannte, worauf er (Zeuge) gesagt habe, daß, wenn dies wahr wäre, ein Strich für einen solchen Verräter eine zu geringe Strafe wäre. Nach durchgeführtem Beweisverfahren fand der Richter den Angeklagten schuldig und verurteilte ihn zu sechs Wochen strengem Arrest. Nach der Verhandlung übergab der Richter dem Angeklagten einen kurz vorher bei dem Gericht eingelangten rekommandierten Brief der Böhmisches Industrialbank, in dem diese dem Andrejs seine durch mehrere Jahre bei der Bank innegehabte Stelle kündigt.

Bei den verwundeten und kriegsgefangenen Russen.

Ein Besuch in der Stiftskaserne.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Die großen, ausgedehnten Räumlichkeiten der Stiftskaserne dienen gegenwärtig als Lazarett. Sie sind alle bis hinauf zum dritten Stock mit Verwundeten und Kranken belegt. In einem Hofstraß sind die russischen Verwundeten untergebracht. Völlig abgetrennt von den österreichischen Patienten. Für diejenigen, die am schwersten verwundet sind, sind drei Krankensäle des dritten Stockwerkes reserviert.

Sie sind alle feise, stämmige Burschen, diese russischen Infanteristen. Viele sind blondhaarig und der gutmütige, etwas stumpfe Ausdruck in den breitknöchigen Gesichtern erinnert an den geduldigen Blick von großen Neufundländer Hunden. Viele von ihnen sind groß und von breiter Gestalt; sie sind eine massive Rasse. Die meisten kommen vom westlichen Rußland. Bei denen, die aus den östlicheren Regionen kommen, fällt die asiatische Schädelformation doch schon auf: die breitere, stumpfe Nase, die schiefere Lage der Augenstellung. Alle haben die kalyfarbene Uniform an, Kumpfhose und hochgeknappte Bluse, hohe Schafstiefel und Tellerkappe. Den Luxus eines Hemdes kennen die wenigsten von ihnen.

Wenn sie eingeliefert werden, verwundet, müde und erschöpft, sind sie ängstlich, was mit ihnen in Feindesland geschehen mag, und der schwe, verhegte Blick hat etwas Erschütterndes. Sind sie aber nur mehrere Tage in österreichischer Behandlung, so verlieren sie die Angst und sind voll Dankbarkeit für die Freundlichkeit ihrer Wächter und Wärter. Ein Korporal, der echte Typus des liebenswürdigen, gutmütigen Österreicher, sorgt für die Ausspeisung. Sie werden in langer Reihe aufgestellt, und jeder von den ambulanten Verwundeten bekommt morgens, mittags und abends eine Tagesration und mit unparteiischer Genauigkeit sorgt der österreichische Unteroffizier dafür, daß keiner der ihm anvertrauten Gefangenen verkürzt werde. So oft es notwendig ist, werden die Russen, von einer Pflege Schwester und einem Soldaten eskortiert, in die Ambulanz zum Verbinden gebracht. Mit Standhaftigkeit ertragen auch sie die größten Schmerzen. Sie stehen an Energie und Geduld den Österreichern kaum nach, und der Heroismus, mit welchem die österreichischen Mannschaften Schmerzen zu erdulden wissen, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne die Miene zu verziehen, ist schier unbegreiflich. Aber auch die Geduld der Ärzte ist nicht hoch genug einzuschätzen, die mit Ausdauer und Gewissenhaftigkeit ihre Pflicht erfüllen und mit der schönen Humanität, zu der ihr Beruf sie verpflichtet, in Freund und Feind nur den heilungsbedürftigen Menschen sehen. Und die vermehrten Anforderungen, die an die Arbeitskraft der Ärzte gestellt werden, sind enorm.

Es ist nicht leicht, sich mit den Russen zu verständigen. Die Verschiedenheit der Sprache ist eine trennende Kluft. Aber es gibt einige unter ihnen, die Deutsch sprechen. Als einer von den Russen deutsch antwortete und man ihn erstaunt fragte, woher er denn die fremde Sprache verstände, antwortete er ohne weitere Motivierung: „Ich bin ein Jüd.“ Solche Juden gibt es unter den 148 verwundeten Russen mehr als 25, gewiß ein hoher Prozentsatz. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß das Deutsch, welches die russischen Juden, die sich übrigens in der Statur und im Aussehen kaum von den ehyblütigen Russen unterscheiden, ohne weiteres verständlich ist. Ihre Phonetik ist sehr weit von der hochdeutschen Schriftsprache entfernt, und es bedarf schon einer ziemlich starken Phantasie und kräftigen mimischen Unterstützung ihrerseits, um herauszutreiben, was sie eigentlich sagen wollen.

Die eingebrachten Russen sind sämtlich Infanteristen. Diese sind mit den Kosaken nicht zu verwechseln. Die Kosaken sind auch in Rußland gefürchtet. Vor ihrer wilden Mordlust sind sogar die eigenen Offiziere nicht sicher und oft kommt es vor, daß die Offiziere, welche Kosakentruppen befehligen sollen, von der Mannschaft erschlagen werden. Von den Infanteristen hat die Mehrzahl auch im Krieg Menschlichkeit bewiesen und gar mancher von den österreichischen verwundeten Soldaten weiß zu berichten, daß, wenn er schwer verletzt und blutend am Boden lag, ein gleichfalls verwundeter russischer Infanterist ihm mitleidig zu einem Schluß Wasser verholfen habe. Die Russen haben übrigens den größten Respekt vor der österreichischen Tapferkeit. Einer von ihnen, der im japanischen Feldzug die Belagerung von Port Artur mitgemacht hatte, sagte, daß die österreichischen Truppen den japanischen an Tapferkeit und an Treffsicherheit der Geschosse weit überlegen sind.

Keiner von den russischen Infanteristen kann lesen und schreiben. Sie sind alle in einer dumpfen und stumpfen Unwissenheit niedergehalten. Aber wer das dankbare Ausleuchten im Blick sieht, wenn man einem von ihnen eine Wohlthat erweist, merkt, daß auch in diesem armen, geknechteten Volk ein guter Kern steckt. In einem anderen Staate, als Rußland es ist, wäre dieses Volk wahrscheinlich ein bildsames Material.

11./9. 1914.

Die ersten Kriegstrophäen in Wien.**36 russische Kanonen.**

Die Bevölkerung von Wien wird jetzt in nächster Zeit die ersten russischen Kriegstrophäen besichtigen können. Wir haben gestern bereits kurz berichtet, daß ein Transport erbeuteter russischer Feldkanonen in Wien eingetroffen ist und von der Zeugverwaltung im Arsenal übernommen wurde. So erhalten die Zurückgebliebenen die sichtbaren Beweise der Erfolge, die unsere Soldaten mit ihrem Blut erkämpften.

Heute, da die Trophäen noch nicht der öffentlichen Besichtigung zugänglich sind, wird eine Beschreibung der erbeuteten russischen Kanonen besonders interessieren.

Sie sind alle in tadellosem Zustand, und alles deutet darauf hin, daß aus ihnen nicht viele Schüsse abgegeben wurden. Es ist hier in Wien zwar noch nicht bekannt geworden, unter welchen Umständen die 36 Schnellfeuergeschütze erobert wurden, es hat aber den Anschein, daß sie von stürmender Infanterie genommen worden sind. Die Schutzhilde einiger Kanonen sind nämlich von Gewehrköpfen durchlöchert, ein Zeichen, daß die Schüsse angesichts ihrer bewährten starken Durchschlagskraft aus unmittelbarer Nähe abgegeben worden sind. Die Russen haben vor unseren heranrückenden Soldaten ihre Geschütze ganz einfach im Stiche gelassen. Sie haben sich damit begnügt, die Pferdestränge zu durchschneiden und die Bespannung in Sicherheit zu bringen.

Der Augenschein überzeugt uns jetzt von der Wichtigkeit dessen, was unser Kriegs-korrespondent nach den ersten Kämpfen aus dem Kriegspressequartier meldete: daß die russische Armee über ein vortreffliches Artilleriematerial verfügt. Fachleute sprechen sich über die Qualität der erbeuteten Kanonen sehr anerkennend aus. Sie haben das 7,6 Zentimeter-Kaliber, sind aber in Proze, Lafette und Rohr massiver gebaut, als die gleiche Waffe unserer Artillerie. Das Rohr ist länger und stärker als die Rohre unserer Schnellfeuergeschütze und aus Stahl gegossen, während die österreichischen Techniker für die Schnellferrohrre bekanntlich ausschließlich die bewährte Stahlbronze benutzen. Konstruktiv sind die russischen Geschütze von den unsrigen auch durch die Art des Verschlusses verschieden; sie haben Schraubenverschluß, während wir überall den vorteilhafteren und moderneren Flachkeilverschluß anbringen. Trotz dieses kleinen Mangels stehen aber die Geschütze der Konstruktion und dem Material nach ganz auf der Höhe. Und mit ihrem feldbraunen Anstrich sehen sie sehr imposant und drohend aus. Auch die massivere Konstruktion von Proze und Lafette gereicht ihnen, was rasche Beweglichkeit betrifft, nicht zum Nachteil. Sie sind insofern entlastet, als die sechspferdige Bespannung bloß drei Kanoniere zu ziehen hat, die auf dem breiten Sitz der Proze Platz finden. Die zwei auf die Lafette aufgebauten Sitze des österreichischen Feldgeschützes sind den Russen unbekannt. Die zwei Kanoniere, die auf den eisernen Lafettensitzen jeder österreichischen Feldkanone ein heftig durchrütteltes Dasein führen, sind bei den Russen beritten und reiten rechts und links neben dem Geschütz.

Fährt das russische Geschütz in Gefechtsstellung auf, so können die zwei Reiter bei der Bedienung der Kanone auf zwei Radfahrersätteln Platz nehmen, die rechts und links an der Lafette angebracht sind. Fachleute bezeichnen dieses Detail freilich als Mäuschen, weil die zwei Sätteln wenig praktisch angebracht sind, aber sie beweisen doch, daß die Russen das Bedürfnis fühlten, für ihre Feldkanonen noch ein übriges zu tun. Dafür zeugen auch verschiedene Details der Deichsel, der man durch allerlei Vorrichtungen eine möglichst große Widerstandskraft geben wollte. Auch die Proze zeigt in der Ausstattung eine gewisse Leppigkeit. Im Prozenkasten ist ein Fachwerk aus Blech sichtbar, das jedem einzelnen Geschöß einen eigenen Platz gibt. Der Prozensitz ist auf eine dicke Gummidecke gebettet, die den drei Kanonieren auf dem breiten Bod das Stoßen der Räder weniger fühlbar machen soll. Zu erwähnen wäre schließlich, daß unsere Truppen mit jeder Kanone recht viel Geschößmaterial erbeuteten.

Öffentliche Ausstellung der Trophäen.

Die 36 russischen Feldgeschütze werden demnächst öffentlich ausgestellt werden.

Eine kleine Anzahl von Wienern hatte übrigens schon gestern Gelegenheit, die erbeuteten Kanonen zu sehen. Sechzehn Geschütze wurden nämlich gestern provisorisch auf einer Wiese vor dem Haupteingang zum Arsenal aufgestellt. Viele Artilleristen sammelten sich abends dort an. Nach kurzer Zeit hatten sie alle Eigentümlichkeiten der Konstruktion heraus, und wenn ihnen die Gelegenheit geboten gewesen wäre, hätten sie sofort ein kleines Probeschießen veranstalten können.

Feuilleton.

Die weiße Krone.

Die Praterstraße war immer eine Via triumphalis Wiens. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen ist der Einzug der ersten österreichischen Nordbolexpedition. Und dann sah man Monarchen kommen, und Wien begrüßte in dieser breiten Avenue die Verbündeten und Gäste des Kaisers. Aber auch wenn keine illustren Fremden nach Wien kommen, spielt die ehemalige Sägerei gern die Rolle einer Feststraße. Siegt doch am Ausgang der Straße der Prater, und war doch der Weg in den Prater stets ein hochbeliebter Corso des Luxus. Praterfahrten und Maiforso, festliche Frühlingstage und spannungsvolle Renntage fanden hier Oubertüre und Finale. Die Auffahrten der Wiener Lebensfreude gingen immer diesen Weg. Wenn der Winter vorüber war, strömte durch die Praterstraße die Wiener Welt dem Frühling entgegen. In der Chronik aller ernststen und heiteren Ereignisse, die ins Leben der Hauptstadt eingriffen, hatte die Praterstraße ihre Bedeutung. Und heute ist sie abermals eine Via triumphalis geworden, und jeden Abend hallt sie wieder von Hochrufen. Dicht gedrängt sind die Spaltiere, ein Menschengewimmel auf den Bürgersteigen. Erwartung, Spannung auf allen Gesichtern. Man erwartet Verbundene.

Die Büge kommen meist abends auf der Nordbahn an. Mit Sonnenuntergang beginnt die Straße ein verändertes Bild anzunehmen. Um den Tegetthoff steht ein dreifacher Kranz von Menschen. Die Straße hinauf bis zu der Reponnarkirche ist die Fahrbahn eingetaucht von vier- oder fünfschachen Reihen, die sich bis zur Nordbahn fortziehen, wo sie zu einer festgefügten tiefen Schaar sich zusammenballen. Zwischen Spaltier und Bürgersteig ist der freie Raum für Wagen und Trambahn, und auf dem Bürgersteig selbst flutet ununterbrochen bis zur Ferdinandsstraße der dicke Strom der Spaltier-

gänger. Wie noch gab es in Wien eine promeniierende Menge von so vollkommener Stille und Ruhe.

Ueber der Menschenmauer, die am Praterfernen die Straße abschließt, hebt sich die glatte Säule des Denkmals, in deren Marmor die Bogenlampen sich spiegeln. Am Fuß der Säule liegen einige bereits vergilbte Kränze. Und das braune Laub sieht aus wie dunkles Gold. Lautlos ist die Menschenmauer. Die Sicherheitswache zu Pferd hat leichte Mühe, die Passage freizuhalten. Die verblühten, gemütllich-widerpenflichen Zwiesprache zwischen Wachmann und Spalter — uralte Tradition der Wiener Straße — sind heute verstummt. Man fügt sich schweigend und gern. Und der Wachmann selbst auf seinem Pferd blickt gespannt in dieselbe Richtung wie die stumme Menge, die er zurückdrängt. Alles sieht nach dem Tor des Nordbahnhofes. Eine Menge Equipagen, Autos, leere Krankenwagen fahren hinunter. Die Autos tuten, die Krankenwagen pfeifen. Die Trambahn klingelt, man hört den Lärm nicht. Jeder ist so tief in seinen Gedanken, so voll der Erwartung, daß das ganze Straßenleben ihm lautlos erscheint.

Neben mir stehen zwei Frauen. Die eine alt, klein, verrungelt und gebückt. Die andere auch nicht mehr ganz jung, offenbar die Tochter der alten. Sie halten sich beide bei der Hand, blicken starr auf das spiegelnde Pflaster der Straße und warten. Wen erwarten sie? Den Gatten, den Sohn? Ich weiß es nicht. Aber in dieser Erwartung wird ihr Schweigen beredt. Man fühlt, wie sie in ihren Gedanken miteinander reden, ohne der Worte zu bedürfen, wie sie sich gegenseitig trösten, wie sie sich Mut zusprechen, wie sie Vertrauen gewinnen, um es dann mit jähem Ruck wieder zu verlieren, und wie sie dann wieder, erst mühsam und dann schneller und schneller, neue Hoffnung aufbauen! Jeden Abend sah ich die beiden an derselben Stelle stehen. Viele Abende lang. Der, den sie erwarten, hat nicht geschrieen. Sie wissen nicht, wo er ist, sie wissen nicht, ob er lebt oder gefallen

ist, aber vielleicht kommt er gerade jetzt zurück, vielleicht wird er jetzt an ihnen vorbeifahren, und diese Erwartung treibt sie aus der fernem, entlegenen Vorstadt Abend für Abend an diesen selben Fleck.

In einer Gruppe, nicht weit von mir, steht ein alter Jude. Im Kasten, mit Schlafenlocken und langem Bart. Er kommt von weit her, ein Flüchtling, wie es deren heute so viele in Wien gibt. Er erzählt seine Erlebnisse, erzählt die Schrecknisse des Krieges, die er mit eigenen Augen gesehen hat. Ich verstehe kein Wort seiner Sprache. Nur aus dem schmerzlichen Zusammenhang der Brauen, aus dem Zorn des Gesichtes, aus dem Funkeln der Augen, kann ich seinen Bericht miterleben. Und ich weiß, daß er jetzt einen Segen spricht. Einen Segen über die, die ihn gerettet haben, von denen er Freiheit erwartet. In diesem Augenblick hat der alte Mann alles um sich her vergessen. Die Laufende von Menschen, die vielen, vielen hellen Lichter, die Wagen, die Reiter, alles, worüber er noch vor wenigen Augenblicken gekampt hat. Er sieht jetzt das Dorf im Polenland, steht in dunkler Nacht die roten Flammen zum Himmel schlagen und die schwarzen, funtendurchwirbelten Rauchwolken sich heranzwälzen, er hört schreien, Pferdetrampel, er sieht sich auf der Flucht. Und er hat nur einen Gedanken, den Gedanken an Gott, der ihm helfen soll. Und Gott hat ihm geholfen. Als Boten des Herrn kamen Soldaten. Nun soll er sie wiedersehen. Dort auf der Straße werden sie kommen. Für ihn sind sie verwundet worden, für ihn haben sie gebüht. Und ihnen entgegen spricht er die Worte des Segens.

Nun fährt plötzlich aus dem Nordbahnhof ein Wagen heraus. Soldaten sitzen drin. Von weitem schon sieht man vom Grau der Uniformen das Weiß der Verbände sich abheben. Und nun pflanzt sich das Hochrufen die Straße hinauf fort. Wie eine Welle geht das Winken mit Laichentüchern das Spalter entlang. Es sieht so aus, als spränge plöglich

der weiße Geist einer Woge am Tegetthoff empor. Ein Geist von Laichentüchern. Die Soldaten lächeln und lachen und winken mit der Hand. Wenn die Rechte verwundet ist, mit der Linken. Die am Fuß Verletzten finden nicht immer den lauten Empfang, der den anderen Kameraden zuteil wird, weil man den weißen Verband, das sichtbare Zeichen, nicht sieht. Am lautesten wird der Ruf, am heftigsten das Winken mit den Luchern, wenn ein Kopf sichtbar wird, der eine weiße Wunde trägt. Das ist die weiße Krone, die die Märtyrer des Sieges tragen. Von siegreichen Schlachtfeldern kommen sie her, von Krausuf, aus der Gegend von Lublin. Die weiße Krone spricht zur simplichsten Phantasia. Jeder sieht den feindlichen Reiter, der mit geschwungenem Schwert auf unsere Soldaten einhieb. Man sieht die Unseren vorwärtsstürmen mitten im Kugelregen, und Stür und Brust sind dem Geißelhaagel ausgelegt. Auf die Stirn legt der Sieg den grünen Lorbeer, auf die Stirn legt der Schmerz seine weiße Krone. Wenn man diese lauten Zurufe hört, dann könnte man fast von einem Jubel des Mitgefühls reden. Aber der Jubel ist gedämpft und gehalten, so herzlich die Hoch! und Hurra! auch klingen, sie tönen alle consordino.

Den offenen Wagen folgen die Krankenwagen der Rettungsgesellschaft, die großen mit braunen Vorhängen geschlossenen Wagen des Roten Kreuzes, dann wieder Autos, eine endlose Reihe. Selten, daß man unter den Verbundenen ein Gesicht sieht, über dem kein Lächeln liegt. Lächeln der Freude, das heim zu sein, Lächeln des Stolzes auf die weiße Krone. Noch lange stehen unbeweglich die Menschenmauern, wagt der Corso auf und ab, auch wenn längst keine Wagen mehr fahren. Nur langsam, wie zögernd löst sich dann die Menge auf. Dann mit einem Male ist sie verschwunden. Die breite Praterstraße ist leer. Ganz zuletzt entfernen sich die beiden Frauen. Langsam, auf den Arm der Tochter gestützt, geht die Mutter die Treppe herunter. Er kam auch heute nicht, vielleicht morgen... *Endert.*

13./9. 1914

Kriegsindustrien der Straße.

Vugus- und Bedürfnisindustrien. — Das patriotische Abzeichen. — Gold gab ich für Eisen. — Landkarten und Ansichtskarten. — Der Volkswitz. — „Extraausgabe!“ — Für die Krankenpflege.

Der Krieg hat viele wirtschaftliche Existenzen niedergetreten, aber auch viele andere gedeihen lassen. Eine ganze Reihe neuer Industrien ist aufgetaucht, die ihr Bestehen und Blühen nur dem Kriege verdanken und die den Bedürfnissen und sogar dem Vugus der jetzigen Zeit entgegenkommen. Auch der Vugus hat jetzt ein ganz anderes Gesicht als früher, er zeigt sich in Dingen und in Äußerungen, die nicht vermieden werden können. Vugus ist schließlich die große Anzahl patriotischer Embleme, die mit einemmal demonstrativ getragen werden: aber dies ist ein Vugus, für den selbst der Sparsamste jetzt gern einige Heller aufwendet und der einem geradezu zum Bedürfnis gewordenen Wunsche nach einer Manifestation der Gefühle entspricht. Man will Farben tragen, um Farbe zu bekennen. Die Industrie kommt,

wie immer, Bedürfnissen entgegen, ahnt sie, schafft sie, kommt ihnen zuvor. So hat sie auch eine Menge solcher patriotischer Abzeichen auf den Markt gebracht, die in ihrer Mannigfaltigkeit alle Schattierungen des aufstammenden österreichischen Bewußtseins wiedergeben. Da gibt es Rosetten und Schleifen in den schwarz-gelben Farben und andere, in denen sich die Farben Oesterreichs und Ungarns und so auch mit denen des Deutschen Reiches vermischen. Dann Emailrosetten mit den Bildnissen des Kaisers Franz Josef und des Thronfolgers und andere auf denen man das Porträt unseres Kaisers mit dem des deutschen Kaisers sieht. In einem Bronzemetall sind in elegantem Oval die Reliefgestalten eines österreichischen und eines deutschen Soldaten vereinigt. Mit großer Freude kann man nun in Oesterreich konstatieren, was einem in fremden Ländern immer auffiel: Leute, die ihre Staatszugehörigkeit dokumentieren, zur Schau tragen, die dafür demonstrieren.

Eine neue Industrie ist auch die Fabrikation ganz schmaler Gold- und Silberringe zur „Unterfütterung“ der Eisenringe, die für Gold eingetauscht wurden. Zu den Liebesgaben gehören auch die Riesentünel hechtgrauer Wolle, die in den Auslagen der Strickereigeschäfte ausgestellt sind. Das wird zu Stügen zu Schals, zu Silets verarbeitet, und in allen öffentlichen Gärten kann man die Damen wieder wie zur Zeit unserer Großmütter mit Stricknadeln hantieren sehen. Fingige Geschäfte haben auch eine Vertupferung der Eichenblätter eingeführt die die einrückenden Krieger beim Auszug auf ihren Kappen trugen. Die größte Beachtung in allen Auslagen finden natürlich die Landkarten. Und die besonders Interessierten haben die Karten aller Kriegsschauplätze in der Tasche und ziehen sie bei jeder Diskussion heraus. Mit den Karten sind wieder die kleinen Fähnchen in den Handel gekommen, die die Stellungen der kriegsführenden Armeen kennzeichnen. Neben den Karten und den Fähnchen werden die Ansichtskarten wieder gesucht. Da gibt es pathetische, erklärende, humoristische, retrospektive und in die Zukunft vorschauende. Man hat Ansichtskarten die in unendlicher Verkleinerung Pläne der Kriegsschauplätze sind, und solche mit den heute schon populären Bildern Conrad v. Höhendors, Danke, Aussenbergs. Wieder sieht man einen echten österreichischen „Schönputz-Soldaten“ mit dem deutschen „fest und treu zusammenhaltend“ und Schlachtrufen aller Art und Wiedergaben all der zutreffenden, wenn auch mehr oder minder verletzenden Volkswitze über unsere Gegner und ihre hervorsteckendsten Charaktereigenschaften. „Warum haben Sie die Stiefel nicht schwarz?“, fragt man einen österreichischen Soldaten. Und der erwidert prompt: „Weil wir die Wichse für die Russen brauchen.“ Und auf „Serben“ reimt sich zu gut „Scherben“, als daß man nicht die Tatsache, daß die Serben in Scherben gehauen werden müssen, in poetischer Form und mit einer höchst anschaulichen Illustration versehen mitteilen sollte. Auch das „europäische Fußballmatsch“, in dem Oesterreich-Ungarn und Deutschland die diversen edlen Geegner durch die Lust einander zuenden, findet Anklang, und ebenfalls „der deutsch-österreichische Weltmörser“, in dem aus Frankreich, Rußland, England, Serbien, Montenegro, Japan ein Brei gerieben wird.

Zur Industrie, die sich die Straße erobert hat, gehört jetzt auch in Wien die Zeitung. Ungleich den anderen Großstädten war die Zeitung in Wien bisher von der Straße förmlich ferngehalten worden. Das Verbot der Kolportage hatte die Straße in Wien eines Faktors beraubt, der in allen Städten des Auslandes ihr Getriebe mit aktuellem Leben erfüllt. Das Kolportageverbot für die Zeitungen besteht zwar noch, aber die vielen Extraausgaben, die jetzt ausgegeben werden, haben auch in Wien den Beruf oder zumindest den Nebenberuf der „Camelots“ geschaffen. Wenn man jetzt Zeitungsverkäufer auf den Straßen geschäftig laufen sieht, so weiß man, daß etwas Gutes passiert ist. Denn glücklicherweise wußten die Extraausgaben nur Gutes zu vermeiden. Wie denn die Industrien der Straße bisher nur die frohe, zuversichtliche, siegesfähigere Seite des Krieges ins Auge zu fassen brauchten. Die einzige Note, die davon abblinzt, ist die der Krankenpflegerinnenkleider, -Schürzen, -Häubchen, der Armbinden und Abzeichen, die zu allen Diensten der vielen Zweige der Kriegsvorsorge bestimmt sind. Aber da drückt sich soviel Liebe, so viel Hilfsbereitschaft aus, daß sie die Bilder verklären, die zugleich mit ihrem Anblick vor das geistige Auge treten.

Kriegerische Genrebilder in Wien.

Das Josephinum. — Im Arkadenhof der Universität.

Fern in Gallien tobt die furchtbare Feldschlacht. Ernst ist die Zeit, grausam und unerbittlich, das Brausen der blutigen Schwirgen der Kriegstürme scheint die Lüfte zu erfüllen. Aber die menschliche Natur ist unendlich elastisch und es ist ihr — Menschenschicksal wäre sonst überhaupt unerträglich — die Gnade gegeben, auch in den Tagen der nervenquälendsten Spannung Ruhepunkte zu finden. Sie zu suchen als Gegensatz zu den herzbellemenden Gefühlen. Solche Ruhepunkte, wahre Genrebilder des Krieges, sie sind nicht selten in Wien, und von zwei derselben möchten wir im Nachfolgenden sprechen.

Da liegt im hellen Sonnenschein des Spätsommers das entzückende Gebäude des alten Josephinums auf der Währingerstraße, eine Schöpfung Kaiser Josefs II., der dort seine Kriegschirurgen ausbilden ließ. Heute ist das Josephinum ein Hilfsspital und in seinem Garten, den nur ein Gitter von dem geschäftigen Treiben des Alltags der Währingerstraße trennt, genießen rekonvaleszente Krieger, Leichtverwundete und von schweren Wunden fast Wiederhergestellte die Ruhe nach dem betäubenden Lärm der männermordenden Schlachten. Man wollte einmal dieses Gitter durch eine Holzwand ersetzen, um Raum für die Anbringung von Plakaten zu schaffen. Das war vor Jahren und das „Neue Wiener Journal“ war es nicht zuletzt, dessen lebhafteste Proteste es bewirkten, daß diese skurrile vandallische Idee aufgegeben wurde. So ist denn nun wieder der Einblick durch das Gitter in den noch in schönstem Grün prangenden Garten mit seinen sauberen Kieswegen frei und offen und der Anblick des architektonisch so reizvollen Gebäudes erfreut das Auge jedes Vorüberwandernden. Diese vornehme und doch so trauliche Fassade mit ihren hohen hellen Fenstern, der liebliche Garten und dessen gegenwärtige Staffage wären ein mögliches Motiv des berühmten Invalidenmalers Meister Friedländer gewesen. Denn da wandeln oft, einer den anderen führend, rauchend und plaudernd die jungen Invaliden unseres Krieges umher, da sitzen sie auf den Bänken und lesen eifrig Zeitungen; ja in einem Winkel haben sie sich sogar zwei Gartenbänke einander gegenüber aufgestellt und einen richtigen Besatzkreis gebildet, eine behagliche Plauderecke. Auch Besucher finden sich, viele Frauen und Kinder, dann Männer in Zivil. Manch einer der Rekonvaleszenten lehnt wohl auch am Gitter und plaudert mit dem draußen stehenden Publikum, erzählt wohl von seinen Kriegsabenteuern den andächtig lauschenden Männern und Frauen, und mit Ehrfurcht und Bewunderung ruhen die Augen der Kinder auf ihm. Man sieht nur wenige blasser Gesichter unter der Feldklappe hervorblicken, die meisten haben schon wieder die Farbe der Gesundheit erlangt, wenn auch noch der Arm in der Schlinge oder der Verband um den Kopf zeigt, daß sie arge Leiden überstanden haben, diese jungen Helden unserer Armee, die den Garten des alten Josephinums so rührend beleben.

Wir brauchen nicht weit zu gehen, wie sind beim stattlichen Bau Meister Friedlers der Wiener Universität angelangt. Wir haben schon davon erzählt, wie die Alma mater Rudolphina, die hochberühmte, jetzt eine gütige Pflegemutter geworden ist für des Vaterlandes Heldensöhne, die hier in einem mitleidigen Hilfsspital, zu dem die Universität umgewandelt wurde, der Genesung entgegenharrten, denn die Pfleger der Universität sind meist, oder eigentlich fast ausnahmslos solche Verwundete, die von den chirurgischen Universitätskliniken nach vollzogenen Operationen zur Nachbehandlung und Ausheilung hierher transportiert werden. Es ist bisher etwa der zwölfte Teil der Betten belegt, denn bis zwölfhundert Verwundete kann das Universitätsspital aufnehmen. Auch hier entwickelt sich — fast alle Patienten sind mobil — im Arkadenhof und seinen kühlen Wandelgängen, in denen jetzt alle möglichen Sitzgelegenheiten angebracht sind, ein idyllisches Bild wie im Garten des Josephinums. Wer einst in den Räumen der Universität studiert hat, er fühlt sich eigentümlich berührt und gerührt durch die Anpassung von Meister Friedlers Bau an seine neuen Zwecke. Die Hörsäle, die Prüfungssäle sind Krankensäle geworden, vorbei an den Büsten und Stellen der berühmten Lehrer der Wiener Alma mater wandeln, manche auf Stöße gestützt, alle mit Verbänden versehen, die Soldatenmühe auf dem Kopf, in einen weichen, anschmiegsamen Schlafrock aus selbstgegrauem Tuche gehüllt, in bequemen Pantoffeln, rauchend und in allen möglichen Sprachen unserer vielsprachigen Monarchie plaudernd, Krieger, die von den Kämpfen bei Krassitz und Komarow erzählen, bei Jassow und Tomaszew und den anderen Schlachtfeldern, auf denen sie sich ewigen Ruhm erwarben. Sie alle sind von den heldenmütigen Armeen des G. d. L. Dank und des G. d. J. Ritter v. Aussenberg und den Truppen des Erz-

Tringnipfe Genrebilder in Wien

herzogs Josef Ferdinand. Sunt durcheinandergewürfelt Kaiserjäger, Deutschböhmern, Tschechen, Polen, Ungarn und Rumänen. Sie sind in der Universität in der allerbesten Pflege und nicht nur für ihr leibliches, sondern auch für ihr geistiges Wohl und Behagen wird auf das Beste gesorgt. Die Ärzte, die barmherzigen Schwestern die freiwilligen Pflegerinnen, die akademische Begion und die Studenten des Obergymnasiums bei den Schotten, sie alle sind um die Braven bemüht. Die Studenten von den Schotten, die die Auskunftslei des Universitäts-Spitals bilden, sind geschäftig vom ersten Tag der Einlieferung der ersten Verwundeten um die Pflöglinge der Alma mater bemüht. Ich lasse mir von einem der Schottengymnasialisten einiges erzählen von dem Leben und Treiben in diesem Musterhospital und von den wackeren Kriegern, die hier so plötzlich aus den Strapazen des Krieges, den Leiden auf dem Operationstische in dieses behagliche, fast vornehme Milieu versetzt worden sind. Da gleich eine kleine Episode von der Ankunft dieser ersten Verwundeten. Sie wurden an einem Spätnachmittag mittels Autos und mittels Omnibussen vom allgemeinen Krankenhaus zur Universität gebracht. Die akademischen Begionäre empfangen sie und geleiteten sie sorgsam, besonders diejenigen, die durch Fußwunden am Gehen noch stark behindert waren, die Treppen zu den Krankensälen hinauf. Da wendet sich mitten auf der Stiege einer der Blessierten um — es ist ein fremdsprachiger Soldat — und ruft in großer Aufregung einige Worte, aus denen nur das Wort Schrapnell zu verstehen ist. Inzwischen gelingt es bald, zu erfahren, was es mit seinem offenbar jammernden Geschrei nach einem Schrapnell auf sich habe. Ein Schrapnell hat ihm nämlich seine Wunde beigebracht und ein großes Stück dieses russischen Schrapnells, fast die Hälfte des Geschosses, hat er trotz seiner Schmerzen vom Schlachtfelde als Andenken mitgenommen. Und jetzt fehlt es ihm er hat „sein Schrapnell“ im Omnibus unten liegen gelassen. Geschäftig eilt ein junger Student hinunter, richtig der Omnibus ist da und es findet sich auch das schmerzlich vermisse Schrapnellstück. Der Mann ist überglücklich. Auch von dem Abendessen am Tage der Einlieferung ist schon erzählt worden, von diesem prächtigen Gaßmahl mit den großen Schüsseln eingemachten Rälbernem und Frankfurter mit Erdäpfelpürre, das schmeckte allen großartig, aber ganz besonders einem jungen Helden, dem seine Verwundung offenbar den Appetit durchaus nicht geraubt hat. Als er seine Schüssel Rälbernes mit zwei Semmeln verzehrt hatte, da wendete er sich schüchtern an eine der servierenden Damen und vertraute ihr sein Geheimnis an, daß er noch Hunger habe. Selbstverständlich erhielt er sofort wieder eine Schüssel, diesmal der Abwechslung wegen mit Frankfurter und Kartoffeln. Er genoß sie behaglich mit drei weiteren Semmeln. Auch sonst haben es ihm die doppelten Rationen angetan und besonders die Wiener Semmeln schmecken ihm wie allen anderen vorzüglich. Sie werden von den Leuten als eine wahre Delikatesse bezeichnet. Auch das Wiener Wasser findet die verdiente Anerkennung.

Weil wir schon beim Essen sind — es wird an langen Tafeln im Festsaal der Universität, der bei Einrichtung des Spitals als kolossale Nähstube gedient hatte, immer gemein'am eingenommen. Nur für diejenigen, deren Zustand eine ärztlich vorgeschriebene Diät erfordert, wird separat in einem anderen Raum serviert. Da gibt es zu Mittag einmal an der gemeinsamen Tafel unter anderem ein mächtiges Stück Rindfleisch mit Paradeisauce und Erdäpfelkloßen. Da gibt es aber auch unter den Patienten des Hauses einen Braven, dem eine Kugel den Untertiefer durchbohrt hat und der gemäß der ärztlichen Ordination nur Flüssiges und Breiiges essen darf und deshalb nicht zur gemeinsamen Tafel gehört. Wie es gekommen ist, weiß niemand, der Brave mag diese Diät satt haben, oder handelt es sich nur um einen Irrtum, der jungen freiwilligen Pflegerin, der die Aufsicht beim Speisen jener Patienten obliegt, die auf Diät gesetzt sind, fehlt plötzlich dieser Pflögling. Von einer Ahnung getrieben stürzt sie in den Festsaal und bleibt vor Entsetzen starr stehen. Da sieht der Gesuchte und laut mit Behagen trotz seines durchschossenen Untertiefers das saftigste Stück Rindfleisch. Die Pflegerin eilt pflichtgetreu zum diensttuenden Arzt und bringt ihm den Vorfall zur Anzeige. Der aber, als er den Rapport angehört hatte, lacht gemächlich und sagt: „Fräulein, wenn er schon die allgemeine Kost essen kann und sie ihm behagt, lassen S' ihn drüben.“

Manchen ist das schöne Spital in der Universität nur ein Durchgangspunkt. Da ist ein wackerer Deutschböhme, er ist nahe bei Krasnitz von Kugeln in den Arm und in den Schenkel getroffen worden, doch sind beide Verletzungen nur Fleischschüsse gewesen. Jetzt ist er so weit, daß er bereits heute auf dem Wege zum Kader seines Regiments reisen dürfte, wo ihm ein kurzer Urlaub erteilt werden wird, um sich gänzlich zu erholen und dann geht es wieder an die Front. Er ist übrigens sehr wohlgenut, während ein anderer Kamerad, ein Kaiserjäger, dessen höchste Wonne eine Virginier ist, etwas betrübt auf seine verwundete Hand blickt, die ihn für immer dienstuntauglich macht. Dem braven Tiroler Schützen ist nämlich ein Finger der rechten Hand zerschmettert worden, und nie mehr wird er den Finger an das Zügel legen, um abdrücken zu können.

Im Garten des Josephinums, im Arkadenhof der Alma mater Rudolphina, im Sonnenschein des herrlichen Spätsommers, wackere junge Krieger der Gesundheit entgegensehend, gepflegt und betreut von Wiener Herzlichkeit, das sind wohlthuende Genrebilder des Krieges . . . m. l.

13./9. 1914.

* Vor dem Lazarett. Nachmittags vor dem großen Tor der Stiftskaserne auf der Mariahilferstraße. Weit hin leuchtet in der Herbstsonne das rote Kreuz vom weißen Fahmentuch und zwingt jeden Vorüberschreitenden, einige Augenblicke stillzustehen und an die verwundeten Soldaten zu denken, die hinter den Mauern des grauen Gebäudes gepflegt werden. Heute stehen hundert um hundert Menschen in dichten Scharen vor dem Tor, viele, viele Frauen, ganz junge Mädchen, Greisinnen, Kinder. Jedes hält ein Päckchen oder einen Korb in den Händen. Sie warten auf Einlaß. Die Besuchsstunde ist verschoben worden. Eben wurde die Ankunft neuer Verwundeter gemeldet. „Jessas, wann i nur 'nein könnt'! Gestern hat er Fieber g'habt!“ sagt eine junge Frau besorgt. Neben ihr steht eine alte Frau und blickt immer wieder auf das Tor. Ihre ganze Gestalt zittert. „Mein Sohn liegt drinnen!“ erzählt sie, „ich bin erst heute verständigt worden!“ Da schiebt sich wohlbeleibt und behäbig ein frisch dreinschauender Herr durchs Gedränge. „Na!“ meint er überflüg, „in Wien haben die Leute immer was zu schauen!“ Einige hören die Worte und wenden sich gegen den Tadler: „Mir hab'n unsere Männer drin!“ ruft ihm eine Frau zu. „Sahis 'hn!“ sagt eine andere beruhigend, „der versteht's net besser!“ Da packt neue Bewegung die Masse. Straßenbahnwagen mit dem roten Kreuz kommen in Sicht. Die Wagen halten vor dem Tor. Verwundete! Man begrüßt sie herzlich und ergriffen. Ein feierliches Gefühl faßt alle, wie sich die Soldaten in den Wagen erheben und dankend nach den Klappen greifen. Die schwerer Verwundeten winken mit den Händen; manch einer vermag nur den Kopf zu heben, müde und doch erfreut. Inzwischen sind die unermüdlichen Pfleger und Pflegerinnen schon lange zur Stelle gekommen. Sie helfen den Verwundeten von den Wagen. Tragbahnen werden gebracht. Ein Spalier bildet sich und nun ziehen die Verwundeten, einer nach dem anderen, durch. Man ruft ihnen liebe, gute Worte zu, man beschenkt sie mit Backwerk, mit Schokolade, mit Zigaretten, dann wird das Tor geschlossen. Wenige Minuten später dürfen all die Wartenden zu den Verwundeten. Erregt drängen sie sich vor, eilen durch den Hof zu den Abteilungen und bald sitzen sie bei den Ihren und schauen sich 'Kug' in 'Kug'!

13./9. 1914.

Die mobilisierte Küche.

Gar kein Zweifel, auch die Hausfrauen mobilisieren. Wenn jetzt eine Freundin die andere besucht, so spricht sie nicht vom „Parisfal“-Schuh oder von den Vorzügen der Nordsee gegenüber der Ostsee, sondern sie fragt alsbald lauernd: „Wie viel Vorräte hast du dir angeschafft?“ Natürlich läßt man sich durch die schlaue Frage nicht überlisten, sondern antwortet harmlos: „Gar keine. Wozu denn? Hast du dich denn verproviantiert?“ Da die Besucherin das unmöglich zugeben kann, muß sie sich beschämt zurückziehen. Den allerbesten Freundinnen aber gesteht man, daß man drei Kilo Mehl aufgestapelt habe, „für alle Fälle“. Aber keine Frau bekennt sich zu der stattlichen Reihe von Paketen, Dosen, Tiegeln, Büchsen, Flaschen, die hinter ihr in der Kredenz verborgen haufen.

Zu den ersten Einberufenen der Küche gehört der Mehlsack. Das ist wohl ein alter Instinkt, der da wachgerüttelt wird. Ueberhaupt ist es ganz merkwürdig, wie viel alte Erinnerungen auf einmal auftauchen, Erinnerungen, deren Ursprung weit über die jetzige Generation zu den Eltern und Großeltern zurückreicht. Namentlich im Volk ist diese Art Gedächtnis stark entwickelt. Als die Kriegserklärung an Serbien erfolgte, befand ich mich in jenem gesegneten Teil unseres Vaterlandes, wo nur die Fremden, die Forestieri, Schwarzbrot essen, die einheimische Bevölkerung jedoch eine besondere Art von Weißbrot, das „Pan nostran“. Am Morgen nach der ersten Mobilisierung schleppten die Weiber in ihren Schürzen so viele von den „Carozze“ mit den vier Rispeln und den „Tagliate“ mit dem Einschnitt nach Hause, als sie nur fassen konnten. So eifrig waren sie dabei, daß man um 8 Uhr im ganzen Ort auch nicht ein Schwänzchen Weißbrot mehr erhielt und die Fremden sich mit ihrem Schwarzbrot begnügen mußten. Ebenso gab es kein Polentamehl mehr, und alle Italienerfrauen genossen schon im Vorhinein heimlich den Triumph, uns unbedachte Deutschen bitten und betteln zu sehen um ein wenig Mehl. Und das in einer Gegend, die wie ein prangender Garten ist, wo die Felder von Feigen- und Pfirsichbäumen begrenzt sind, zwischen denen sich Rebenketten mit prachtvollen Trauben schlingen, eine Gegend des lockenden, lachenden Ueberflusses. Woher diese große, diese abergläubische Angst? Die Erfahrung hat sie nicht geschaffen, denn seit fast sechzig Jahren hat kein Krieg dort das Säen und Ernten gestört. Die Frucht allzu phantastischer Lektüre ist diese Furcht, weiß Gott! auch nicht, ebensowenig wie sie Einsicht in den Mechanismus der Heeresverpflegung ist. Und dennoch trabten sie alle, ohne Ausnahme, vom Morgen bis zum Mittag mit ihren leeren Schürzen zum Bäcker und mit den gefüllten zurück.

Leider steht das an. Zunächst erst die dienstbaren Geister. Marie, meine wackere Küchenfee, geht mit verstörtem Antlitz herum. Sie weigert sich entschieden, eine Mehlspeise zu machen. Heute muß es mit zwei Gängen auch genug sein, wir werden ohnehin bald nichts zu essen haben, da muß man sich gewöhnen. Als ich „panierte“ Schnitzel bestelle, sagt sie, „das ist eine Sünde“, und lehnte es kraftvoll ab, die vorhandenen alten Semmeln zu Bröseln zu reiben. Vielmehr sammelt sie diese sorgfältig, gräbt aus einer verborgenen Truhe noch einige harte Brotkrumen aus und versenkt darauf den ganzen Saß in die Tiefen ihres Koffers, den sie energisch versperret. Alles vernünftige Zureden ist umsonst — es ist auch umsonst, daß ich ihr die prangenden Felder zeige. Sie hat gar nichts dagegen, daß wir abends einen Hummer verpeisen, der sehr viel Geld kostet. Aber alles, was Mehl und Brot heißt, ist seit dem Tage der Mobilisierung dahin in meinem Hause. Als ich ihr schüchtern den Vorschlag machte, einen ihrer

vorzüglichen Semmelschmarren zu produzieren, brachte sie mir statt aller Antwort die Flasche mit Kölner Wasser vom Toilettefisch, wahrscheinlich um mich zur Besinnung zu bringen. Dann zog sie sich in ihre Regionen zurück, wohin ich ihr nicht zu folgen wagte. Mittags aber servierte sie Rahmsuppe ohne Einbrenn — die kostet ja Mehl — und Lungenbraten mit Essiggurken. Schließlich gab ich nach und erteilte den Auftrag, einige Kilo Mehl zu erstehen. Strahlend kehrte Marie alsogleich schwerbeladen von ihrem Einkauf zurück, das Mehl wohlverborgen unter ein paar Büchern, die sie zu diesem Zweck fürsorglich mitgenommen hatte. Denn kein Mensch darf wissen, daß wir Mehl besitzen.

Sehr gute Freundinnen flüstern mir Ratsschläge ins Ohr. „Kaufen Sie kondensierte Milch“ sagt die eine, „denken Sie nur, wenn jemand erkrankt und man keine Milch bekommt!“ Große Sorgen bereitet das Fett. Welches soll man kaufen? Edith die Kluge, allzeit Fürsorgliche bekennt sich verächtlich zur Anschaffung aller Sorten, was jedenfalls das sicherste ist. Mein Einwand, daß es verderben wird, wird lächelnd abgewehrt. Aber natürlich gehorche ich — ich gehorche Edith immer, denn sie hat leider mit den dümmsten Ideen immer recht, während ich mit den klügsten stets unrecht habe — und kaufe Maggi und Pflanzenfett und als Sonntagsbraten eine gräßliche Fleischkonserve. Auch andere Befehle befolge ich und schaffe ausgiebig Kerzen an, obwohl wir Gas und elektrisches Licht haben. Aber wer kann da wissen, was geschieht? Schließlich kann man die Kerzen schlimmstenfalls auch zum Kochen verwenden und Stearinmudeln essen. Das jedoch sind alles nur die Bestrebungen kleiner und wenig erfindungsreicher Geister. Der kluge Mann baut vor. Die kluge Frau gleichfalls, nämlich Kohl. In den schönsten Beeten und Rasenflächen unserer Cottagegärten und -Gärtchen wird jetzt mit Eifer gegraben, gepflanzt und begossen. Man läßt sich zu diesem Zweck sämtliche arbeitsfähige Duben und Mädels der Nachbarschaft ein, die mit recht abenteuerlichen Spaten und Rechen angerückt kommen. Was man eingeseht hat wird die Zukunft lehren. Aber sollte ein Unstern über der zarten Pflanzung walten und gar nichts „werden“, dann waren die Gatterberg-Kinder von nebenan schuld, die man nicht eingeladen hat und die deshalb „zu Fleiß“ fortwährend über die Pflanzung gelaufen sind.

Bei den landwirtschaftlichen Unternehmungen gibt es auch Großbetriebe. Einer von ihnen, der zum allgemeinen Besten Kohl und Spinat pflanzt, ist im stolzen Besitz — leihweisen Besitz, versteht sich — einer Egge samt einem Paar freundlicher Ochsen. Wenn eines dieser Dachslein mit einem Fuß auszuschlagen gerührt, ist der Jubel in der Kinderschar gewaltig. Als eines der Ungetüme Mimi, die ihm etwas zu nahe gekommen war, mit dem Fliegenwedel leise klopfte, war sie auf diese Auszeichnung viel stolzer als sie es jemals auf ihre „Vorzüglich“ in Latein und Mathematik war. Wer aber keinen Garten, auch nicht die leiseste Andeutung eines solchen besitzt, muß sich anders helfen. Da werden sinnreiche „Kastenpflanzungen“ angelegt und vor das Fenster gestellt. Es gibt nichts Einfacheres als diese Vorrichtung. Man kramt alle Zigarrenkisten des gestrengen Hausherrn aus (besonders nette Frauen stecken die Zigarren in Zeitungspapier, das ist aber nicht notwendig), füllt sie mit Erde und steckt Bohnen hinein. Dann stellt man sie aufs Fensterbrett und überflutet von dort aus das Zimmer. Geschieht ein Wunder und zeigt sich nach zwei Wochen eine grüne Spitze, so kann das natürlich Gras oder Unkraut sein. Es ist aber auch keinesfalls ausgeschlossen, daß es die Spitze von einem wirklichen und wahrhaftigen Bohnenblatt ist. Auch Champignonzuchten wachsen jetzt wie Schwammerln nach dem Regen, das heißt, ich meine natürlich die Anlagen, nicht die Champignons. Die sind nämlich merkwürdig hartnäckig, und obwohl im Büchlein steht, daß sie in jedem Keller gedeihen und sich oft rascher

Die mobilisierte Hausfrau.

vermehrten als dem Besitzer lieb ist, so scheint manchmal auch das Gegenteil der Fall zu sein. Nur aus einem Grunde kann ich das Anlegen einer Champignonzucht jeder mobilisierenden Hausfrau empfehlen: Das Dunkel des Kellers eignet sich vorzüglich zur Wahrung des Geheimnisses; niemand ahnt, daß da unten Schwämme wachsen. Vorläufig allerdings ahne auch ich nichts davon.

Von einer Kaninchenzucht aber muß ich jedermann abraten. Die Tierchen konsumieren abenteuerliche Mengen von Kohl, aber sie sehen dabei so bekümmert und sorgenvoll drein, daß jeder Psychologe sofort erkennt, daß sie bei diesen schlechten Zeiten auch nicht im entferntesten an eine Vergrößerung ihrer Familie denken. Ueber eine Froschzucht jedoch, deren Anlegung mir von sachverständiger Seite empfohlen wurde, kann ich leider noch nicht berichten, da mir vorläufig die Erfahrungen fehlen.

Daß die Obstverwertung jetzt eine wichtige Rolle spielt, ist selbstverständlich. In jedem gut geführten Hauswesen wird jetzt mit Inbrunst Marmelade bereitet, alles „unpassiert“ natürlich, weil es da ausgiebiger ist. Birnen, Stachelbeeren, Rettiche und Gurken, alles wird eingelegt, nichts ist der guten Hausfrau heilig. Menschen, die nie Marmeladen essen, schaffen jetzt ungeheure Vorräte davon an, weil man „nie wissen kann“. Wundervolle Märlein schwirren auf, werden von Ohr zu Ohr geflüstert von Marillen, die dreißig Heller kosten, und von Pepseln, die überhaupt umsonst sind. Gilt man hin, so ist der Vorrat gerade zu Ende, man bekommt nur mehr die anderen Früchte zu normalen Preisen und muß trübselig die Kosten für die Elektrische als Plus hinzurechnen.

Aber dafür wird in der Wirtschaft jetzt tüchtig gespart. So gibt es in den meisten Familien des Mittelstandes nur zwei-, dreimal in der Woche Fleisch. Das ist eine ganz gesunde Magen-gymnastik. Das Fleisch ist zwar nicht im Preis gestiegen, und die Mehlspeisen, die man zum Ersatz gibt, sind kaum billiger, aber das Prinzip ist gewahrt. Hat man diesen entscheidenden Erfolg mittags erzielt, dann begibt man sich nachmittags getrost ins Kaffeehaus. Dort läßt man sich Zeitungen bringen und studiert zuerst die „Situation auf dem Vorstenviehmarkt“ und den „Auftrieb von Jungvieh“. Hat man sich überzeugt, daß alles hier zum besten steht, so wendet man sich den politischen Nachrichten zu und läßt sich dazu getrost eine zweite Bäckerei bringen. Denn hier muß man seinen Konsum zwar bezahlen, aber man muß ihn nicht sittlich verantworten. Und das ist jetzt eine große Erleichterung!

Alara Mautner.

13./9. 1914

Verwundete.

In den Straßen und Gassen, in den Anlagen, auf allen Kinderspielflächen spielen die Buben Krieg. Sie kreuzen die Säbel, stehen Wache, stürmen Sandhaufen und Steinhügel, machen Gefangene, graben Schanzen. In der letzten Zeit haben sie ihr Kriegsspiel bereichert. Sie spielen jetzt auch Spitalzugankunft, spielen Labedienst, spielen Verwundete.

„Schsch! Schsch! Schschsch!“ zischt der Franzl durch die zusammengepreßten Zähne, wobei er geduckt über die Wiese dahergeht und mit den Armen Räderbewegungen nachahmt, was alles andeuten soll, daß er die Lokomotive eines Spitalzuges ist. Mit einem letzten, besonders lauten Aufschrei bleibt er stehen, worauf der Ferdl, der Rudl und der Karl, die bis jetzt als Waggon hinter ihm einherrollten, sofort hinfallen und zu stöhnen beginnen. denn es ist ihnen auch die Aufgabe

zugeteilt, Verwundete zu sein. Und im Nu wird aus der Lokomotive einer von der „Rettung“, der die Verwundeten untersucht, ihre Arme und Beine abfühlt, ihnen die Brust abhorcht und sie als Schwer- und Leichtverletzte sondert. Der Gustl, der Robert und der Pepi, die auch zu der Rettungsmannschaft gehören, springen vor und tragen die Verletzten an Händen und Füßen zehn Schritte weit weg in die mit Ziegelsteinen abgesteckte Wartehalle, wo schon die Labedamen warten, nämlich die Lini, die Polbi und die Nesti, die sich bald um die Soldaten lebhaft bemühen.

Es dauert nicht lange, da hat der Ferdl schon den Fuß mit einem Taschentuch verbunden, dem Rudl wird der Gut auf das durch die kunstvolle Verknötung einer Schürze fast gänzlich verhüllte Haupt gedrückt und der Karl trägt unter dem umgehängten Rock den Arm in der Schlinge. Sie spazieren hin und her und danken dem hochrufenden Spalier, in das sich der Doktor, die Rettungsmannschaft und die Labedamen verwandelt haben, mit freundlichem Kopfnicken und Hüteschwenken.

Und der Rudl tut ein übriges und schreit immer wieder: „Wann m'r nur schon g'sund war'n, daß m'r wieder einrudl'n könnt'n!“

Kein Wunder, daß das „Spiel'n m'r Verwundete!“ von den Kindern jetzt so oft zu hören ist. Sie sehen Verwundete dort und da, sehen sie überall.

„Wo geh'n S' denn hin, Frau Schimidl?“

„Auf'n Praterstern! Um sechs kommt mit d'r Nordbahn wieder a Verwundetenzug! Krummen S' mit, aber schnell, daß 's net a' spät wird!“

Natürlich ist die Frau Niederer dabei. Beide wandern zum Praterstern und mischen sich dort unter die Hunderte, die schon warten und die dort von den Wackeleuten auf den Gehsteigen zu Spalieren geformt werden, die die Stufen und die Plattform des Tegetthoff-Denkmal's füllen.

Hauptsächlich der Praterstern ist das Ziel derjenigen geworden, die die vom Kriegsschauplatz zurückkehrenden verletzten Soldaten sehen wollen. Das Tegetthoff-Denkmal wird fast den ganzen Tag von den Neugierigen und Anteilnehmenden nicht leer. Sie stehen geduldig stundenlang inmitten des lärmvollen Straßentreibens, immer Ausschau haltend nach einem Wagen, der mit dem roten Kreuz gekennzeichnet ist, nach einem Auto, in dem Soldaten sein könnten.

„Durt! Durt! . . . Das san Verwundete!“ überschreit eine Frau den Straßenlärm und zeigt mit dem Wohnungsschlüssel über die Köpfe hinweg.

Die Taschentücher fliegen heraus, werden geschwenkt:

„Hoch! Hoch!“

Ein großer Sanitätswagen faust vorüber, besetzt von verletzten Soldaten. Einige grüßen mit den verbundenen Köpfen, einer, dessen rechte Hand, mit Leinwand verhüllt, bewegungslos an der Brust ruht, winkt mit der linken. Ein Blumensträußel fliegt in den Wagen, eine Schachtel Zigaretten hinterdrein.

„Hoch! Hoch!“

Wieder ein Sanitätswagen, dann ein Auto, noch eines, in allen Uniformen von Soldaten zu sehen.

„Hoch! Hoch! Hoch!“

Ein kleiner, bloßfüßiger Bub reißt einem Kameraden das Taschentuch aus der Hand, kriegt einen Puff dafür, aber er winkt, winkt. Trotz des Protestes eines Wachmannes schwingen sich einige Leute auf eine marmorne Erhöhung des Denkmal's, um besser sehen zu können. Die Plattformgäste einer vorüberfahrenden Elektrischen grüßen mit den Hüten.

Die Wagen mit den Verwundeten sind vorüber. Nach einer Weile ist der grelle Pfiff des Lenkers eines geschlossenen Wagens der Rettungsgesellschaft zu hören. Der Wagen rollt vorbei. In der Menge bleibt es still.

„Da san g'wisß Schwerverwundete drin!“ urteilt ein Mann, stößt im nächsten Moment seinen Nachbarn an und deutet auf eine Frau in Trauerkleidung.

„Ob das net die Witwe von an' G'fallenen is!“

In der Menge wird natürlich manches vom Kriege gesprochen. Vieles, das die Mienen düster macht. Dort und da entwickeln Wirtshausstrategen ihre Pläne, gläubige Bewunderung oder ungläubiges Lächeln weckend. Manche wissen von Verwandten zu erzählen, die im Felde stehen oder die verwundet zurückgekommen sind. Die und da zieht einer eine Feldpostkarte hervor, verliest sie, von aufmerksamen Zuhörern umringt. In der Menge gibt es viele, die zu keinem bestimmten Spitalzug gekommen sind; die sich einfach anstellen und warten. Und die meiste doch sehen, was sie sehen wollten.

Sie haben manch eigenartiges Bild geschaffen, die Verwundeten.

Da sitzt einer von ihnen in der Elektrischen. Ein härtiger, blasser Mann, der seine Hände auf einen Krückenstock stützt. Man lächelt ihn an, fragt ihn aus, alles horcht. Und unter den Hörenden ist auch der Schaffner. Schon minutenlang droht er der Fahrkarte in seiner Linken mit der Hochgange; aber im Eifer des Zuhörens vergißt er schier, sie zu zwicken.

Eine Gruppe auf der Straße. In ihrer Mitte ein Soldat, der den linken Arm in der Schlinge trägt. Zweimal erzählt er schon, wie er zu der Verletzung gekommen ist. Aber noch ein drittesmal muß er damit heraus, denn da ist ja die Gruppe schon wieder um einige Forscher, die den Anfang nicht gehört haben, größer geworden. Freilich, zuerstwar es nur einer, der neben ihm stehen blieb und gemächlich fragte:

„Na, wie hab'n m'r's denn?“

Nun, noch ein viertesmal muß er von vorn anfangen. Und als er schlief, stürmt erst recht Frage um Frage auf ihn ein.

Man geht durch eine Gasse und sieht plötzlich in einem Hausstor zwei lebhaft winkende junge Mädchen.

Und wie im Nu haben sich auf den Gehsteigen zwei Spalier gebildet, die Geschäftseingänge, die Fenster haben sich mit Menschen gefüllt, Taschentücher und Hüte werden geschwenkt.

Ein Sonderzug der Straßenbahn, dicht mit Verwundeten besetzt, fährt vorüber.

„Hoch! Hoch! Hoch!“

Aber es ist, als längen nur die Ruße der Kinder ganz kein und freudig . . .

H. P.

Die erbeuteten russischen Kanonen.

Die vor dem Arsenal aufgestellten achtzehn russischen Kanonen, die einen Teil der von unsern Truppen eroberten Geschütze darstellen, waren gestern das Ziel eines beispiellosen Andranges. Eine wahre Völkerwanderung setzte sich schon seit den Vormittagstunden gegen das Arsenal zu in Bewegung. Bei der Besichtigung der Geschütze kam es zu förmlichem Gedränge. Knaben und Mädchen, auch viele Erwachsene erkletterten die Lafetten, um einen Blick auf die Trophäen werfen zu können. Die aufgestellten militärischen Posten mahnten vergebens das Publikum ab, auf die Kanonen zu klettern. Manche der Geschütze waren noch mit Papierzetteln besetzt, auf denen in russischer Schrift die Zugehörigkeit vermerkt war. Die Metallteile waren grau gestrichen. Auch die Jahreszahl „1907“ fand sich auf mehreren Kanonen.

15./9. 1914.

Trophäen.

Wenn in der guten alten Zeit ein Soldat ins Feld zog, dann dachte er daran, seinen Lieben daheim was Feines und Schönes mitzubringen. Denn das Beutemachen war der Inbegriff des Sieges. Man schwärmte für Feldherren, die das Blündern „gnädigst permittierten“ und schimpfte über die Generale, die den Heeren die Freude verwehrten, sich die Taschen zu füllen. Das hat sich gründlich geändert. Blündern steht heute bei allen Kulturstaaten unter dem Kriegsgefeß, und die Andenkenjäger im Stil der Soldateska von einst werden unbarmherzig füsiliert. Wenn also auch das Beutemachen zum Verbrechen geworden ist und die Kulturnationen sich zu der Anschauung durchgerungen haben, daß auch das Eigentum des Feindes geschont werden muß, so ist doch der Begriff des Triumphes, der im Worte „Beute“ liegt, aus der Volksseele nicht geschwunden. Immer noch ist die Beute die wahre Siegestrophäe. Nur daß diese Trophäen heute bloß mehr in ideellen Werten feststehen. Die grandioöseste Trophäe, die kostbarste Siegesbeute bleibt stets die Fahne. Und der Wert der Fahne liegt nur in der Heiligkeit ihres Symbols. Nicht die kostbare Seide reizt den Eroberer, sondern die Fülle und Macht der Gedanken und Empfindungen, die an diesem Zeichen hängen. Eine Fahne ist wie ein Stück Seele. Wer sie dem Feind entreißt, greift in seine Seele hinein.

Es ist noch gar nicht lange her, da kamen die ersten Beutestücke aus dem Feldzug nach Wien. Unschöne Stücke Blei. Kugeln vom Schlachtfeld, Kugeln, die in Wunden gekeult hatten. Die Verwundeten brachten sie nach Hause. Mit scheinbarer Ehrfurcht nahm man diese kleinen, blanken, spitzen Dingerchen in die Hand. Jede dieser Kugeln war ein Bote des Todes gewesen. In jedem dieser spitzen Geschosse lag der böse Wille des Feindes, uns zu vernichten. Und nun, wenn dieses Geschos unschädlich in unserer Hand lag, seines bösen Willens entkleidet, erzählte es davon, daß der Wille des Feindes, zu töten, zuschanden geworden war. Zu der schlichsten Phantasie sprach solch eine Kugel. Sie hatte Leben gehabt, sie war vom Feuerstrahl befeelt an die Unseren herangeschossen. Nun war sie tot. Die Kugel war tot, und der Mann, dem sie galt, der lebte. Und stolz wies der Besitzer seine Beute Freunden und Bekannten und steckte sie wieder ein. Ein Andenken an Dublin. Ein Andenken an Krasnik! Kostbarer, als wenn es von Gold wäre.

Dann kam andere Beute nach Wien. Russische Feldkappen, Uniformstücke, Säbel, Gewehre. In einem großen Kaffeehaus, nicht weit von der Ringstraße, hing im Billardzimmer einen ganzen Tag ein solcher russischer Feldmantel an einem Nagel, die Kappe darüber, das Gewehr daneben. Und die Stammgäste bildeten einen großen Kreis ringsherum und sahen auf die Uniform, sprachen nichts und machten sich Gedanken. In diesem Mantel hatte ein Feind gesteckt. Dieses abgegriffene und abgenützte Gewehr war auf unsere Reihen gerichtet gewesen. Nun hing der Mantel und Waffe harmlos und unschädlich an der Wand. Stumm und still. Die Menschen ringsum hätten etwas darum gegeben, wenn sie eine Geschichte gewußt hätten, die mit diesem Mantel zusammenhing. Denn damit die Trophäe den rechten Sinn, die rechte Weiße bekommt, muß sie eine Geschichte haben. Dieser schändliche Felsen ist bloßes Strandgut der Schlacht, ein an die Küste des Krieges geworfenes Brack. Seine Geschichte bleibt es uns schuldig. Die Beute von einst war wertvoll an und für sich. Die Trophäe von heute hat nur gedanklichen Wert. Sie braucht die Beziehung zwischen Sieger und Besiegten, zwischen dem Eroberer und dem, der unterlag.

Nirgends fällt einem diese Beziehung matter ins Auge, als bei den russischen Kanonen, die jetzt vor dem Arsenal aufgeföhren sind. Da drinnen im Hofe des gewaltigen Gebäudes stehen Hunderte von eroberten Geschützrohren, darunter auch ein Urahn des 42 Zentimeter-Geschützes, ein eiserner Riesenmörser aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Da drinnen stehen Geschütze aus aller Herren Ländern, aus allen Siegen Oesterreichs, aus allen ruhmvollen Schlachten, Zeugnissen vergangener großer Tage, und nun gesellen sich die Russen dazu. Russische Kanonen haben der Ruhmeshalle des Arsenals noch gefehlt. Jetzt sind sie da. In langer Reihe stehen sie auf gelber Stoppeltwiese. Die Rohre geneigt, wie in schamboller Ergebenheit. Die vor wenigen Tagen noch Schrecken und Verderben bedeuteten, lassen sich von Kinderhänden anfassen. Neugierige blicken durch das Rohr, und keiner, der herantritt, verhäumt es, die Hand auf den kalten Stahl zu legen. Man liebt es immer, die Kanone als etwas Lebendiges anzusprechen. Da drinnen im Hofe des Arsenals stehen gar kunstvoll geschmückte Geschütze, die alle einen Namen haben und die in einer stolzen Inschrift das donnernde Ich machtvoll unterstreichen. Es ist mehr als ein bloßes Wortspiel, daß die Kanone eine Seele hat, und daß der technische Ausdruck sich mit der symbolischen Bedeutung deckt. Diese grauen Kanonen sind alle tot. Sie haben das Sprechen und das Bangemachen verlernt. Das Verischlußstück fehlt. Wenn man durch das offene Rohr sieht, erblickt man über einem grünen Stückchen Park Wiener Häuser und ein Endchen blauen Himmels.

In der Schar von Neugierigen, die sich um die Geschütze drängt, findet sich immer eine Reihe von Sachverständigen. Die finden und erklären die Schußspuren, die erläutern den Mechanismus, und eine große Korona hört ihnen mit offenem Munde und gespanntem Blicken zu.

An den Nädern klebt noch russische Erde; sie zerbröckelt einem zwischen den Fingern, rinnt uns als Sand durch die Hand. Das ist jener Sand, durch den die Unseren stapfen mußten und dem sie alle so fluchen. Grad steht einer da, ein Invalide von 1914, den Arm in der

Schlinge, aber stolz und bergnügt. Er hat diese selben Kanonen gekannt, als sie noch lebendig waren, als sie Feuer spudten und Russisch sprachen. Er erzählt von der Schlacht, er erzählt vom Sturm auf die russischen Geschütze, von der ungeheuren Begeisterungswelle der Angreifenden, der kein Feind standhalten konnte. Er weiß es nicht, ob es just dies Geschütz war, bei dessen Eroberung er verwundet worden ist. Aber es ist aus derselben Familie. Wie er mit seiner Erzählung zu Ende ist, geht er weiter. Das Publikum bildet eine Gasse, blickt ihm voll Bewunderung nach. Und die Kanonen stehen da wie ein Trupp böser, geschlagener Feinde, die sich zur Erde ducken.

Es gibt eine entzückende Federzeichnung von Menzel: Zwei haustückige Kinder bekränzen eine erbeutete Kanone. Das ist das Symbol des Friedens. Dann verlieren die Trophäen die noch heute brennende Erinnerung an Blut und Haß. Dann dienen sie nur mehr dem Stolz und der Freude, wie all diese Trophäen da drinnen im Arsenal. Wenn die russischen Kanonen im großen Hof ihre Aufstellung gefunden haben werden, dann wird es Zeit sein, die Menzelsche Bigarette unter die Geschichte des Krieges zu setzen.

16. 19. 1912.

Kriegsbilder.**In der Urania.**

Wie unmittelbar hervorgeholt aus der Vorstellungswelt, die uns alle im Banne hält, sind die „Kriegsbilder“, die gegenwärtig den allabendlich wiederholten Repertoirevortrag der Urania bilden. Ihre Erstaufführung hat gestern unter reger Anteilnahme der Hörerschaft stattgefunden.

Unser Horizont ist ja jetzt im Doppelsinne des Wortes von Schlachtfeldern begrenzt. Worte und Begriffe, die man bisher kaum gekannt oder die scheinbar inhaltsleer an uns vorbeigeflogen sind, haben in unserm Denken den ersten Platz. Der friedsamste Bürgersmann spricht jetzt von „Mörsern“ und „Haubizen“, von „Autoparks“, „Truppentröbern“, „Armeeflügel“, „Fahrflügel“, von „Maschinengewehren“, „Schrapnell“ oder „Schnellfeuergeschützen“ — man lernt dieses Neue stets mit erstaunlicher Geläufigkeit. Dennoch löst es in unserm Vortrage begreiflicherweise nicht immer klare Bilder aus, und uns diese in anschaulichster Weise zu vermitteln, hat sich die Urania zur Aufgabe gemacht. Denn nicht nur beim Unterricht der Jugend, auch bei dem des Volkes gilt der Grundsatz, daß am besten und nachdrücklichsten haften bleibt, was das momentane Interesse erregt.

Der Vortrag gliedert sich in zwei gesonderte Partien: Erstens in allgemein Instruktives über Gliederung und Formation des Heeres, über die Aufgabe der einzelnen Waffen, ihre Schlag- und Stoßkraft. Dann bringt er im zweiten Teile Bilder von den Schlachtenleitern und den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen, zu denen der Vektor der Urania, Leiter, den von Hauptmann Emil Seeliger verfaßten Text liest.

Man kennt in diesem Blatte die ungemein klare, prägnante und geistvolle Sprache dieses Offiziers, die starke Anschaulichkeit seiner Darstellung, die immer von so begeistertem, echt soldatischem Empfinden getragen ist. Der Laie lernt viel bei diesem Vortrag und auch die Art, in der Hauptmann Seeliger die wirklichen Kriegsbilder mit — wenn man das umgekehrte Wort wagen darf — Worten illustriert, hat im besten Sinne viel anregend Belehrendes.

Das Bild unsres Kaisers, von den Klängen der Volkshymne begleitet, eröffnet den Abend. Im Saale herrscht herzliche Bewegtheit. Man sieht den Monarchen auf dem Manöverfeld, umgeben von fremden Militärattachés. Im folgt der heimgegangene Erzherzog Franz Ferdinand, dann der Armeekommandant Erzherzog Friedrich und unser

junger Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef. Der deutsche Kaiser mit seinen Generalen, der deutsche und der bayerische Kronprinz, unsre Feldherrn mit dem Generalstabschef Conrad v. Höhendorn an der Spitze erscheinen auf der Lichtwand, und dann folgt der Unterricht durch Wort und Bild. Man erfährt, daß die Infanterie 80 Prozent des Feststandes im Heere ausmacht, hört von ihrer Bravour im Bajonettkampf, von den übermenschlichen hochtouristischen Leistungen der Gebirgsartillerie, von den Feldkanonen und Haubizen, der Festungsartillerie und der Beweglichkeit der Reiterei, die jetzt, über den forschen Rayenheimschen Geist hinaus, Meister im Schießen drauzt. Von den Hilfswaffen der Pioniere, der Sappeure, des Eisenbahn- und Telegraphenregiments, der Sanität, der Luftschiffer, der Automobilabteilung und des Fuhrwesens vernimmt man und sieht die Soldaten bei Ueberschiffungen, mit Schwimmsäcken beim Floßbau, beim Anlegen von Feldbahnen und bei ihren Fahrflügel und Bazaretten.

Dann wirds aktuell: Mobilisierung: Das siegreiche Warasbinder Regiment rückt ab, das erste preußische Garderegiment, das unsern Kaiser zum Inhaber hat, marschiert durch die Berliner Straßen und das Volk geht mit und jubelt. Szenen aus Westen und Osten in rascher Reihenfolge: An der serbischen Grenze, Belgrad und wieder Lüttich, österreichische, deutsche, französische, russische und englische Soldaten. In den Filmen rasen Geschütze, jagen Pferde, werden Forts gestürmt, Namur, Maubeuge, was vorgestern das Tagesgespräch war und heute schon Geschichte ist.

Alles, was wir in atemloser Spannung in diesen letzten Wochen erlebt haben — in der Urania zieht es jetzt im Bilderbuch der Wirklichkeit an uns vorbei. Wo ist Lüttich schon! Wo Mitrowitz! Wie schnell das geht, im Leben und im Film! Lemberg sieht man, Licht überglänzt, über das jetzt die Schatten fallen, die der Riesenschleib der Armeen wirft, Czernowiz... Das Gestern und Heute schaut man wieder und bis auch das Morgen Gestern geworden sein wird. Die Kriegsbilder der Urania werden mit den Tagesereignissen Schritt halten.

Mit großer Spannung, stellenweise bewegt, wiederholt von Begeisterungsrufen unterbrochen, gab sich das Publikum der starken Wirkung der Bilder und der Worte gefangen, die von der patriotischen Musik der Kaballe Klein begleitet sind.

16. 19. 1912.

*** (Goldene Herzen.)** Bei der Frau Tschippan steht eine riesige, schwere, geschlossene Kiste. Frau Tschippan betreibt mit ihrem Gatten eine Eierhandlung in der Großmarkthalle hinter der Stadtbahnstation Hauptzollamt, und neben ihr führt Frau Anna Hirsch einen sehr ansehnlichen Handel mit Butter und andern Gaumenfreuden. Die beiden Frauen haben sonst sehr viel zu tun. Aber seit den letzten sechs Wochen müssen die Gatten und Hilfskräfte den Hauptteil der Arbeit besorgen, denn die Hauptföhrge der beiden Frauen — und aller Frauen und Mädchen und Männer in der Großmarkthalle — ist die Kiste, der Fahrplan und die Eisenbahngleise vor den Fenstern. Es könnte nämlich vorkommen, daß ein Zug mit Verwundeten in der Durchzugsstation Hauptzollamt ankäme, und Frau Tschippan, Frau Hirsch und alle ihre prächtvollen Helferinnen und Helfer wären nicht sofort unten, würden nicht mit jugendlichem Eifer über die Geleise laufen, nicht drei oder vier Rangierzüge im Stürme überklettern, nicht Schwarzpulver ausstellen und Segensbotschaften an die Frauen der verwundeten Helden übernehmen — na, beschäftigen wir uns nicht mit solchen Möglichkeiten, die es einfach nicht gibt und welche jedes Herz in der Großmarkthalle einfach zerreißen würden. Das Geheimnis der großen Kiste wurde vor uns gelüftet und ergab ein appetitliches und stattliches Ergebnis. Die Kiste ist eine bis zum Rande gefüllte Vorratskammer. Schinkensemmeln stehen in engster Nachbarschaft mit Butterbrotchen, und diese eine Brigade ist von Brotchen mit belegtem Fleisch durch eine Lage weißen Papiere getrennt. So geht es metertief hinunter und wartet begierig auf den Appetit des nächsten Transports von Verwundeten. Man könnte die Frauen der Markthalle sehr leicht beleidigen durch den Glauben, daß ihre Vorräte mit der Kiste schon abgetan sei. Man müßte jedoch blind sein, um die großen Körbe zu übersehen mit ihren Labungen von Labungen und mit den Flaschen Tees und manchem Schlädchen Rotwein. Man kann den Kindern zusehen, welche Berge von Tabak eifrig in Zigarettenhüllen stopfen. Andre Kinder und erwachsene Mädchen kommen während der Beschäftigung in die Verpflegungszentrale und fragen, wann der nächste Verwundetenzug kommt. Um 8 Uhr, lautet der Bescheid. Worauf alle Fragenden erklären, doch noch zur Sicherheit zur Bahnverwaltung hinüberlaufen zu wollen. Denn es könnte ja doch im Drange der Geschäfte geschehen, daß man ihnen einen früheren Zug zu melden vergißt — wieder nicht möglich bei der Wachsamkeit an den Fenstern. Also um 8 Uhr wird der Zug kommen, und alle diese Jüngerinnen einer großartigen und rührenden Nächstenliebe, die am frühesten Morgen ihre Geschäfte öffnen und den ganzen Tag auf den Beinen stehen, werden bis in die späte Nacht ihre kranken Kinder päppeln und trösten und dann weinend und glücklich zu Bette gehen. Das meiste von den Labemitteln stammt aus ihren eigenen schmalen Taschen, um weitere kleine Beiträge gehen sie ihre Kunden an, und jede von diesen gibt und gab willig die paar Heller. Denn wirkliche Liebe und Güte hat eine große werbende Kraft und verbreitet sich, und prächtige Nächstenliebe blüht und glüht in dieser ganzen Halle. Nun hat man den Frauen verboten, Beiträge zu sammeln. Warum denn eigentlich? Die amtlichen Vorschriften mischen sich da in Dinge, die keine Spur von Amtstaub an sich haben. Die Kunden geben übrigens weiter freiwillig, und es gibt keine Gründe für Verbote. Man hat so lange das goldene Wiener Herz gesucht — da ist es und strahlt in unvergänglichem Glanze. Auf allen Märkten scheinen die Frauen des Volkes einen stillen Schwur getan zu haben, alle ihre Kraft, ihre Arbeit, ihre Gefühle in tatbereite Güte umzusetzen und Wien mit dieser zu schmücken. Wir sahen sie dabei und wissen es von den Verwundeten. Sie tun Gutes, Bestes, Edles — wir bitten, die goldenen Herzen gewähren zu lassen.

17/9. 1914.

Bei denen, die gesund werden.

In der Rotunde.

Als die Stätte des Frohsinns und der Lebensmunterkeit, des Tanzes und der Musik, so war der Prater seit je der ganzen Welt bekannt und vertraut. Nun sind die Schatten des Völkergemeinens auch über ihn gekommen. Jäh stoßen die Ringelspiele der harmlosen Freude am Dasein. Ein ungeheures Ringelspiel des Leidens und Blutens hat sich aufgetan und wirft Volk um Volk in seinen graufigen Taumelzug. Drunter aber in der Rotunde kann man denen in die Augen schauen, die den Fingerringen des Todes entronnen sind. Er hat nach ihnen gegriffen im Getümmel der Schlachten, dem hat er die Wange gestreift, dem den Finger zerfleischt, der eine Hantel noch mit schutzgerissenen Sehnen, dem anderen steckt noch die Kugel im Kiefer; aber sie alle sind doch gerettet, sie bleiben am Leben, ihre Wunden heilen, sie lagern sich auf dem Wiesengrund vor der Rotunde oder schreiten langsam und sinnend durch die alten Alleen. Wenn aber der Nachmittag kommt, die Besuchsstunde, da zeigt ihnen der Prater sein wahres und unverlierbares Antlitz. Er ist in der Kriegszeit ein anderer geworden und doch derselbe geblieben, die Stätte aller Urwiener Volksfeste. Neue Volksfeste der ergreifendsten Hilfsbereitschaft und Mildtätigkeit erlebt nun der Prater.

„Hab'n die Herr'n schon Kaffee bekommen?“ Es ist noch nicht 2 Uhr, aber die kleine Planke vor der Rotunde ist bereits dicht umlagert von Menschen, die auf den Einlass warten. Es sind nicht Neugierige, es sind Hilfsbereite. Da stehen vier Frauen, die haben, weiß der Teufel wie, zwei große Wäschekörbe, eine Molkereikanne und zwei große Wassereimer herbeigeschleppt. Was sie drinnen haben? „Na, Buchteln und an' Kaffee!“ Andere stehen da mit Körben voll Zwetschken. Einer ist mit seiner ganzen Familie ausgerückt und alle bis auf den kleinen Franzl sind mit — Handtüchern und Seife beladen. Aber auch an Zigarren und Zigaretten, an Zündhölzchen, an Schokolade, an Zeitungen und Bücher ist nicht vermissen worden. Eben wird die Tür geöffnet, da kommen zwei riesige Frauen, die auf einem Riesentisch frische, gezuckerte Gugelhupfe bringen. Und hinter ihnen tritt eine ehrbare Grünzeughändlerin ein, den vollen Obstkorb um die stämmigen Hüften gegürtet. Sie will heute sonderbare Geschäfte machen. Sie wird von Verwundeten zu Verwundeten gehen und jedem

ihre Birnen und Äpfel und Pflaumen und Trauben kostenlos anbieten.

„Dös is wie in an' schönen Tram,“ meint ein Soldat vergnügt schmunzelnd und greift nach einem Apfel. Inzwischen haben die Frauen mit dem Wäschekorb, der Molkereikanne und den Eimern unter einem breiten Baume Posten genommen. Sie haben auch zehn Schalen mitgebracht. Schnell sind sie gefüllt, schnell aber auch geleert. „Hab'n die Herren schon Kaffee bekommen?“ ruft eine der Frauen immer wieder. „Vielleicht no a Lackert g'fällig?“ fragt sie einen blaffen Jungen. Er nickt ihr wie einer guten Tante zu. Zehn Schritte weiter aber ruft ein Tiroler seinem humpelnden Landsmann entgegen: „Mach' g'schwind, sonst gangan s' ja furt!“ Und der Kaffeeleidende humpelt rascher. Hinter ihn stellt sich ein Schlaumeier, der sich zum zweitenmal einreißt. Auch Soldaten können Kaffeeschwelgern sein. Dann aber gibt es wieder Bescheidene und Schüchterne. Die müssen besonders gerufen und eingeladen werden. „Wer hat noch nichts? Na, kumman S' her!“ Und alle freuen sich, lauen und schlürfen.

Schicksale. Wenn ich nur essen könnte!“ sagt einer langsam und sinnend neben mir. Ein Jäger. Er hat das ganze Gesicht verbunden. Ein Schrapnell hat ihm die Wacke und die Kiefer zerlegt. Und plötzlich verrät er mir seine tiefste Sorge: „Meiner Frau hab' ich's noch gar nicht geschrieben.“ Seiner Frau. Mit einemmal verändert sich das ganze Bild ringsum. Es sind lauter Väter und Söhne. Sie haben alle irgendwo im Banat, in der Danna oder im Birtschgau eine Frau, eine Mutter. „Ja,“ sagt eine Wienerin kernig und warm, „jezt seids ihr alle unsere Duam!“ Da schaut ihr ein älterer Soldat ernst ins Gesicht, und wie in Erinnerung an schwere Zeiten meint er mit leisem Seufzer: „Wenn's uns früher so gut gegangen wär.“ Ich komme mit ihm ins Gespräch. Er ist ein Bergmann aus Bräu. „Herr,“ erzählt er, „wir sind im Sande marschiert, so tief,“ und er zeigt auf die Knie, „wir sind in der Schlacht gestanden von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags. Aber soll ich Ihnen etwas gestehen? Es ist mir da droben besser gegangen als in der Bräuer Grube.“ Er lächelt bitter. „So viel Sonne haben wir gehabt . . .“

Brüderchen. Einer und der andere trägt stolz einen russischen Mantel. Um sie scharen sich bald ganze Gruppen und sie erzählen, wie sie zu den Mänteln gekommen sind. Einer aber, der noch viel romantischer gelleidet ist, lehnt ganz seitab an einem Baume und guckt träumerisch in den Himmel. Er hat keine Uniform an, sondern eine Zwischhose und eine schwarze russische Bauernjoppe, die dem jungen, hübschen, wohlbeleibten Menschen ein wenig zu eng ist. Auf dem Kopfe sitzt ihm irgend eine alte Landwehrmütze. „Holla, was ist denn mit Ihnen?“ frage ich ihn. „O!“ lächelt er mich gutmütig an und beginnt in polnischer Sprache den Roman seiner letzten Woche zu erzählen. Er wurde zweimal leicht verwundet, am Halse und an der Hüfte, und verwundet geriet er in russische Gefangenschaft. Er entkam aber seinen Wächtern und pochte spät abends an die

Tür eines russisch-polnischen Bauern. Zu Tode erschrak der, als er den Flüchtling vor sich sah. „Wenn sie dir auf der Spur sind, kostet es uns beiden das Leben!“ sagte der Bauer. „Aber du bist ein Pole und ich bin ein Pole. Also komm herein, Brüderchen. Wir haben die Grenze nicht gezogen.“ Er zog ihn ins Haus, er ließ ihn in seinem eigenen Bette schlafen und legte sich selbst auf den kalten Boden. Morgens machte er ihm eine Suppe, wusch ihm die Wunden, gab ihm die andere Gewandung, kühlte ihm die Stirn und ließ ihn fortziehen. Zwei Meilen lief unser Brüderchen unentwegt und kam glücklich ins Lager. „Herr,“ schloß er seine Erzählung, „Sie werden verstehen, daß ich mir die Jade nicht anders aussuchen konnte.“

Erlebnisse. Ein Tiroler schildert mir die Mühlsale seines Regiments. Sie sind bis zu achtundvierzig Stunden marschiert, sie waren einmal einen Tag lang ohne Brot, einmal ohne Kaffee. In einem Kampfe blieben vom ganzen Regiment hundertvierzig Mann heil, die sich abends sammelten. Ihm selbst durchbohrte ein Geschos einen Finger. Er rollt den Verband ab. Ein fürchtbar verstümmelter, zerquetschter Finger starrt mir entgegen. „Was sind Sie?“ — „Steinmetz, Punkteur.“ Ich lege den Verbandstreifen wieder behutsam um den verlorenen Finger. Irgendwie scheint der Soldat meine Erregung zu spüren und wie um mich zu trösten, sagt er kalt und ruhig: „Aber schiassen kunn' ich decht!“

Der Heiland der Armen. Um 5 Uhr kommt der Abschied. Im letzten Augenblick erscheinen noch neue Spender. „Zeldpostkarten! Wer braucht Zeldpostkarten?“ Mancher arme Soldat wird erst so den Seinen ein paar Zeilen schreiben können. Auch Bleistifte werden verteilt. Langsam nur leeren sich die Packanlagen. „Sie können ja morgen wieder kommen,“ meint der Wachtposten an der Tür. Hier kann man die Schar der Spendenden noch einmal überblicken und hier kommt es einem nun zum Bewußtsein, daß all die Helfer und Helferinnen arme Leute sind. Ihre Namen werden nicht in den Zeitungen genannt. Sie denken bei ihrem Wohltun nicht an Dank und Anerkennung. Sie geben nicht, weil man sie öffentlich aufgefördert hat. Ihr Herz treibt sie, denn

der Armen Heiland ist der Arme,
der helfend teilt sein Stückerl Brot,
und Ueberwinder jedem Harne
die Eine liebumfloß'ne Not.

J. L. S.

Besuchsstunde im Allgemeinen Krankenhaus.

Sie hat jetzt ein besonderes Gepräge, die Besuchsstunde im Allgemeinen Krankenhaus. Schon in gewöhnlichen Zeiten ist's Nachmittag um Nachmittag ein Strom von Menschen, der in dieses Haus des Leides zieht; dieser Strom ist in den letzten Wochen noch beträchtlich gewachsen. Schier unaufhörlich stutet er in der Zeit, die den Besuchern eingeräumt ist, durch das hohe Tor in der Alserstraße in die Höfe, in die Krankensäle. Das Wachstum der Besucherzahl ist darauf zurückzuführen, daß die Räume des Allgemeinen Krankenhauses eine sehr große Zahl der Soldaten beherbergen, die von den Kriegsschauplätzen nach Wien gebracht wurden. Hunderte Wiener haben unter den Verwundeten Verwandte und Bekannte und es ist ihnen ein Herzensbedürfnis, eine Stunde lang an deren Seite zu sitzen. Viele sind es aber auch, die keinen bestimmten Verwundeten aufsuchen, sondern die zu allen kommen, die krank und elend von den Schlachtfeldern wiedergekehrt sind.

Jeder, der durch das Tor in den ersten Garten tritt, ist von seinem veränderten Bild überrascht. In übergroßer Mehrzahl sieht er Kranke mit der Soldatenkappe auf dem Kopfe. Sie gehen in den Alleen auf und nieder, ruhen auf den Bänken, stehen in Gruppen beisammen. Immer wieder sieht man, wie sie Verwandte und Freunde mit aufsuchenden Augen begrüßen, ihnen die Hände drücken.

„Grüß di Gott, Franz!“

Eine kleine, sauber gekleidete Frau ruft es einem härtigen, breitschulterigen Manne zu, der an einem Baume lehnt.

„Anna!“

Mann und Frau umarmen sich. Zwei Kinder hängen sich an den Spitalkittel des Vaters.

„Daß i di nur wieder hab'!“ schluchzt die Frau auf. Dann drängt sie ihm die Kinder zu, die er emporhebt und küßt. Sie gehen zu einer Bank. Der Vater humpelnd. Sein rechter Fuß ist verbunden.

„Vater, mir hab'n d'r was bracht!“ sagt das eine der Kinder und langt nach der Markttasche, die die Mutter trägt.

„Bist also aa schon da?“ begrüßt einige Schritte weiter seiner feinen verwundeten Freund. Dieser reicht ihm die linke Hand. Die rechte hämat in einem Gipsverband.

„Erzähl! Erzähl! Wie is 's denn dir gang'n?“

Auf einer Bank in der Nähe sitzen Vater und Mutter bei einem jungen Menschen mit pflasterbedecktem Kopfe. Die beiden Alten lauschen seinen Worten und es macht ihnen sichtlich Freude, daß es auch andere tun.

„Zwa Täg' hab'n mir amal nichts Rech't's z' ess'n g'hab't!“ erzählt er eben. „Es war'n welche unter uns, die hab'n g'numma, was i' kriagt hab'n! 'n roh'n Salat hab'n i' von die Felder weg'geß'n! Hunger tuat weh!... Und wie m'r uns dann wieder amal zu an' anständig'n Mittagmahl hätt'n niederseh'n können — mir hab'n's schon in die Schal'n g'hab't, und so guat g'roh'n hat's — bun, san auf amal wieder die Russ'n dag'weß'n! Da hat's g'hab'n, alles lieg'n und stehn lass'n und drauf los!“

Ein anderer Verwundeter erzählt von der Mühsal des Vorwärtsbringens auf russischem Boden.

„Oft san m'r bis zu die Ania im Sand g'siekt! Oder im Wasser. Mensch und Pferd! Ueberhaupt die Pferd! Manche schau'n von d'r Plag' aus wie lebendige Kladerländer! Singeg'n die Klan' polnisch'n Kößer — dö halt'n viel mehr aus!“

Wohin man horcht, überall hört man Erzählungen, die von Marsch, Lagerleben und Schlacht handeln. Viele berichten, während sich ihr Gesicht belebt, von gelungenen Waffentaten, andere mit Bohn von Greuelthaten des Feindes, wieder andere sehr anschaulich von blutigen Schlachten, die tagelang währten.

Dort und da, überall um die Verwundeten herum dichte Gruppen von Hörchern. Auf einer Bank zwei gutgelaunte Verwundete, die schnapfen, dicht an ihnen ein Knecht, der das Spiel mit fröhlichen Bemerkungen würzt. Weiter rückwärts im Hofe schwerer Verletzte auf blühweißen Betten unter grünen Laubdächern. Unter ihnen ein blasser Landsturmmann, unter dessen Kopf eine junge Frau ihren Arm geschoben hat.

„Red' net so viel!“ mahnt sie sorglich. „Es kann d'r schad'n!“

Aber er lächelt und erzählt. Dies und das. Wo und wann ihn der Schrapnellschuß ins Bein getroffen und gefällt hat. Und auch ein Geschichtchen, wie er und zwei andere einmal zufällig zu einem „Gansl“ kamen.

Er lächelt:

„Kannst d'r den'n, mir hab'n ka Messer und ka Gab'l bracht!“

Unter einem Zeltbaldach nahe beim Tor lagern auf Bänken und Tragbahnen etwa dreißig Verwundete. Sie sind noch in Uniform und warten auf ihre Verteilung in die Krankensäle. Zumeist sind es ungarische Soldaten, die nicht verstehen, was ihnen aus der Menge, die sich rings um das Zelt angesammelt hat, an anteilnehmenden Aeußerungen zugerufen wird, die aber stets freundlich und dankbar zur Antwort nickten.

Immer wieder drängen sich Leute in das Zelt, die, an den Soldaten vorübergehend, in Körbe und Markttaschen langend, kleine Geschenke austheilen. Sie füllen den lächelnden Verwundeten die Taschen mit Zigaretten, reichen ihnen Obst und Backwerk. Andere bringen Wasser, reichen es in Gläsern herum. Viele stehen, ohne ein Wort zu sprechen, die Augen von den Verwundeten nicht trennend, bis ins Tiefste von dem Wille erschüttert. Viele Frauen und Mädchen drängen sich da, denen die Augen nicht trocken werden.

Es ist ergreifend, wie mancher aus der Menge seine Hilfsbereitschaft beweist. Da zeigt einer der Soldaten, ein Wiener, seine unvollkommene Pfeife:

„Was d'r Teuf'l, wo i' s' Röhr'l v'r'lur'n hab'!“

„Das wer'n m'r glei hab'n!“ sagt ein alter Herr. Geht und kommt mit einem Pfeifenröhrchen zurück, das er in der Nähe gekauft hat.

Eine breithüftige Frau tritt in das Zelt, holt unter der blauen Schürze eine Schüssel, gefüllt mit zuckerbestreuten Zwetschkenknödeln, hervor und bietet sie mit freundlichem Schmunzeln den Verwundeten an, die ihr zunächst sind. Aber diese schütteln die Köpfe, deuten jeder lachend und mit Gesien an:

„Ich kann nimmermehr!“

Trostlosigkeit breitet sich auf dem runden Gesicht der Zwetschkenknödelspenderin aus. Ganz verbattert steht sie da. Endlich geht sie tiefer ins Zelt und ihr Geschenk kommt doch noch zu Ehren.

„Gott sei Dank!“ seufzt sie. „I hätt' mi direkt trinkt!“

Einer der Soldaten hat den Kopf tief niedergebeugt und sucht umsonst sein Weinen zu unterdrücken. Einige Frauen drängen sich um ihn. Aber er, ein Ungar, versteht ihre Fragen nicht. Bis sich ein Dolmetsch findet, der dann Aufklärung gibt:

„Er is aus Südbungarn!... Fünf Kinder hat er daham!... Das hat ihn halt plötzlich packt!“

Unter einem anderen Zeltbaldach ist ein Bild zu sehen, das ebenfalls viele Zuschauer bannet. Drei Bänke, besetzt mit verwundeten Soldaten. Rechts am äußersten Ende der Reihe ein verwundeter Russe. Ein hagerer, bartloser, junger Mensch, in sandfarbigen Zwisch gekleidet. Sein rechter Fuß steckt in einem hohen Röhrchenstiefel, der linke fast bis zum Knie hinauf in einem dicken Verband. Zwischen ihm und dem Nachbarn, einem österreicherischen Landsturmmann mit bartbestoppeltem Gesicht, steht auf der Bank ein Papiersack, gefüllt mit Zwetschken. Beide langen abwechselnd nach den Früchten, die ihnen sichtlich prächtig schmecken. Sie und da nur wirft der Russe einen scheuen Blick auf die Reihen derjenigen, die dieses sonderbare Bild bestaunen, das natürlich manche Bemerkung weckt.

„Is halt aa a armer Teuf'l!“ sagt eine Frau in der vordersten Reihe der Zuschauer, die früher aus ihrer nun leeren Markttasche manche Spende für die Verwundeten geholt hat. „Ob's aber nur unser'n Soldat'n, die in die Händ' von die Russ'n fall'n, aa so guat geht!“

Die Umstehenden nickten der Sprecherin mit bekümmertem Miene zu.

Ein Auto fährt vor, der Russe steigt, unterstützt von einem Wärter, ein. Im Wegfahren zieht er, den Kopf beugend, vor den Angesammelten zweimal die braune Mütze vom Kopfe.

„Der Besuch ist aus!“ tönt eine Stimme durch die Höfe. Mehr als eine halbe Stunde lang strömen die Besucher in dichter Menge aus dem Tor.

19. 9. 1914.

Die erbeuteten russischen Geschütze.**Russische Kanonen vor dem Kriegsministerium.**

Die beim Artilleriearsenal aufgestellten erbeuteten russischen Geschütze sind schon wegen der zur Stadt exzentrischen Lage und großen Entfernung des Arsenal's wie mit Rücksicht auf den dort beschränkten Raum für einen großen Teil des Publikums nicht leicht zugänglich. Um diesen in dieser Hinsicht ausgesprochenen Wünschen nachzukommen, hat die Seeresleitung verfügt, daß einige dieser Geschütze vor den für das Publikum leichter zu erreichenden Denkmälern aufgestellt werden.

Gestern um 10 Uhr nachts sind nun zwei dieser Geschütze vor dem Kriegsministerium zu beiden Seiten des Radetzkydenkmals aufgestellt worden. Als bald sammelten sich Gruppen von Passanten an, die die Geschütze mit großem Interesse und eingehend besichtigten.

Weiter sind in der gestrigen Nacht vier Geschütze am Heldenplatz, und zwar je zwei vor den Reiterstandbildern des Erzherzogs Karl und des Prinzen Eugen, zwei am Schwarzenbergplatz beim Schwarzenbergdenkmal sowie eine Anzahl von Geschützen bei anderen Kriegsdenkmälern aufgestellt.

*Abdruck
19. 12. 1914*

Die erbeuteten russischen Geschütze. Russische Kanonen in der Stadt.

Wie im Morgenblatte berichtet, wurden einige der erbeuteten russischen Geschütze, die bisher beim Arsenal standen, gestern abends um 10 Uhr bei Wiener Denkmälern aufgestellt, damit das Publikum sie leichter besichtigen könne. Je zwei Geschütze sind folgendermaßen aufgestellt: vor dem Kriegsministerium, vor dem Schwarzenbergdenkmal, auf der Abrechtsrampe vor dem Abrechtsdenkmal und dem Palast des Armeekommandanten Erzherzog Friedrich, auf dem Heldenplatz zu beiden Seiten der Denkmäler des Prinzen Eugen und des Erzherzogs Karl. Schon früh wurden die Geschütze von zahlreichen Personen besichtigt und den ganzen Tag über stand viel Publikum hier.

20/9. 1914.

Allerhand neue Vent'.

Da ist einmal der Zugenöpfte.

Der Mann, von dem die ganze Gasse erzählt, daß er alles weiß, aber beileibe nichts verrät. Kein Sterbenswörtchen. Man wähnt ihn mit Kriegsgeheimnissen vollgepfropft. Von der Duttrempe angefangen bis zum Stiefelabsatz.

Ach, er bleibt aber zugenöpft von oben bis unten! Allen scheint es, als wären seine Geheimnisse überreif. Man mag ihn aber noch so kräftig schütteln, er wirft keines davon ab.

Es ist unnützlich, ihn zu fragen, man weiß es; trotzdem wird er, wo er geht und steht, mit Fragen bestürmt. Er hat nur eine Antwort:

„I könnt' ja viel red'n, sehr viel!... Aber... aber... i tua's lieber net! I derf net!“

Er legt den Zeigefinger an den gespitzten Mund, schupft die Achseln in die Höhe, zieht den Hals tief in den Brustkorb, legt das Haupt schief zur Seite, lächelt geheimnisvoll, hebt wie segnend die Arme:

„Na na, i red' lieber nig!... Es kann net sein!“

Der Frager schaut ganz verzweifelt. Himmelkruzifix, da wär' einer, der nur zu reden brauchte, ein Eingeweichter! Aber, es ist zum Haarausreißen, er sagt nichts! Kruziadagl, kein Wort sagt er! Dabei weiß er sicher ganz besondere Sachen. Derrgott, wer ihn zum Reden bringen könnte!

Der Zugenöpfte tritt ins Gasthaus, ins Kaffeehaus. Flugs fahren die Köpfe aneinander:

„Der Herr könnt' uns viel d'rzählen... Wann er halt wollt'!... Ja, wann er wollt'!... Er hat ja an' Bruader, der Feldmarschalllieutenant is!... Ra Wunder, daß er alles erfahrt!... Es is zum Verzweifeln, daß er nig verrat!“

Der Herr Zugenöpfte hat zwar nur einen Bruder, der Schneider in einem Monturdepot ist. Freilich, er hat längst einen Generalstabshauptmann aus ihm gemacht. Und hat überhaupt immer wieder, um seine Rolle des Wissenden zu stärken, mit seinen ausgedehnten Beziehungen zu Militärkreisen gestunkert. Und hat natürlich nichts dagegen, daß sein Bruder auf dem Wege des Traatsches gar zum Feldmarschalllieutenant emporgelommen ist. Dieses Avancement ist dem zugenöpften Herrn sogar sehr angenehm.

Unsoweniger kann's jetzt herauskommen, daß er eigentlich einen großen Schmarren weiß...

Der kleine Pepi ärgert sich ziemlich oft darüber, daß sein Vater mit der Geographie jetzt auf so gutem Fuße steht.

„Alle Augenblick“, so klagt er dem Ferdl, „alle Augenblick stellt er mi auf d' Prob', ob i was, wo das oder das russische oder französische Nest lieg'n tuat!... Und wann's net was bumbst, hab' i schon mein' Tanz!... Unlängst hat er si riesig darüber g'ist't, weil i net g'wußt hab', wo die remasurischen Seen lieg'n! I hab' natürlich ka Idee davon g'habt und hab' g'lagt, mir san, wie die Schul' aufg'hört hat, erscht beim Neusiedler See g'wes'n! Dast es net g'seg'n, hab' i schon ane drin g'habt... Aber i was's schon: Nur der Krieg is dran schuld, daß si d'r Watter jetzt in d'r Geographie so guat auskennt!...“

Der Pepi hat natürlich dem Ferdl falsch berichtet, wenn er ihm sagte, der Vater hätte von den remasurischen Seen

gesprochen. Solch ein grober Irrtum wäre dem Vater wohl früher einmal leicht möglich gewesen. Möglich gewesen vor fünf Wochen. Zu einer Zeit, in der die Geographie noch seine ausgesprochene Feindin war.

„Du, Pepi, sag' amal... du muaszt's ja wiss'n... sag' amal, fließt die Donau ins Schwarze Meer oder ins Adriatische?“

Ähnliche Fragen hat der Vater nicht selten an seinen Sprößling gestellt, und dieser, der in Geographie einen Zweier auszuweisen hat, konnte dann spöttlächelnd mit seinen Kenntnissen prahlen.

„Aber, Watter, du kriag'rst meiner Seel' an' Fünfer in Geographie, wannst no in d' Schul' ging'rst!“

Das ist jetzt anders geworden, ganz anders.

„D'r Watter kann jetzt in d'r Geographie sicher mehr als jeder Lehrer!“ sagt der Pepi zum Ferdl. „Er hat ja aa jetzt in jed'n Saad a Trumm Landkart'n und so oft er nur fünf Minut'n Zeit hat, fährt er auf aner mit'm Finger umand'! In Rußland, in Frankreich, in Deutschland, is 's was 's is, überall kennt er si aus wie in sein' Westentasch'! Sogar mitt'n unter'm Ess'n fangt er die Kart'n 'raus und suacht drauf um!... I man', er hat s' sogar beim Schlaf'n unterm Kopfpolster lieg'n!...“

Da ist auch der Einsager.

Ein Mann, der es nicht verwinden kann, etwas zu wissen, was andere möglichenfalls noch nicht gehört haben könnten.

Also ein sehr aufmerksamer, ein liebenswürdiger Herr. Und zu seiner Ehre sei auch gesagt, daß er, sehr gewissenhaft, nur das Wahre weitergibt. Er betreibt die Einsagererei mit edler Leidenschaft. Aber bevor er Unrichtiges in eine Tür trägt — lieber biße er sich die Zunge ab. Hat er aber etwas, woran es keinen Zweifel gibt, dann kann er's nicht halten. Um keinen Preis.

Der Einsager hat kein leichtes Geschäft. Es erfordert vor allem Zeit. Der Nachhauseweg des Einsagers zieht sich sehr in die Länge. Er lugt auf seinem Wege in die Kaffeehäuser, sucht Bekannte zu erspähen. Und erwischt er einen, fängt er ihn heraus, schenkt ihm eine Sonderausgabe, gibt dazu mit Eifer mündliche Erklärungen und geht, ohne den Dank abzuwarten, weiter.

Er klopft auf seinem Wege an alle Türen, hinter denen Bekannte wohnen, ruft seine Neuigkeiten ab und tummelt sich wieder fort, damit der Nächste auch so rasch als möglich versorgt werde.

Es liegt ihm durchaus nichts daran, einen Umweg zu machen, kreuz und quer durch die Gassen zu gehen. Er klettert keuchend Stockwerke empor, wirft, was er weiß, in die Küchen, reicht seine Neuigkeiten über Zäune, Planken und Mauern.

Er pumpt an die Fenster, wartet vor den Haustoren, geht in die Geschäfte. Nähere Verwandte holt er zur Nachtzeit aus den Betten, das geniert ihn nicht.

Und kommt, nach getaner Pflicht angenehm erheit, todglücklich, schließlich wirklich noch nach Hause.

Ein sehr aufmerksamer, liebenswürdiger Herr, der Einsager.

H. P.

20. 9. 1914.

Im Lazarett unter der Rotundenkuppel.

Lobende Kriegsbilder.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Der Krieg, der kühner als die großartigste Phantasie eines Meisters des Pinsels seine überwältigenden Bilder stellt, hat unter der mächtigen Rotundenkuppel im Prater ein seltenes, einziges Gemälde geschaffen. Es ist ein Abbild des Krieges selbst, seiner Schrecken und Gefahren und eine wunderbare Apotheose zugleich auf den Heroismus und die Opferwilligkeit eines Volkes.

Es sieht hier aus wie in einer kleinen Stadt, in der der Feind gehaust hat, bis er wieder verjagt wurde. Die engen Gäßchen, die noch vor Monaten von fröhlichen Menschen belebt waren, sind verwüstet, die schmucken Häuschen, die uns früher ein reizvolles Adriastädtchen vorzauberten, sind zerstört. Hier und da sind halbe Mauern stehen geblieben, mit abgerissener Bekleidung, als würden sie einem Brande zum Opfer gefallen sein. Nur der weiße Turm überragt sie, als hätte ihn ein gnädiges Schicksal vor dem Untergang bewahrt.

Jetzt sind unsere Soldaten hier eingezogen. In einem der erhalten gebliebenen Gebäude hat das Kommando seinen Sitz aufgeschlagen. Offiziere erteilen Befehle, Wachen lösen einander ab und behalten die stillen Häuschen mit den dicht verschlossenen Fenstern im Auge, als sollten sie die letzte Habe der vor dem Feinde geflüchteten Bevölkerung beschützen. Und immer neue Soldatenzüge kommen und gehen. Ein Treiben wie im Kriegslager; und doch herrscht hier nur Frieden im Kriege. Es sind Verwundete, die aus der Spitalpflege bereits entlassen wurden und hier, im Lazarett in der Rotunde, noch einige Tage Erholung finden sollen, ehe sie sich auf Urlaub in ihre Heimat begeben. Etwa 1500 Mann sind täglich in diesem Erholungsheim untergebracht. Der weiße Rotundenraum

ist zu Schlaffsälen umgestaltet. Den Tag aber verbringen die Verwundeten, soweit es die herbliche Bitterung gestattet, draußen im Freien, um in der frischen Luft des Praters wieder zu genesen. Da lagern sie bunt gruppiert auf den Wiesen, Landwehrmänner, Alanen, die gefürchteten roten Teufel, Honvedleute und bosnische Infanteristen kameradschaftlich nebeneinander, den Kopf, den Arm oder das Bein im weißen Verband; sie hocken auf den Schutthäufen, lehnen an den verfallenen Mauern, ergehen sich in den Allen oder suchen Ruhe in den bequemen Liegestühlen. Alle sind frohgemut und zuversichtlich, und nur eines quält sie, die Ungebild, nach dieser unfreiwilligen Kampfpause wieder zu ihren Kameraden zurückkehren zu können.

Nachmittag von 2 bis 4 Uhr ist Besuchzeit.

Da kommen die Frauen, Männer und Kinder zu den braven Soldaten, und niemand mit leeren Händen. Es ist ergreifend, zu sehen, wie hingebungsvoll diese kleinen armen Leute aus den äußeren Bezirken, die unter dieser harten Zeit doppelt schwer zu tragen haben, darauf bedacht sind, unter selbst „aufgelegter“ Entbehrungen alles aufzuwenden, um nur die tapferen Krieger nichts entbehren zu lassen und ihnen den Aufenthalt hier so wohlthuend als möglich zu gestalten. Nur wenige haben hier Freunde und Verwandte, viele können sich gar nicht verständigen, da man ihre Sprache nicht spricht. Aber alle sind wie Mitglieder einer großen Familie, hilfsbereit, aufopfernd und gewillt, die Leiden und Freuden einer schweren Zeit gemeinsam zu teilen. Die Frauen tragen in großen Körben und Schachteln Leckerbissen und schmackhafte Mehlspeisen herbei, die sie, mehrere miteinander, unter Aufopferung der Nachtruhe gebäckt haben; sie bringen hohe Tiegel mit gedünstetem Obst, mit eingelegten Gurken, gebratene Äpfel, viele Kannen mit heißem Kaffee, Würstchen und Gebäck und reichen es den Verwundeten, Mann für Mann. Sie haben Zigaretten ohne Zahl gestopft, um die Soldaten damit zu beschenken, lassen ihnen Feldpostkarten und Bleistifte zurück, damit sie an ihre Angehörigen schreiben können, und die Männer haben für Zeitungen und Bücher in allen Sprachen vorgesorgt und für starke Stühle als Stütze für die Fußleidenden. Den sehnlichsten Wunsch der armen Soldaten aber haben einige — leider nur zu wenige — edle Spenderinnen erfüllt, die ihnen Wäsche, frische Leibwäsche, mitgebracht haben. In den vielen Wochen harter Kämpfe fanden die Braven keine Zeit, ihr Hemd zu wechseln. Und mit freudestrahenden Gesichtern reißen sie es förmlich jezt an sich und eilen rasch zu ihrer Schlaffstätte, um es anzulegen.

Dann geht es ans Erzählen. Und mitten in die schlicht und anspruchslos wiedergegebenen Berichte von den Heldentaten unserer Truppen klingen kräftige Märsche, die von einer Militärmusik oben vor der Rotunde gespielt werden. Da plötzlich krachen Gewehrschüsse. Es ist in diesem Augenblick, als wollten die verwundeten Krieger rasch nach ihren Gewehren greifen, um den anrückenden Feind mit einer Salve zu empfangen. Dann aber lächeln sie, ihre Erinnerung führt sie hinüber zu den Schlachtfeldern und einer sagt: „So war es, als wir eines Tages in einem russischen Dorfe lagen. Plötzlich krachten Schüsse zu uns herüber und die Schrapnells flogen wie in einem wilden Regen über unsere Köpfe hinweg. Rasch ans Gewehr und den Feind verjagt. Bald blieben wir wieder in friedlicher Ruhe allein.“ Die Schüsse kamen aus den Praterauen herüber, wo die Jungen, die jezt erst unter die Waffen gerufen wurden, das Schießen lernen. Sie sollen die Posten besetzen, auf denen die standen, die jezt hier Erholung suchen.

m. z.

20.9.1914.

Die Parole der Wiener Tanzmeister.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Der Ernst der Kriegseignisse, der fast jede Familie direkt berührt und wenig Neigung zu leichterem Zeitvertreib übrig gelassen hat, machte sich besonders in bezug auf die Tanzschulaison bemerkbar, die jetzt hätte beginnen sollen. Während im Vorjahre zur gleichen Zeit die „Tangowelle“ die Tanzschulen füllte und zahlreiche Anhänger fand, ist heuer von einer wirklichen Tanzlust gar keine Rede. Leer und öde stehen die Übungssäle. Trotzdem wollen die Wiener Tanzmeister nicht einfach müßig dem Verlaufe der Dinge zusehen, sondern sie sind daran geschritten, endlich einmal dem deutschen und dem Wiener Tanze Geltung verschaffen und die französischen Tänze und „Figurentitel“ endgültig aus Wiener Tanzsälen hinauszuverweisen. Die französische Quadrille und auch der „Sancier“ sollen verschwinden. Professor Edwin Reingruber, einer der populären jüngeren Ballettmeister Wiens, teilt uns mit, daß bereits die Vorbereitungen für die Schaffung einer Wiener Quadrille — die aber auch nicht einmal „Quadrille“ heißen darf — getroffen sind. Die Bezeichnung der französischen Figuren, wie La Poule, Trénis, Pantalon, wird ebenso verschwinden wie die Sancias „en colonne“, „à la Cour“ und „en carrée“. Bezüglich des Tango's kann wohl gesagt werden, daß dieser argentinische Tanz wenn nicht über Paris, so doch auf einem anderen Wege zu uns gekommen wäre. Er kann nicht als französisch bezeichnet werden und hat sich als leicht auszuführender, nicht ermüdende Tanz ebenso eingelebt wie der „Two-Step“, der unter diesem Namen ebenfalls nicht mehr auf dem Programm erscheinen dürfte. „Schottisch“ ist ein gut ungarischer Tanz. Ebenso wenig bleibt ein Grund zur Entfernung des „Matschke“. Von den neuen Sensationstänzen wie „Ta-Tao“ ist keiner in Wien zur Geltung gelangt. Professor Reingruber meinte weiters, es wäre von großer Bedeutung für die Tanzinstitute, wenn die Theater eröffnet würden.

Fremde und Flüchtlinge.

Um diese Zeit des Herbstes war Wien sonst voll von Fremden. Man sah sie einzeln und in Trupps in allen Straßen der Stadt und auf der Ringstraße, und sie gaben den großen Verkehrswegen und Zentren eine eigentümliche Solie. Wiederum ist Wien voll von Fremden, aber diesmal sind es Gäste, die nicht freiwillig kamen. Die Fremden sind Flüchtlinge. Die Hotels sind überfüllt und in den vornehmen Häusern herrscht ein bewegtes und elegantes Leben, wie zur Hochsaison. Man sieht viele schöne Frauen, schlanke Gestalten, dunkle Haare und dunkle Augen. Es war eine ganz zeitgemäße Gulbigung, als in einem eleganten Restaurationsgarten an der Ringstraße an einem dieser Abende von der Kapelle das Lob der Polin aus Millöckers „Bettelstudent“ gespielt wurde. Diese vornehmen und reichen Polen und Polinnen, die jetzt Wien, man könnte mit einem bitteren Wortspiel sagen, „notgedrungen“ besuchen, lassen in den Korsostraßen und in den feinen Restaurants sehr oft den Eindruck erwachen, als wäre die gewohnte Fremdensaison wieder lebendig.

Aber ein ganz anderes Bild bietet die Leopoldstadt mit ihren Tausenden von Flüchtlingen, die der Sturmwind des Krieges hergetrieben hat. Auch da gibt es einen Korso. Vor der Karmeliterkirche. In großen und kleinen Trupps stehen junge und alte Männer beisammen. Alle sprechen eifrig, aber sie sprechen leise. Als wagten sie nicht, die Stimme zu erheben. Als läge noch ein schwerer Druck auf ihnen, ein Schrecknis, das sie nicht abschütteln können. Wenige Schritte weiter in der Kleinen Sperlgasse herrscht vor einer Ladentür ein ungeheures Gedränge. Hier amtiert das Fürsorgekomitee für die Flüchtlinge. Ein mächtig großes Zimmer, vollgepfropft mit Menschen, dient als Warteraum. In einem zweiten Zimmer werden die einzelnen abgefertigt. Jeder bekommt eine Wohnung angewiesen und Speisemarken. So groß das Gedränge ist, so still und gedämpft spielt sich der ganze Vorgang ab. Eine ganz merkwürdige Reihe von Menschen zieht da an einem vorbei. Bärtige Köpfe, schwarz und weiß und rot. Typen der Klugheit, der Weisheit, der Verschlagenheit, des Stolzes und der Demut. Junge Maffabäerköpfe und Gelehrtenköpfe, die sonst wohl selten von ihren Büchern aufsehen. Stirnen, auf denen die Sehnsucht nach Freiheit geschrieben steht, und Stirnen, die Kummer und Sorgen gefurcht haben. Augen, die heißhungrig das Licht der Sonne suchen, und Augen, die scheu zu Boden blicken. Augen, die trüb geworden sind im engen Geviert des Ghetto, und Augen, in denen die alte, heilige Blut der Vorfahren lebt. Die meisten der Männer tragen den langen, typischen Rock. Aber sehr viele sind auch ganz modern gekleidet: Gymnastien kommen in der grauen Bluse, mit den

silbernen und goldenen Klassenzeichen am Kragen, junge Männer sind da, denen man den geistigen Beruf anmerkt. Alle legitimieren sich, ehe sie Wohnungs- und Speisemarken erhalten. Und da hört man ganz sonderbare Dinge. Nach Wien durften nur jene Flüchtlinge fahren, die nicht mittellos waren, die ihre Karte bezahlen und sich mit Bargeld ausweisen konnten. Aber der kleine Reisefonds war schnell erschöpft, und nun sind hier Menschen auf die Mildtätigkeit angewiesen, die zu Hause als wohlhabend, ja als reich gelten. Keiner von all diesen ist dabei ein Bettler. Dieser junge Mann dort ist in seiner Heimat ein Magistratssekretär mit 6000 Kronen Gehalt. Der nächste hat ein Sparkassenbuch mit einer Einlage von 20.000 Kronen bei sich. Der dritte besitzt Haus und Hof, ein großes Geschäft mit landwirtschaftlichen Maschinen, das ihn zum reichen Mann gemacht hat. Er hat heute nicht eine Krone in der Tasche. Dann kommt ein städtischer Tierarzt, dann ein Arzt, dann ein Advokat. Dann drei Mädchen wie die Orgelpfeifen, 13, 14, 15 Jahre alt. Der Vater ist Postmeister. Er amtierte noch, als sie wegfuhren. Sie wissen nicht, was sie machen sollen, und haben nur einen Wunsch, nur eine Frage: wie sie von ihrem Vater Nachricht bekommen könnten. Man gibt ihnen eine Wohnungsanweisung, steckt ihnen die Speisemarken in die Hand; sie verstehen nichts, sie fragen nur, die großen blauen Augen voll Wasser: „Wo ist der Vater?“ Die Zahl der Bürgerchullehrer und der Volksschullehrerinnen ist Legion.

Die Zeit

20. 9. 1914.

44

Die wenigsten Flüchtlinge klagen oder jammern. Sie verstehen nur eines nicht: gestern, vorgestern waren sie reich; heute sind sie arm. Und sie wollen in einer Sprache, die keiner versteht, begreiflich machen, daß sie nichts dafür können, wenn sie jetzt ein Almosen nehmen müssen. Viele haben tagelange Märsche hinter sich. Die Bahn konnte den großen Andrang nicht bewältigen. So gingen sie denn zu Fuß. Gepäck hatten sie nicht zu tragen, denn sie hatten keines. Die meisten kamen in Wien an und besaßen nichts, als was sie auf dem Leib trugen. Da ist ein Herr mit einem gutgearbeiteten Winterrock, mit der ruhigen Würde des Großkaufmannes. Das ist er auch zu Hause. Sein Nachbar schätzt sein Einkommen auf mindestens 50.000 Kronen. Er nimmt seine rote Anweisung entgegen. Der nächste!...

Die Speiseanweisungen lauten auf die jüdische Volksküche in der Krumbaumgasse. Ein tiefer, sauberer Saal mit langen, mit Wachs-tuch belegten Tischen, auf denen je eine Wasserkaffe und ein Glas stehen. Dem Eingang gegenüber steht an der Wand der Psalmenspruch: „Wenn du dich von deiner Hände Arbeit nährst, heil und wohl dir!“ Hinter dem Anrichtisch, der die Küche abschließt, stehen junge Damen und nehmen die Verteilung vor. Die Mahlzeit (Suppe, Fleisch, Gemüse und Brot) kostet 28 Heller. Man unterscheidet sähnell die Stammgäste von den Fremden. Um 11 Uhr werden die Türen geöffnet und im Nu ist der Raum besetzt. Auch hier geht alles in gedämpfter Ruhe vor sich. Das Eisen sieht sehr gut aus. Die dicke Suppe dampft, auf einer reichlichen Gemüseunterlage liegt ein tüchtiges Stück Fleisch. Es ist merkwürdig, welche Stille in dem jetzt menschenfüllten Raum herrscht. Der eine ist schnell, als hätte er es eilig, von diesem Tisch aufzustehen. Der andere läßt sich Zeit, er hat ja nichts zu tun. An einer Ecke sitzt ein Schauspieler mit langem Lockenhaar. Er spielt unwillkürlich die Rolle des Vertriebenen, der das Brot des Erils essen muß. Gewiß ist sein Gefühl echt. Aber er kann nicht anders. Neben dem echten Ausdruck seines Gesichtes steht auch der gespielte. Zwei Masken. Die Maske des Lebens und die Maske der Kunst. Der kleine Mann neben ihm, das Samtkäppchen auf dem grauen Kopf, ist die verkörperte Naivität. Wahrscheinlich hat er daheim noch nie so gut gegessen. Er sieht lächelnd auf die Schüssel und hebt beide Handflächen in die Luft. Wer versteht diese Mimik des Entzückens nicht! Der dritte am Tisch ist kritisch. Das ist der Rabulist, der nichts unternehmen kann ohne Kommentar und ohne Raisonnement. Die Typen kommen und verschwinden. Dreitausend Menschen werden hier mittags abgesselt.

Viel lauter geht es in der zweiten Volksküche (des Vereins „Einheit“) in der Malzgasse zu. Dort haben sich schon an den Tischen die Stände und Ortsgemeinschaften zusammengesunden. Hier gibt es keine Gratisanweisungen. Hier essen also die besser Situierten. Man muß sich das Essen nicht selber holen, man wird bedient und man bekommt zu Suppe, Fleisch und Gemüse auch eine Mehlspeise; man muß allerdings für das Mittagessen 40 Heller bezahlen. Kein Platz ist zu haben. Ein Wachmann hat alle Mühe, den Eingang frei zu halten. Die Gäste bestürmen ihn mit Fragen. Aber die sprechen alle den Jargon und er spricht nur Wienerisch. Jede Verständigung ist ausgeschlossen. Er kann nur erraten, was sie wollen, und er tut darin sein möglichstes. In der Küche türmen sich Berge von Buchteln und Kuchen, Pyramiden von Suppenschüsseln und Fleischtellern, und ein angenehmer Dampf zieht durch alle Zimmer und über die Treppen hinauf, zu den anderen Speisräumen. Auf der Straße stellen sich die Gäste in langen Reihen an. Alles in musterhafter Ordnung. Und hier in dieser Volksküche sieht man auch hie und da ein heiteres Gesicht, hört man hie und da ein Lachen. Die hier zusammenkommen, fühlen nur die Wohltat, daß sie in Sicherheit sind, in der großen schönen Stadt Wien, von der sie immer hörten und träumten. An einem Tisch höre ich zwei Sätze aus einem Gespräch. „Wie kann eine Stadt nur so schön sein!“ sagt ein junger Mann zu seinem Vater. Und der Alte erwidert nach einer langen Pause des Nachdenkens: „Das ist Wien!“

Auf der Ferdinandsbrücke steht eine große Gruppe von Flüchtlingen. Sie haben alles vergessen, alles Leid und Ungemach und sie schauen nur und schauen. Und alle haben nur einen Gedanken, der sie entzückt und hinreißt: „Das ist Wien!“ ...

In der Verwundetenhalle des Nordbahnhofes wird das nächste Ziel entschieden; es heißt: Augarten.

Ordentlich respektvoll meint der Chauffeur des improvisierten Krankenautos: „Ah, bei der Erzherzogin Josepha wird's Guter Gnaden gut haben.“

Also in ein erzherzogliches Spital?

Ganz unwillkürlich sieht man auf die vom Bandagenträger auf dem Gefechtsfelde aufgeschlitzte Hose, auf den nordöstlichen Sumpfmorast, der sich durch acht Tage am Schuhwerk langsam, aber desto zäher sammelte, unwillkürlich denkt man aber auch an das Nichts, was man sonst mitbringt. Die Stimmung wird hiedurch gerade nicht behaglicher, doch schlägt sie schließlich in das Empfinden um: wie es das Schicksal will.

Und wir sind am Ziele.

Kege Geschäftigkeit umgibt uns.

Eine große ernste Frau tritt an die zunächst im Hauptraume aufgestellten Tragbahren. Durch nichts unterscheidet sich ihre Kleidung von jener der Verwundeten pflegenden Umgebung, und doch hat man das Empfinden, dies ist eine besondere Dame.

Die vorübergehende Klosterschwester flüstert ins Ohr: „Die Erzherzogin“.

Gleich darauf ist Ihre kaiserliche Hoheit an meiner Tragbahre.

Eine gütig sorgende Teilnahme, eine zu Herzen gehende mütterliche Weichheit spricht aus ihrem Wesen, ihren Worten; und unter diesem Eindrucke schwindet alsbald die bisherige gelinde Beklemmung, um dem beruhigenden Gefühle Platz zu machen, daß man hier wohlgeborgen ist.

Dieses Gefühl steigert sich zu dem Bewußtsein: „hier wirst du unbedingt genesen,“ sobald der Chefarzt des Spitales Dr. Borges mit seinem erstklassigen Hilfspersonal das ärztliche Wirken beginnt.

Raum versorgt, fahren auch schon wieder Autos verschiedenster Konstruktion — die sonst wohl meist fröhlich sonnigen Ausflügen dienen mögen — vor das Hauptportal.

Das momentan verfügbare Hilfspersonal reicht nicht aus, den beträchtlichen Zuwachs sogleich zu versorgen. Und so greift zu, was zur Stelle ist und Hände hat. Da sieht man den jugendlichen, tatensreudigen Erzherzog Max einen Liegebedürftigen transportieren, den Obersthofmeister und verdienstvollen Spitalskommandanten Erzcellenz Altgrafen Salm einen schwergehenden Verwundeten stützen und sorgsam hüten, dort den intelligenten Vater Andlau einem Schwerverwundeten geistlichen Trost zusprechen und zwischen all den vielen Tätigkeiten immer wieder die imponierende Erscheinung der Erzherzogin, welche in ihrer natürlichen Einfachheit in diesem Milieu wahrhaft königlich wirkt.

Eine Dame in Schwarz nähert sich mit Labemitteln dem Krankenbette. Lieblichste jugendliche Anmut, sowie etwas undefinierbar Hoheitsvolles strahlt aus ihrem Wesen; das grundgütige schöne Auge allein zeigt dem Verwundeten eine zu Herzen gehende Teilnahme. Allmählich gewinnt ein schon oftmals gesehenes Bild Leben, aber ein ungleich reizenderes und gütigeres Leben, als es die diverssten Photographien auch nur annähernd wiedergeben können — es ist die Schwiegertochter des Hauses, Erzherzogin Zita.

Die Krankensäle sind komplett.

Polen neben Ungarn, Steirer neben Czechen; sie alle blicken mit freudigem Augenaufleuchten der Erzherzogin Josepha entgegen, die jederzeit und für jeden Einzelnen ein ermunterndes Wort hat, die überall persönlich helfend und ordnend eingreift und deren Wirken selbst im kleinsten Detail zu spüren ist.

Ob Mitternacht, ob frühe Morgenstunde, die hohe Frau ist als gütiger Schutzgeist zur Stelle, wenn es gilt, die Pflegebefohlenen zu betreuen; sie kennt keine Speisestunde, solange die Schützlinge nicht voll besorgt sind.

Beispiel- und richtunggebend erhebt vor uns eine von ganz ungewöhnlichem Pflichtgefühl besetzte Frau, die, obwohl selbst Schwerstes tragend, für die Menschheit ihr Bestes übrig hat, und die ob ihrer selbstlosen Fürsorge von all den vielen Verwundeten wie eine Heilige verehrt wird.

Unauslöschliches Dankempfinden für Ihre kaiserliche Hoheit erfüllt alle, die, vom Schicksal begünstigt, mit fiebernden Pulsen in das Augartenspital kamen.

Und mit der sich nähernden Gesundheit steigt in edlem Wettbewerb bei Offizier und Mann der heiße Wunsch auf, bald zu genesen, um aufs neue als kleines Mädchen im großen Getriebe mitzuwirken für des Kaisers, der kaiserlichen Familie und des Vaterlandes Ehre und Ruhm.

Mein Blick richtet sich durchs offene Fenster in den zauberhaften Augarten. Speziell ein Baum — dessen Blätter beim Kommen noch grün waren — fesselte durch seine wechselnden Lichtreflexe gar oftmals mein Auge.

Heute ist er gelb.

Aus seiner fernigen Gesundheit heraus wird er jedoch in Bälde wiederum frisches Grün zeugen, um vermehrtem, tausendfältigem Leben Heim und Schutz zu bieten!

20. 9. 1914.

Wien in Kriegszeiten.

Momentbilder.

Die äußere Physiognomie unserer lieben Wienerstadt ist zwar in diesen schweren Kriegszeiten im großen und ganzen unverändert geblieben, es drängen sich einem aber bei einem Spaziergang durch die Straßen und beim Besuch öffentlicher Lokale doch gar vielgestaltige neue Eindrücke auf, die zusammen die Rückwirkung des Krieges, der uns so nahe angeht, auf das Leben in Wien anschaulich machen. Es geht nicht mehr so stürmisch zu wie in den Tagen der Mobilmachung, da die Zehntausende junger Männer, die Blüte des Volkes, auf die Kampfplätze zogen, die Stadt ist ruhiger, ist ernster geworden; und das ist ja begreiflich bei dem Einfluß, den der Krieg durch die allgemeine Wehrpflicht auf jede Familie, auf jede Gesellschaftsschicht, auf jeden Betrieb ausübt. Dazu kommen die vielen Spitalszüge, die täglich in der Hauptstadt einlangen. Die zahlreichen Verwundeten, denen man begegnet, geben den Straßen einen neuen Ton. Die Braven, welche für das Vaterland geblutet haben, werden vom Publikum überall sympathisch begrüßt und vielfach beschenkt. Sie wissen gar viel zu erzählen von ausgestandenen Strapazen und Gefahren und finden stets aufmerksame Zuhörer. Zu diesem Straßenbild gehören auch die vielen mit der Armabinde des Roten Kreuzes geschmückten Damen und Herren, ebenfalls eine neue, kriegsgemäße Erscheinung.

Im übrigen geht es in Wien auch jetzt noch recht lebhaft zu, und man merkt im Straßenverkehr kaum einen Unterschied gegen früher — am Tag wenigstens; höchstens daß einem die vielen, ebenfalls zum Kriegsdienst herangezogenen Automobile fehlen, die sonst die Straßen unsicher machten. Bei schönem Wetter ist der Corso auf der Ringstraße ebenso lebhaft wie früher, nur hat er sich insofern der Zeit angepaßt, als er sich meist nach dem Stubenring zuwendet, wo das Kriegsministerium steht. Eine Zeitlang ging es dort allabendlich und bis in die Nacht hinein besonders lebhaft zu; Hunderte sammelten sich auf dem Cochplatz gegenüber dem Radekyldental an und blickten unverwandt hinüber nach den hell erleuchteten Fenstern, harrend auf neue Nachrichten. Abends freilich spürt man immer mehr den hemmenden

Druck der kriegerischen Zeiten in den Straßen. Sie leeren sich früher als gewöhnlich, wozu nicht wenig auch die Kürzung des Straßenbahnverkehrs beiträgt. Um eine ganze Stunde gehen die Wagen der Elektrischen jetzt früher von den Endstationen ab, und um so viel früher wird es auch in den Café- und Kaffeehäusern still und stiller. An manchem ausdauernden Stammtisch konnte man schon bitter darüber klagen hören. Doch Spasß beiseite — der frühzeitige Schluß des Tramwayverkehrs im Zusammenhalt mit der Einschränkung des Stadtbahnverkehrs macht sich im geschäftlichen Leben der Stadt und namentlich für die vielen in Abend- und Nachtbetrieben Angestellten recht unangenehm fühlbar. Man sollte die Bevölkerung, der ja durch den Kriegszustand schwere Opfer in der verschiedensten Gestalt auferlegt sind, nicht auch noch durch solche Beschränkungen drücken und verärgern...

Daß in Kriegszeiten die Geschäfte nicht so flott gehen wie im Frieden, ist erklärlich, und so gibt es denn in Wien derzeit nur allzu viele, die Stelle und Arbeit verloren haben. Zum Glück geschieht, was möglich ist, um diesen Armen Verdienst zu schaffen. Es fehlt ferner nicht an Geschäftslokalen, an deren Türen ein Anschlag besagt, daß sie geschlossen werden mußten, weil der Unternehmer und die Angestellten zur Fahne einberufen sind. Es ist hart, wen's trifft, gleichwie so mancher Verlust blühenden Lebens, der Trauer in die Familien bringt; aber der Krieg fordert nun einmal Opfer, die jeder tragen muß, sei es in dieser oder jener Form...

Daß trotz aller Beschwernis in Wien der Humor nicht ganz ausgegangen ist, kann man täglich und stündlich hören in den Witworten, welche die Runde machen und zumeist unsern zahlreichen Feinden ringsum gelten. Erheitend wirken natürlich auf die Leute vom Metier die eindringlichen Erörterungen über die Kriegslage, die man in der Elektrischen, am Corso, in den Gärten, am Bierisch hören kann. Da wechselt die Stimmung fast mit jeder neu erscheinenden Zeitungsnummer, und man kommt zu der Erkenntnis, daß es uns an Strategen noch lange nicht fehlt — nur kann man sie nicht alle zur Leitung unserer Armeen heranziehen. Jeder weiß am besten, wie es zu machen und zu machen gewesen wäre, und die genialen Leiter unserer Heere würden erstaunt sein, wenn sie hören könnten, wie viele Konkurrenten sie haben und welche scharfe Kritik an ihren Operationen geübt wird. Da ist jeder ehemalige Zugführer oder gar Korporal ein Mann, der das Ding aus dem Effeff versteht. Schade darum, daß man sie nicht berufen hat! Interessant ist es auch, zu beobachten, wie viele „Wissende“ es in Wien gibt, von denen die Weltgeschichte, die jetzt neu gemacht wird, nichts erfahren wird. Da hat jeder einen guten Freund im Kriegsministerium oder gar in der Operationskanzlei oder am Ende noch höher hinauf, der ihn in die intimsten Pläne einweiht und ihm die geheimsten Dinge verrät, sei es über Geschehenes, sei es über Kommenendes... Und am Ende wissen doch wir alle nichts und müssen mit Geduld, aber auch mit Vertrauen die kommenden Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen abwarten. Nur unsere heißen Wünsche für den endlichen Erfolg unserer braven Armeen können die begleiten, die in diesen schweren Tagen kämpfen für Kaiser und Vaterland, für den Sieg der gerechten Sache!

E. Sch.

20. 9. 1914.

Die zu Hause Gebliebenen.

Neue Berufsarten.

Von
Alexander Engel.

Aus den jungen und älteren Leuten, die wir als Spaziergänger der Ringstraße und kritische Premierenbesucher kannten, sind plötzlich Männer geworden. Der Krieg macht alle gleich. Der Banale und der Philosophische, der Sorgen schwere und der leichtsinnige, ja selbst der Zyniker fühlt den Ernst dieser eisernen Lage. Man regt sich nicht mehr darüber auf, ob sich Herr X. von Frau Y. scheiden läßt und wer der Schuldtragende sei und man schämt sich nicht mehr, wenn man nur in Krizendorf „auf dem Land“ war. Man schämt sich überhaupt nicht mehr der Dinge, der man sich nicht zu schämen hat. Dürftigkeiten, die sich einst hinter verschlossenen Türen verborgen haben, geben sich jetzt dem Auge einer ganzen Stadt preis. Sogar das Geldverdienen ist zur Ehrensache geworden, wofür es von gewissen Leuten nicht immer gehalten wurde. Die Arbeit ist im Kurs gelegen — bei geschlossener Börse . . .

Das ist der Krieg der Zurückgebliebenen, sich Arbeit verschaffen, um jeden Preis, Geldquellen aufschließen, die einem früher nicht standesgemäß schienen. Und plötzlich sieht jeder, daß das Geld wirklich auf der Straße liegt. Man darf sich nur nicht hämen es aufzuheben. Ein Rundgang durch Wien zeigt einem, daß sich viele diese unberechtigte Scham jetzt abgewöhnt haben. So mancher, den man früher nur am Bolant des eigenen Automobils antraf, steuert nun im Bohnberuf mit einem gewissen Stolz ein Autotaxi, und es ist wirklich kein snobistischer Zug, wie mir ein guter Bekannter, der mich zu einer Fahrt einlud, versicherte. Das einzig Unangenehme an der ganzen Sache sei das Trinkgeldnehmen. Aber auch daran gewöhnt man sich, besonders jetzt, wo man keines bekommt. Denn wenn in dieser Zeit jemand ein Automobil benutzt, ist es sicher eine wichtige Geschäftsfahrt. Und das beschäftigt fährt gern nach der Lage. Der Krieg hat in wenigen Tagen die allmächtige Tarifüberschreitung besiegt; sogar der Fiaker muß sich ihm beugen müssen. Die sittliche Kraft des Krieges ergießt sich auch über die ältesten Wiener Unsitzen. Selbst das berühmte „Sperrschloß“ beginnt zu zittern und sein Ende zu ahnen, weil nur mehr die Wohlhabenden nach zehn Uhr nach Hause kommen.

Aber nicht nur als Chauffeur sieht man Leute, die offenbar aus einem anderen Berufe kamen. Es passiert, daß der Ausrufer einer Extraausgabe einst ein Ritter von Brabant war — allerdings nur von sieben bis elf im Chor eines Provinztheaters. Und sein heller Chorlenor schmettert das „Neue Extraausgabe“ — „Die Deutschen vor Paris“ — ebenso überzeugt in die Luft wie einst im „Lohengrin“ das: „Festlich geschmückt — ziehet dahin.“ Von der nächsten Straßenecke tönt es wieder im Paß: „Letzte Extraausgabe“ — 10.000 Russen gefangen.“ Und bei aller Verehrung der Kunst hört man das noch lieber als den schönsten Opernchor.

Auch der bekannte Dichter und Schauspielbucher X., der es mit seiner Würde als vaterländischer Dichter nicht für vereinbar hielt, gleichzeitig Dantiemen zu verdienen und hinter einem Bankhalter zu stehen, ist plötzlich zu der vergnügten Erkenntnis gekommen, daß das „Soll und Haben“ ihm momentan mehr Geld einbringt, als das Theater, das jetzt geschlossen ist. Da man augenblicklich keine Zeit hat, vor Dichtern zu salutieren und sich poetische Stimmungen kommandieren zu lassen, spinnt er sich idyllisch in sein Hauptbuch ein.

Ein armer Philosoph hat plötzlich die Rousseausche „Rückkehr zur Natur“ ins Wirkliche übertragen — er ist Feldarbeiter. Und auch er geniert sich nicht, in der Nähe von Burkersdorf seine Arbeit zu versehen. Zum erstenmal in seinem Leben weiß er die Antwort auf eine oft an ihn gestellte Frage: „Wovon leben Sie eigentlich?“ Im Frieden hat man es von so vielen nicht gewußt, im Kriege weiß man es jetzt von jedem . . .

Es gibt kleine Provinzchauspieler, die in die Uniform des Tramwaykondukteurs geschlüpft sind. An dienstfreien Tagen kommen sie gern in Uniform in das alte Schauspielerskaffeehaus am Getreidemarkt. Dieser betonte Stolz der ehrlichen Arbeit hat etwas Erhebendes. Es ist ja auch schließlich egal, ob einer ausruft: „Die Pferde sind gefattelt“, oder „Eine Bierzechner geradaus — bitte“. Man dient dem Publikum so und so und steht büchsenmäßig in der Öffentlichkeit.

Selbstverständlich sind dies mehr oder weniger vereinzelte Erscheinungen, aber sie sind charakteristisch für die Stimmung, die gegenwärtig alle Welt beherrscht. Sogar die Damenwelt, die ja in dieser Beziehung noch sensibler ist. Die eleganten Wienerinnen, die man nur vom Parkett des Ballsaales und von kühnen Modelpartien kannte, sind plötzlich regelrechte Köchinnen geworden. Die meisten allerdings in eigenen Häusern. Und die gute deutsche Hausfrau, die beinahe tot schien, ist so zu neuem Leben erwacht. Einige Damen, die eine unbegreifliche Abneigung gegen das Herdfeuer haben, versehen die Arbeiten eines Stubenmädchens. Und diese Ersparnis erleichtert das Budget oft so beträchtlich, daß man sagen kann, manche Leute leben jetzt davon, daß sie nichts ausgeben. Ihr Einkommen bildet sozusagen das, was sie ersparen.

Einem feinen Künstler, der zu den Luxusmenschen gehört, die eine schöne Friedensexistenz haben, wurde durch den Krieg die Möglichkeit geraubt, seine Kräfte und Talente zu entfalten. Unzufrieden, und einen trivialen Beruf ergreifen, das kann er nicht. Außerdem hat ihn die neue Krankheit erfaßt, die der Krieg erzeugt hat: die Geldangst, das ist die Furcht, plötzlich ohne Mittel dazustehen. Eine Art Hysterie der Taschen, ein neurasthenischer Zustand, dem sehr viele verfallen. Er gehört zu dem neuen Typus, den der Tag geboren hat: Leute, die über ihre Verhältnisse sparen und mit ihrer Mittellosigkeit renommieren. Jetzt hat er sogar seine elegante Wohnung, die ihm bis jetzt das Heiligste war, einem galizischen Großgrundbesitzer vermietet. Die Differenz zwischen dem Zins, den er dem Hausherrn zu bezahlen hat und der Summe, die er für die künstlerisch eingerichtete Wohnung erhält, bildet einen großen Teil seines Einkommens. Eitelkeit, falsche Scham, die Sucht, über seine Verhältnisse zu leben — all das ist in dem Chaos des Krieges getötet worden. Jeder lebt, wie er kann. Und wenn einer recht die Zähne zusammenbeißen muß, um den Wechsel seines Berufes still zu ertragen, da kann man ihn füglich auch zu den Helden des Krieges zählen, zu den ruhmlosen Helden, die innerhalb ihrer vier Wände kämpfen, an dem Felde i h r e r Ehre . . .

Es ist 2 Uhr nachmittags. Vor der schmalen Pforte in dem Plankenzaun, der die Rotunde in weitem Bogen abschließt, drängen sich die Leute. Männer, Frauen, Kinder, alle mit mächtigen Paketen in den Händen. Trübes, nasskaltes Wetter; der Regen rieselt ohne Unterlaß, die Wege im Prater schwimmen und von den Schirmdächern triefelt es auf die Pakete. Die Leute werden ungeduldig; eine Frau zankt: „Na, wärd's bald? Man wird ja da weggeschwemmt.“ Ein Mann in der Uniform der Bach- und Schließgesellschaft öffnet und ruft den Ungeduldrigen begütigend zu: „Mir wär's auch lieber, wenn den ganzen Tag Besuchszeit wär!“ Dann stürmt man vorwärts. Am Eingang stehen schon einige Soldaten in einer Gruppe beisammen. Tschechen, wie man an ihrer Sprache hört. Sie suchen mit ihren Augen unter den Eintretenden, und Freude glänzt in ihren Gesichtern, als sie eine ältliche Frau erblicken, die mit einem freundlichen „Nazdar!“ auf sie zutritt und eilig aus einer Tasche ein Päckchen Zeitungen hervorholt, Provinzblättchen aus der Heimat der Soldaten, nach denen diese eifrig langten. Und da kommen sie schon von allen Seiten heran, auf Stöcken humpelnd, den Arm in der Binde, den Kopf verbunden, etwas strapaziert und hergenommen noch, aber alle schon in der Genesung begriffen. Denn die Rotunde beherbergt ausschließlich Refonvaleszenten, die hier ihre gänzliche Heilung abwarten, um dann zu ihren Kadern abzugehen. Man muß wahrhaftig staunen: fast alle, mit denen man spricht, brennen darauf, wieder in die Front zu kommen. „Ach was, es ist doch interessant im Krieg,“ bekennt ein munterer intelligenter Junge aus Steinamanger, ein blonder, rescher Deutscher, von einem ungestümen Drausgängertemperament, das immer an den Feind heran will. Seine schlaffe, sehnige, mittelgroße Gestalt ist in einen russischen Infanteriemantel gehüllt, der ihm bis auf die Hüfte fällt. Er hat ihn an, weil ihm ein Schrapnellschuß an einem heißen Kampftag vor Lublin den eigenen Mantel zerfetzt hat. „Es ist zwar ein ordinäres Zeug, wie es bei uns die Sträflinge tragen,“ sagt er verächtlich, mit der Hand den grauen, fohkartigen Stoff belastend, „aber es ist vom Feind.“ Und der Junge weiß manches zu erzählen. „Herrgott, waren das schöne Tage, wie wir auf Lublin vorstießen. Ich war dabei, wie sechs unserer Bataillone eine Höhe im Sturm nahmen und den um das dreifache stärkeren Feind in die Flucht jagten. Dann wurden aber ihrer immer mehr, und wie die Heuschrecken kamen sie über uns. Da ging es nicht mehr weiter.“ An demselben Tage, an dem ihm der Schrapnellschuß den Mantel zerriß, erhielt er einen Gewehrschuß in die linke Hand, der ihn niederstreckte. Sanitätsoldaten klaubten den Besinnungslosen auf dem Schlachtfeld auf. So kam er nach Wien. Die Hand trägt er noch in der Binde. Aber einem hat er's gegeben. Das war noch in den Kampftagen bei Krasnik. Da sprang bei einem Geplänkel ein Russe aus dem Gehölz und schoß auf ihn. Mit einem Bajonettstich ins Herz machte er dem Feind den Garaus. Mit leuchtendem Auge holt er die Trophäe aus der Tasche: an einem schwarz-rot-schwarzen und einem schwarz-orangegelben Bändchen je eine Medaille mit dem Bildnis des Zaren. „Was uns besonders fuchste,“ sagt er, „war, daß die Russen aus mannhohen, gut verchanzten Deckungen schossen, so daß wir sie nicht sehen konnten. Ich habe von 180 Patronen, die ich hatte, an vier Tagen kaum 75 verschossen, weil ich die Feinde in ihren Verstecken nicht aufs Korn nehmen konnte. Die Russen dagegen schießen aus ihren Deckungen blindlings in Salven auf unsere Reihen. Hat man sie aber aufgeschreckt, halten sie nicht stand. Sie werfen die Gewehre weg und laufen davon.“

Dann bricht er seine Erzählung ab, denn auf dem weiten Rasen ringsum sind im Nu fliegende Stände errichtet worden, auf denen geschäftige Frauenhände unter aneinandergereihten Regenschirmen die verlockendsten Gaketen ausbreiten und sie den Soldaten zu- stecken. Mit einem wahren Hallo wird ein geräumiger Streifwagen begrüßt, der, von einem munteren Pferdchen gezogen, mitten in die Soldatencharen hineinfährt. Oben sitzt eine behäbige Bäckerfrau von der Landstraße, die aus

riesigen Körben einen unerhöplichen Vorrat von knusprigen Kipfeln und Mohnkuchen zutage fördert, während ihre Töchter, drei blühendere Mädeln, aus mächtigen Kannen dampfenden Kaffee in Schalen gießen. Wie da die Soldaten nach dem heißen Getränk langten! Die Frau in dem Wagen ist uner müdlich, und treibt dabei ihre Töchter an: „Schauts euch um, Madeln, der da hinten hat nix. Komm, Burscherl!“ Die Soldaten drängen sich um den Wagen, und jeder kriegt was ab. Dann kommen neue Körbe dran: meterlange Kränze mit feisten Senadwürsten. „So, das ist zum Nachtmahl,“ sagt die Bäckerin, und drückt den Soldaten Würste und Semmel in die Hände. Die stopfen, was ihnen in die Tasche geht. Aber die gute Frau ist nicht allein da. Drei, vier andere schenken Tee ein und verteilen Schinkensemmeln. Die Soldaten greifen kräftig zu. Nur ein paar schwächterne Burschen, schwarzkärtige Rumänen, deren Idiom hier niemand kennt, stehen abseits und trauen sich nicht recht. „Mein Gott, die wollen ja auch was,“ sagt eine der freundlichen Spenderinnen, und schon stehen ein paar Frauen mit dampfenden Teeschalen vor den Soldaten, die mit linkischen Bewegungen nach den Tassen greifen und mit einem herzlichen „Mulcam“ ihren Wirtinnen dankbar in die Augen blicken. Eine elegant gekleidete Dame schöpft auf einem improvisierten Tischchen in laubere gläserne Tassen herrliches Zweifachtkompott, eine andere bietet aus zwei vollgefüllten Körbchen Nessel an, ein

reizender Backfisch verteilt süße Bonbons und einem wahren Sturmangriff ist eine ältere korpulente Frau mit einem grünen Plüschhut ausgefetzt, die aus einem straffen Beutel blinkende Nickelmünzen in die sich ihr begehrlieh entgegenstreckenden Hände drückt. Sie ist dicht umringt, daß sie sich kaum rühren kann. „Jessas Kinderln, warts a bissel, ihr zerdrückt's mi ja,“ quetscht sie seelenbergnügt, und Münze um Münze wandert in die Hände der Soldaten. Dazwischen eilen Herren mit gefüllten Zigarettenstächeln herum und stecken sie den Soldaten in die Taschen.

So hat sich rasch ein inniger Kontakt und Wechselverkehr zwischen Publikum und Soldaten herausgebildet. Nur mit der Sprache hapert's. Von den Burschen verstehen die wenigsten Deutsch. Die mimische Kunst muß zur Hilfe herbei. Und es geht auch so. Die angeborne entzückende Liebenswürdigkeit der Wienerin weiß sich auch ohne Worte mitzuteilen, und zieht alle, die da herum sind und sich zu den verschiedensten Idiomen bekennen, in ihren Vann: den geschwätigen Südslawen, den reservierten Tschechen ebenso wie den geschmeidigen Polen und galanten Magyaren. Denn auch ein echter Pußtasohn ist da, und dazu einer von den schneidigen Husaren, von den gefürchteten „roten Teufeln“. Er macht geradezu Furor und mancher bewundernde Blick aus schönen Frauenaugen ruht wohlgefällig auf der gedrunghenen Reitergestalt mit den prallen rotbehafteten Beinen und dem martialischen Schnurrbart, und jede dargereichte Gabe quittiert er mit einer galanten Verbeugung: „Köszönöm szépen, kezét esókolom, nagyszád,“ wobei er es nicht ermangeln läßt, dem Worte die Tat folgen zu lassen und auf die Hand der schönen Spenderin einen feurigen Kuß zu drücken. Aber den Landsmann, den Wiener, kann er nicht verdrängen. Seine Sprache, die man unter den Soldaten der Rotunde nur vereinzelt hört, weckt freudigen Widerhall. „Kommt's, der kann Deutsch, der kann uns was erzählen.“ Und im Nu ist der fesche Reservist aus Ottakring von Frauen und Mädcheln umringt. Er war sogar bei Grodek in der Schlacht, wo unsere Soldaten siegreich vordrangen, bis sie der erdrückenden Uebermacht schwerer Herzens weichen mußten. Ein Schrapnellschuß hat ihm das liebe Gesicht unter dem Auge glücklicherweise nur leicht lädiert. Er trägt das abgeplattete Bleikügelchen von der Größe einer Haselnuß, das ihm den Nizer beibrachte, im Portemonnaie, und der Tag der Schlacht ist darin fein säuberlich eingraviert. Stolz zeigt er es her und freut sich, daß er bald wieder unter die Fahne eilen kann.

Aber jetzt ist es höchste Zeit. „Bitte, Schluß, meine Herrschaften, die Besuchszeit ist um.“ Sanft drängen die wachhabenden Unteroffiziere das Publikum von seinen Gästen ab. Bis zum Tor gehen diese mit. Dann noch ein warmes Händeschütteln — „Auf Wiedersehen!“, und die Pforte fällt ins Schloß. u. s.

24. 9. 1914.

Wiener Edelnaben.

Stiftskaserne. Draußen rasselt und klingelt der hastende Großstadtlärm der Mariahilferstraße. Im Hofe aber mit den schütterten herbstlichen Bäumen, da ist Ruhe. Da sitzen friedlich vor dem als Reservespital eingerichteten Mitteltrakt auf Bänken und lehnen an Hecken blaugraue Krieger, den Arm in der Schlinge, Stock oder Krücke neben sich. Alle mit freundlichen Mienen, nur den Blick immer ganz merkwürdig wie in die Ferne gerichtet. Von einem zum andern gehen die Besucher, Verwandte und Fremde, Frauen mit „Baderln“, Mädchen mit Zigaretten und Blumen. Und kann die verbundene Hand nicht nehmen, so stopfen die Besucher feuchten Luges die Gaben in die Taschen der Blusen und Mäntel und unter die Kappen.

Ein Korporal von den Deutschmeistern steht mit umgehängtem Mantel allein im Hofe, den Kopf mit dickem Turbanverband unwickelt. Er ist sehr blaß, aber sein Gesicht verrät doch schon wieder so etwas wie einen Schimmer von Vorstadtgemütlichkeit.

„Na, wo haben denn Sie was abgetriegt?“

„Am 29. August bei Komarow in der Schwarmlinie.“

Als echter Wiener läßt er sich nicht lange um Einzelheiten bitten. „Wir hab'n stundenlang g'schossen. G'seh'n haben wir freilich net viel, weil die Russen sich net aus der Deckung heraus'traut haben. Aber wenn so zwa, drei vorg'laufen san, da hab' i scharf zielt und hinbrennt, und glei hat aner an Burzelbam g'macht. Wie i dann aufspring' und mein' Schwarm „Vorwärts!“ kommandier', im selben Moment reißt mir a Schrapnell die rechte Hand weg und i krieg' a paar Sprengstückeln dazu in Kopf eini. Wissen S', g'pürt hab' i nix, nur g'seh'n hab' i, daß mei Hand plötzlich ganz tot is und nur mehr herunterhängt. Das Blut is nur so rausg'spritzt. I hab' mi g'schwind am Boden g'setzt und mit der linken Hand mei Sacktuch g'sucht. Mit an Zivsel zwischen die Zäh'n hab' i mir dann so fest als i können hab', den rechten Arm obern Ellbogen abg'schnürt, daß i mi net verblut'...“

Der Korporal lächelt, als erzähle er von jemand andern.

„Mei abg'schossene Hand is mir aber so schwer an an Stückl Haut herunterhängt, und weil's schon ganz eiskalt war, hab' i mir denkt, da is eh nix mehr damit zu machen. Deshalb hab' i aus'm Brotsack mei Scher herausg'sucht und hab' mir's ganz wegg'schnitten. Dann hat mi die Sanitätspatrouille z'rüdg'führt zum Hilfsplatz, weil mir so viel Blut in die Augen kommen is, daß i schon beinah' nix mehr g'seh'n hab'. Dort hat mi der Oberarzt g'fragt, was i hab'. Wie i ihm erzähl', daß i mir die Hand selber operiert hab', hat er's z'erst net glauben woll'n. Aber wie i ihm

dann die blutige Scher' zeig', nachher hat er's glaubt. Weil i aber no sieben klane Schrapnellsplitter und Kugeln im Kopf g'habt hab', hab'n s' mi halt zuriicktransportiert.“

„Was sind Sie denn im Zivil?“

„I bin Elektromechaniker. Das heißt g'wesen. Denn mit aner linken Hand...“

Der Korporal schüttelt den Kopf. „Jetzt geht's ohnehin schon viel besser, jetzt kann i mi schon ganz allein anzieh'n. Aber die ersten Tag', da wrr's hart.“

„Nun, es wird sich schon was finden — jetzt sind Sie ja wieder daheim.“

„Ja, glücklich bin i, daß i nach jo was no amal mei Weanerstadt hab' seh'n dersen. Wissen S', da hab' i a das erstemal im ganzen Krieg g'want, wie i von der Bahn aus 'n Steffel wiederum grüßt hab'. Wie mir alle 'nausg'fahr'n san, da hab'n mir i h m v e r sprochen, daß mir i h m l a S c h a n d net machen werd'n, unsern alten Steffel. Und wie i dann z'ruckkommen bin im Verwundetenzug und i hab'n wieder dort steh'n g'seh'n, grad is d' Sonn' untergangen — da hat's mi packt. Da san mir vor Freud' die Tränen nur so runterg'ronnen, und i hab' wieder die Kappen jog'n vor ihm — freili, jetzt mit der linken Hand, denn die rechte, die hab' i ja in Rußland g'lassen.“

Dabei lacht der Deutschmeisterkorporal, lacht sein ehrliches, braves Wiener Lachen.

Eine junge, sehr hübsche freiwillige Pflegerin mit dem roten Kreuz am Arm kommt herbei.

„Herr Korporal,“ sagt sie freundlich mit dem unverkennbaren Akzent der Polin, „jetzt wird's schon ein wenig kühl, bitte, geh'n Sie doch hinaus, Sie wissen ja, erkälten dürfen Sie sich nicht.“

„Jessas, Schwester!“ ruft der Korporal, „Sie san ja selber nur in so an dünnen Bluserl, verfühl'n Sie um Gottes willen nur Ihna net. Das fehlet uns no, daß Sie uns krank würdeten. Aber, schau'n S', wie i Ihna folg' — aber nur, weil S' gar so guat zu uns san.“

Er wendet sich lachend zu uns, salutiert stramm mit der Linken auf dem Turban und geht. Der umgehängte Mantel verschiebt sich dabei, und man sieht den weiß bandagierten Stumpf des rechten Armes.

Die Schwester blickt ihm fürsorglich nach. „Der ist brav,“ sagt sie. „Und Nerven hat er von Stahl. Heute früh haben sie ihm die fünfte Schrapnellkugel herausgeschnitten, er hat sich nicht gerührt. Zwei Splitter hat er noch im Kopf und in der Schulter.“

„Wie heißt der Prachtkerl, Schwester?“

„Er heißt Johann Einramhof, von der 6. Kompagnie, Herr. Nicht wahr, der ist tapfer?“

Nun, du Held aus dem Volke, dein Name soll genannt werden.

Dämmerung senkt sich über den Kasernhof, die braven Krieger sind alle unter Dach gegangen.

Ich werfe einen Blick zurück.

Siehst du es, liebe alte Kaiserstadt, so sind sie, die Kinder, die deinem Schoß entstammen. Und mag eine Welt von Feinden auch Teufelisches erfinden, dich zu zertrümmern, zu vernichten, du altes, du heiliges Oesterreich, sieh hier deine Söhne: Du magst ruhig sein — es kann dir nichts geschehen.

Seelig er.

Bei unseren Verwundeten.

Bilder aus dem Allgemeinen Krankenhaus.

Jeden Nachmittag zwischen zwei und vier Uhr steht auf dem Bürgersteige dem Tor des Krankenhauses gegenüber eine dichte Menschenmenge. Sie sieht zu, wie eine andere Menschenmenge im Tor des Hauses verschwindet. Es sind fast lauter Frauen, die eintreten. Alle sind beladen mit Paketen und Päckchen oder tragen Körbe und Einkaufstaschen. Das sind Wiener Frauen und Mädchen, die den Verwundeten im Hause der Schmerzen Liebesgaben bringen. Die Bescherung beginnt schon in der großen Mittelallee, wo bei schönem Wetter die Leichtblessierten spazieren gehen. Zigaretten werden am meisten verlangt und am reichlichsten geschenkt. Wenn einer seine Arme nicht bewegen kann, so steckt man ihm das Raucherzeug in die Taschen, wenn einer Mühe hat, die Zigarette selbst zum Mund zu führen, so schiebt sie ihm eine mahlstädtige Spenderin zwischen die Lippen. Hinter einer Frau, die unermüdet aus einem Riesenkorb Zigarettenpäckchen nach rechts und links verschert, geht ein zwölfjähriger Junge wie ein treuer Bode. Er hat nichts wie eine Schachtel Rindhölzer in der Hand. Und er gibt allen Verwundeten, die eben Zigaretten bekommen haben, Feuer.

Da kommt ein junges Mädchen, in beiden Armen bis zur Nasenspitze hinauf Stöße von Reclam-Bändchen, die reißenden Absatz finden. Am Ende der Allee sind die Stöße verschwunden, und sie kann die Arme wieder frei bewegen. Da kommt eine andere junge Frau mit so viel Kriechstöcken beladen, daß sie sich kaum bewegen kann. Und jetzt kommt eine elegante Dame, die eine Schüssel trägt, aus der ein gar angenehmer Duft emporsteigt. Ein riesiger Apfelstrudel offenbart sich in herrlichen Bindungen. Und da gibt es kein Gesicht in weißem Verbands, über das nicht bei diesem Anblick ein verklärtes Lächeln huscht. „Gestern,“ sagt mir ein Verwundeter, und betrachtet liebevoll das knuiperige Stück Strudel in der Hand, „erschien im Krankensaal eine Frau, die unter ihrer großen, blauen Schürze irgend etwas Geheimnisvolles verborgen hatte. Sie ging von Bett zu Bett und schenkte jedem von uns — einen Apfelschinken. Den Jubel hätten Sie hören sollen! Aber der Strudel ist auch sehr gut!“ Und er beißt, die Augen schließend vor Behagen, herzhaft hinein.

Unter hölzernen Dächern liegen Kranke in Tragstühlen. Wenn es schön warm und sonnig ist, werden auch Betten hinausgetragen. Um jedes Bett, um jede Tragbahre, steht ein Kreis von Besuchern und jeder legt etwas auf die Bettdecke nieder, wenn es auch nur ein Apfel oder eine Handvoll Pflaumen ist. Die meisten der Besucher möchten auch gern was hören. Von Krieg und Sieg, von Schlachten und Russen. Aber keiner wagt, zu fragen und die Blessierten in den Betten sind meistens auch zu müde, um zu sprechen. Es ist ein stummes Erzählen von der einen Seite, sozusagen ein Hören im Geiste von der andern. „Was könnte der alles erzählen!“ denken sich die Menschen ringsum. Und dieser Gedanke erfüllt sie mit Scheu und Ehrfurcht und Bewunderung. Nach einer Weile gehen sie weiter und schließen sich einem anderen Kreis, um eine andere Liegestatt an.

Auch durch die Krankensäle flutet jetzt der Strom der Besucherinnen. Sie gehen von Bett zu Bett und schöpfen aus ihren Taschen und Körben, öffnen die Pakete und wenden Kaffee, Kuchen, Schokolade und Obst. Eine Dame hat eine ganze Batterie Kompottflaschen mitgebracht und fragt behutlich bei jedem an, was er lieber habe, Birnen, Pfirsiche oder Aprikosen. Viele dieser Besucherinnen sind mit den Kranken schon gut bekannt. Sie kommen jeden Tag. Sie sehen nach der Tafel am Kopfende des Bettes, wo die Fieberkurve verzeichnet ist, sie erkundigen sich nach allen Wünschen des Blessierten.

Dort an einem Bett sitzt ein junges Mädchen und schreibt einen Brief, den ihr ein Verwundeter diktiert. Wenn ihm das richtige Wort nicht einfällt, dann hilft sie aus, und er lächelt dankbar. Auch Blumen werden gebracht. Einfache, schlichte Herbstblumen und kostbare Dahlien, denen man es ansieht, daß sie aus reichen Gärten kommen. Allen diesen eleganten und vornehmen Damen, diesen braven rundlichen Bürgerinnen, diesen jungen Mädchen aus allen Klassen und Ständen merkt man es an, wie die Freude des Schenkens sie beglückt. Es ist, als ob sie plötzlich eine ganz neue Fähigkeit ihres Herzens entdeckt hätten. Alle diese Frauen wußten sicher, wie es einen beseligt, jemand, den man lieb hat, zu beschenken. Und nun schenken sie ganz Fremden, mit denen sie nichts verbindet als ein Gefühl, das in ein paar Tagen übermächtig in ihnen emporgewachsen ist: die Liebe zum Vaterland.

Kriegsgefangene verwundete Russen. Sie sind alle drei bei Lublin verwundet worden. Der eine erzählt, es wäre ihm in Lublin ganz gut gegangen. Die Truppen bekamen Konjerven. Allerdings war in ganz Rußland vom Tage der Kriegserklärung ab der Verkauf von Schnaps und Alkohol eingestellt worden. Aber kaum hatten die Regimenter Lublin verlassen, als der Jammer begann. Vier Tage bekam er keinen Bissen zu essen. Dann wurde er verwundet und lag noch einen vollen Tag ohne Nahrung. Seine ganze Abteilung ist gefangenengenommen worden. Nur der Fahnen-träger nicht, denn der lief mit der Fahne beim ersten Schuß davon. Und der Offizier, der die Abteilung führte, lief ihm nach, nicht, um ihn einzuholen, sondern weil er die Idee des Fahnen-trägers für sehr gut fand. Auch der zweite weiß von seinem Offizier nichts Gutes zu berichten. Der Offizier kommandierte zwar Sturm, aber stürmte selbst nicht mit, sondern zog sich in die letzte Reihe zurück. Dort schoß ihn aber die eigene embörte Mannschaft zusammen. Der Mann, der das erzählt, kann weder lesen noch schreiben. Es gefällt ihm hier in Wien ungeheuer gut. Er möchte am liebsten Deutsch lernen und ganz hier bleiben. Er ist seines Reichens Schuster und versichert, daß er sein Handwerk trefflich versteht. Für einen guten Schuster muß es ja auch in Wien Beschäftigung geben, selbst wenn er Russe ist. Der dritte ist ein Volksschullehrer. Er bekam einen Schuß in die rechte Lunge, lag dann stundenlang im Wasser und die Folge davon war eine linksseitige Lungenentzündung. Ueberdies verwundete ihn ein Schrapnell an beiden Beinen. Es ging ihm sehr elend, als er eingebracht wurde, aber heute, nach drei Wochen, ist er außer Gefahr. Heute erfährt er auch zum erstenmal, daß er sich in Wien befindet. In der Hauptstadt von Oesterreich! Sein blaßes Gesicht wird ganz rot vor Ueber-raschung und Stolz. Wie hätte er je in seinem Dorfe im Ural denken können, daß er nach Wien kommen werde. Er ist sich nur nicht recht klar darüber, ob Oesterreich einen Zar, einen König oder einen Kaiser zum Herrscher hat. Sein Zimmergenosse ist ein Landmann aus Wiener-Neustadt. Der erzählt ihm nun lange und ausführlich von Wien und vom Kaiser. Der Russe hört gespannt zu, aber er versteht leider kein Wort Deutsch...

Aus einem Zimmer höre ich einen Tschardasch, auf einer Mundharmonika gespielt, und dazu das taftmäßige Stampfen des Tanzes. Und wie ich die Tür öffne, kietet sich mir ein seltsames Bild. Auf dem Bettrand sitzt ein Oberleutnant, die Harmonika am Mund, und vor ihm tanzt sein Bursche den kunstvollsten Tschardasch, wie er nur in einer Pustenschenke in solcher Vollendung ausgeführt zu werden pflegt. Der Bursche legt die rechte Hand an den Hinterkopf und streckt die linke Hand zum Himmel, er klatscht sich auf die Schenkel und auf die Schuhsohlen und wirft die Beine nach rechts und links. Und wenn er genug getanzt hat, dann singt er was. Ungarische Volkslieder, die von Melancholie zum Rauchen sich empor-

Im tiefen Unverständnis.

schwingen. Das tut der Janos aber nur, um seinen kranken Herrn zu erheitern. Man muß nur die Blicke sehen, mit denen er an seinem Herrn hängt, um zu wissen, wie groß seine Liebe und Treue sein mag. Und davon weiß der Oberleutnant genug zu berichten. In der Schlacht stand er hinter ihm und schrie fortwährend: „Niederlegen! Niederlegen! Der Feind schießt ja!“ Und wie schoß der Feind! Es gibt nichts Furchtbareres, als so mitten im Schrapnellfeuer zu stehen. Dem Hauptmann riß ein Schrapnell den Arm weg. „Mich hat's!“ rief er zum Oberleutnant hinüber. Im nächsten Augenblick traf ihn ein Schrapnell am Kopfe, und er fiel. In diesem mörderischen Feuer wurde ein Kadett, dessen Schopf des Morgens noch bechschwarz gewesen war, schneeweiß. Der Oberleutnant hatte alle Mühe und Not, seine Leute zurückzuhalten, die fortwährend stürmen wollten. Und eben, wie er im Begriffe war, den Befehl zu geben, sich in eine gedecktere Stellung zurückzuziehen, trat sein linker Fuß in irgend etwas Weiches. Der Boden gab nach, und er versank in einen Sumpf. Bis zum Hals stak er im Schlamm. Fünfzehn Stunden lang. Und fünfzehn Stunden lang dauerte die Schlacht um ihn herum. Die Granaten schlugen rechts und links von ihm ein, vor ihm und hinter ihm, kein Mann der ganzen Abteilung blieb am Leben. Er sah rings um sich her nur Tote und Verwundete. Der Feind schoß unaufhörlich weiter, da er wohl annahm, daß noch Lebende in Deckung lägen. Fünfzehn Stunden lang im Sumpf und im Regnen — wenn er zurückdenkt, kann er sich nicht vorstellen, daß er diese Situation überlebt hat. Endlich hörte das Schießen auf, Bauern fanden ihn, zogen ihn aus dem Sumpf heraus und plünderten ihn gründlich aus. Dann aber kam Janos, der Bursche, und lud den Herrn auf den Rücken und brachte ihn ins nächste Dorf. Dort wurde ein Wagen gefunden, der ihn nach Tomacrom führte. Er lag im schwersten Fieber. Nun steckt ihm die Näschie in den Knochen. Wenn er daran denkt, daß seine Kameraden da oben sich schlagen und er nur mühsam humpeln kann, dann wird er traurig. Und wenn er traurig ist, dann kommt der Janos und tanzt und singt vor ihm.

26. 12. 1914.

Flüchtlinge.

Abends in einem der Wartezimmer des Nordbahnhofes. Drunten auf der Straße stehen in dichten Scharen all die Menschen, die auf die Verwundeten, auf die Märtyrer des Krieges, warten.

Droben, von niemandem beachtet, vereinsamt, ohne freundlichen Zuspruch, sitzen und sinnieren dumpf die anderen Märtyrer, die polnischen Flüchtlinge.

Wieder sind Hunderte dieser Verjagten und Gehehten angekommen. Vier Wochen hat man sie in Budapest beherbergt und verköstigt. Nun sind sie nach Wien gebracht worden. Aber wer kümmert sich hier um sie? Wer ist in der Bahnhofshalle, wer reicht ihnen einen Schluck Wasser, ein Stück Brot, hilft ihnen die Kinder tragen, hat für Obdach vorgesorgt?

Es ist acht Uhr abends und viele wissen noch nicht, wo sie schlafen werden. Viele zittern und schluchzen vor Angst und Aufregung.

„Herr, so empfängt uns die Haupt- und Residenzstadt?“ fragt mich traurig ein polnischer Bauer. „Seit Wochen, vielen Wochen ziehen wir von Ort zu Ort, wir laufen über Landstraßen, wir fahren auf Leiterwagen über holperige Wege, in Lastwagen zusammengepfercht werden wir herumgeschleppt...“

„Und was wollen wir?“ sagt ein Jude. „Ich bin Klempner. Ich will arbeiten, daß ich schlafen kann, daß ich Brot essen kann. — Brot und Schlaf,“ wiederholt er nach einer Weile.

Einige sitzen schweigend und weinen stumm in sich hinein.

Eine alte Frau erzählt immer wieder von ihrem kleinen Hause droben an der russisch-galizischen Grenze.

Eine junge Mutter, abgehärmt, übernächtigt, mit verweinten Augen, hält ein kleines Kind in den Armen und zeigt dem Staunenden die vielen Klammern des Brusters.

Ein Jude murmelt fortwährend: „Und heut ist Freitagabend! Sabbat ist. Und wo ist mein Sohn? . . .“

Ein anderer schildert die Flucht aus Larnopol. „Wie ein Hagelschlag sind die Granaten, die Kugeln, die Schrapnells auf die Fliehenden gefallen.“ — „Da!“ zeigt einer auf sein Gesicht, das noch voll frischer Narben ist.

Indessen spielen die Kinder munter und harmlos, laufen um die Marmorsäulen, verstecken sich unter den Tischen, lachen einander zu — wie tief ergreift dieser kindliche Trost mitten in der Not!

In einer Ecke lehnt blaß und müde ein junger Jude, ein schmählicher Zimmermaler. „Herr,“ sagt er erbittert, „schauen Sie!“ Er streckt seine Zunge heraus. „Ich habe heute nichts, noch gar nichts gegessen. Aber ich bin kein Bettler. Ich habe so einen Ueberrock gehabt wie Sie. Er ist mir gestohlen worden. Jetzt hab' ich nur das leichte Gewand da. Fünzig Kronen hab' ich gehabt. Ein Arbeiter, der fünzig Kronen hat, ist kein Bettler. Jetzt habe ich nichts, keine Arbeit, kein Gewand, kein Geld, kein Bett, keine Heimat . . .“

Ein und der andere faßt feutzend einen Entschluß, packt den Koffer und geht mit Weib und Kind die Treppen hinab in das fremde Dunkel der unbekanntenen Großstadt . . .

Da erscheint ein Herr mit einer weiß-roten Binde.

„Wer hat noch kein Quartier?“

„Alles drängt sich zu ihm hin.“

Wenige Augenblicke später marschieren der traurige Zug über die Straße.

„Schau!“ sagt eine wohlbeleibte Dame.

„Aha, geh!“ mahnt der Herr Gemahl. „Nimm! Hast du keine polnischen Juden g'sehn?“ . . .

J. L. S.

27. 19. 1914.

„Nur la Wasser net!“

Freund Emil saß in seine Ecke gedrückt und hörte mit großer Aufmerksamkeit den anderen zu, die von Cholera, Blattern und Ruhr sprachen. Sie und da machte einer der Sprecher eine Faust, schlug mit ihr auf den Tisch und behauptete, daß sich in Zeiten, in der solche Krankheiten umgehen, jeder besondere Reinlichkeit zur Pflicht machen müsse.

Emil runzelte aber plötzlich die Brauen und schlug seinen Freund Karl mit Kraft auf die rechte Hand.

„Was soll denn das haß'n?“ rief dieser.

Emil wurde krebsrot.

„Das soll haß'n, daß du a Nutscherl bist, a Kammel, a Saubart!“ murkte er. Und mit gehobener Stimme setzte er hinzu: „Fünf Minut'n lang hör' i dir schon zua, wia's d' allerweil die Reinlichkeit hoch leb'n laßt, und drei Minut'n lang sieh i schon, wias d' dabei allerweil deine Kleb'ln zwisch'n die Bahnstocher hast!... Schweinig!“

Karl suchte verlegen nach einer Antwort, Emil wartete aber nicht ab, bis er sie gefunden hatte, trommelte zornig auf die Tischplatte und schrie:

„Leider rennen no a Menge solche Fäb'ln umeinander, wia du an's bist!... Himmelkruzifix, grad jetzt is wieder a Gelegenheit, davon z' red'n, jetzt, wo solche Schweinerei'n an jed'n g'fährlich wer'n können!“

Er wendete sich wieder zu Karl.

„S kann ja sein, daß du a Mensch bist, der net glaubt, daß 's Wasser heilt und der aufs Händ'wasch'n was halt't. Trotzdem bleibt's aber a Sauerei, wannst du mit die Bahnstocher spielst, die a anderer dann zum Gebißpug'n benutzt, und aa benutzt, wann si aner damit unterhalt'n hat, der seine Finger kurz vorher was d'r Teuf'l wo g'habt hat... 's gibt ja gnua so Leut', die glaub'n, es is gnua, wann s' die Finger in d'r Fruah ins Wasser tauch'n! Dabei geb'n s' zwanz'gmal im Tag Leut'n, von die s' la Ahnung hab'n, wie's die mit d'r Reinlichkeit halt'n, die Hand, greif'n soundso viel Türschnall'n an, von die s' net wiss'n, wer si a paar Sekund'n früher dran die Hand abg'wischt hat, tatscherln durt und da das „liabe Schnauzerl“ von irgend an' Nutscherl, wann das liabe Schnauzerl aa natürlich la andere Seligkeit kennt, als alle Stadelaber a'schnof'ln... Kurz und guat, das macht solch'n Leut'n all's nix! Sie pug'n si, ohne an was Schmierig's dabei z' denk'n, mit die Finger Nas'n und Mund, streicheln den Kindern, ohne daß ma eahna dafür ane auf die Schmutzige Präk'n geb'n kann, die „g'sund'n, rosig'n“ Baderln, suach'n mit dieselb'n v'reck't'n Kleb'ln im Wirtshaus an die Semmeln und Beckerln umeinander, bis s' an's mit d'r richtig'n „Nesch'n“ find'n, wuzeln in d'r Tabaktrafil fünfzehn Zigarr'n durch die Finger, bevor endlich ane vur eahna Gnad' find't, und sie sek'n si aa, ohne daß 's eahna einfallt, daß 's auf d'r Welt so viel Wasser gibt und daß die Saß schon so lang erfund'n is, zum Essen nieder, und es'i kräul'n aa, schmierig wia s' san, auf d' Nacht ins Bett!“

Freund Emil holte rasch frischen Atem.

„Da kann m'r nur Psui Teufel sag'n!“ setzte er seine kräftige Rede fort. „Und wer für solche Schmutz'ichich'n net dasselbe Urteil hat, der g'hört sicher zu dö, zu denen die Seuch'n, wann s' red'n könn't'n, „Danke recht schön für die gefällige Mitwirkung“ sag'n miacht'n! Das is sicher aa aner von die, dö nur zu alle hoch'n Feiertäg' bad'n geh'n, dö si im Wirtshaus fristier'n, dö mit die Serviett'n die Sess'ln, die Stief'ln, die Stirn und schließlich aa 's Maul a'wisch'n, dö an' Zurn kriag'n, wann s' an' seg'n, der, bevor er trinkt, 'n Glasstrand reinigt, dö ohne dran z' denk'n, daß 's Wasserleitung'n gibt, 's Obst samt Staub, Mist und Bazill'n v'rächling'n, dö, kurz und guat, Mitglieder von d'r Schmutzgrammelvereinigung san und d'r Frau Gyggea ewige Feindschaft g'schwor'n hab'n!“

Freund Emil machte eine Faust:

„Da hat unlängst aner, mit dem i beim Mittagmahl g'ess'n bin, seine rabenschwarz'n Händ' ang'shaut und hat dazu g'mant: „Schredlich, wia ma auf dera Stadtbahn schmutzig wird!“ Dabei hat er aber in dieselben Händ' a Ban zum W'ieseln g'habt! Wie i ihm g'lagt hab', es war net schlecht, wann er si wasch'n tät, hat er g'lacht: „Ei was, sterb'n wer' i ja net dran!“ Es san net wenig, dö so red'n! Nur la Wasser net! Teig'l, das wer'n wohl Schweinbart'ln sein! So aner wird nia an' Kravall mach'n, wann er in aner Werkstatt arbeit'n muach, wo's la Saß gibt; wann er in an' Wirtshaus ess'n soll, wo d'r Herr Gastgeber, wann ma um a Handtüchl fragt, um d' Reittungs'g'ellichast schreit; wann er si in an' Kaffeehaus d' Händ' in an' Feig'n wisch'n muach, der vur zwa Woch'n hing'hängt und seit der ganz'n Zeit no net trock'n wur'n is; wann er si zu aner Eisenbahnfahrt 's Wasser und 's Handtuch mitnehmen muach, damit er a Waschelegenheit hat; wann er in an' öffentlich'n Abort nur die Zehnellerklaff' aufsuach'n darf, wann er si nachher d' Händ' wasch'n will!... Na na, so an' Nutscherl wird's nia einfall'n, geg'n die Schmutzwirtschaft, wo er s' aa find't, und wenn s' no so feuchtfreundlich is, an' Lärm z' schlag'n! Warum denn aa? „Ei was! I wer' net sterb'n dran!“... Psui Teufel, sag' i no mal!“

Sprach's und hieb dem Karl eins auf die Finger, die er eben dabei erwischt hatte, wie sie spielend über den Inhalt des Salzsafters strichen. Riß dann seinen Hut vom Nagel und seufzte noch in der Tür:

„I glaub, i hab' umsonst g'schimpft!... Glaub' net, daß si die Saubart'ln bessern wer'n!“...

Hoffentlich hat Freund Emil mit dieser Annahme unrecht!

H. P.

27. 19. 1914.

Ausmusterung.

Beim Dreher. — Im Hofe. — Die Wartenden. — Lustige Brüder. — Der Angeheiterte. — Fröhlicher Abzug. — Allerlei Betrübe.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Draußen, III. Bezirk, Hauptstraße, herrscht in den Vormittagsstunden die Betriebsamkeit des alltäglichen Lebens. Ganz anders in dem Hofe des Hauses Nr. 97. Es ist der weite Dreherhof mit seinen Durchgängen und Nebengebäuden, wo militärisches Leben sonst sich kaum abspielt. Jetzt hat sich in den an das Restaurant anstoßenden Sälen die Ausmusterungskommission etabliert, durch deren Sieb die Waffenfähigen der letzten Jahrgänge gehen. Noch einmal wird geprüft und gewogen, mit sicherlich nicht geringeren Ansprüchen an die Güte des Menschenmaterials, als es bei Assentierungen in Friedenszeiten der Fall ist.

Von neun Uhr früh an erfolgt der Aufmarsch der „Kandidaten“ einzeln und in kleinen Gruppen, von Eltern oder Geschwistern oft begleitet, die die Zeit über im Hofe ausharrend auf die Entscheidung warten. Unter diesen Wartenden ist die eine und andere junge Frau, auf deren Gesicht ein verhaltener Kummer, die Sorge um ihr zukünftiges Schicksal sich ausprägt. Vermlich ist ihre Tracht, die Tracht von Entbehrenden, im harten Daseinskampf Stehenden. Es sind zumeist Leute aus den „entern Gründen“. Doch diese ernste Stimmung verfliegt beim Herannahen all der Scharen von Fröhlichen, die frohgemut sich in die Assentstube begeben. Es ist allerhand merkwürdiges Volk unter all den Jugendlichen, in Kraft und Frische Strahlenden. Manche, die trotz ihrer physischen Unzulänglichkeit von Selbstbewußtsein strotzen, ein anderer, der sich einen kleinen Rausch angetrunken hat und zum Gaudium der anderen allerlei krauses Zeug zusammenschwätzt.

So vergehen die Stunden. Freudestrahlend erscheint bald der eine und andere am Fenster, die Widmungskarte schwingend „Mich haben I' gehalten!“ Die Rückgestellten verlassen das Haus durch einen besonderen Ausgang und manche Wiene drückt Enttäuschung oder Beschämung aus, den Auserwählten nicht angehören zu dürfen. Inzwischen haben sich die Ausgemusterten in einen freien, geschlossenen Raum zur Eidesleistung begeben. Hier herrscht viel Lärm, viel Ausgelassenheit. Jeder einzelne scheint sein zukünftiges Heldentum vorauszuahnen.

Unter Eskorte erfolgt der Abzug. Es ist ein ansehnliches, in soldatischer Ordnung einhermarschierendes Bolkchen, verbunden durch eine eben geschlossene Kameradschaft, wie von einem Rausch erfüllt. Nieder werden angestimmt und mancher Arm erhebt sich wie gegen einen nahen Feind. Einer ruft: „Nieder mit Rußland!“ und die anderen stimmen in diesen Ruf ein. Der Zug bringt lebhafteste Bewegung in das Alltagsleben der Straße, ein wenig Fröhlichkeit in den Ernst der Mittagsstunde.

1. / X. 1914.

* (Die gestrigen Nachrichten in Wien.) Die gestern auch durch unsere Extraausgabe in den ersten Nachmittagsstunden erfolgte Verlautbarung des denkwürdigen Armeebefehls des Erzherzogs F r i e d r i c h in Wien hatte den nachhaltigsten Eindruck auf das Publikum gemacht. Auf der Mariahilferstraße, der Ringstraße und im Innern der Stadt sah man Gruppen von Passanten sich um diejenigen sammeln, die aus einem Zeitungsblatte den Armeebefehl laut vorlasen. Die Wirkung der knappen, soldatisch gehaltenen, aber inhaltsreichen Worte des Armeekommandanten war eine unbeschreibliche. Man schüttelte sich gratulierend die Hände und frohes Lächeln überglänzte alle Gesichter. In den Straßenbahnwaggons sammelte sich gleichfalls das Publikum, voran die Kondukteure, um jeden Inhaber eines Blattes. Während der gestrigen Andachten des israelitischen Veröhnungstages wurde der Armeebefehl von den Kanzeln herab verlesen. Ergreifend war die Aufnahme der heldenhafte und Hoffnung verheißenden Nachrichten über die Erfolge der verbündeten Armeen seitens der galizischen Flüchtlinge in Wien. Sie standen in großen Mengen vor ihren Quartieren und lauschten der Verlesung, die auch von intelligenten Interpreten sofort in polnischer Sprache wiederholt wurde. Die Wendung voll echt militärischen Sprachgeistes, die das „Zusammenbrechen der russischen Offensive“ ankündigt, übte auf die gedrückten Gemüter der armen Leute, die fern von der Heimat des ungewissen Schicksals der verlassenen Stätten gedachten, begeisterte Wirkung hervor. Man umarmte sich unter Tränen und niemand konnte sich dem zu Herzen gehenden Eindrucke entziehen.

2./X. 1914.

Wien in Kriegszeiten.

Dr. Richard v. Kralik am Vortragstisch.

Ein gewaltiges, ein schier unererschöpfliches Thema: Wien in Kriegszeiten. Kaum weniger bedeutet es, als die gesamte Geschichte unserer Vaterstadt, denn die ersten Mauern Windobonas waren von Waffenlärm umtost und in all den seither vergangenen Jahrhunderten wurden nicht viele Kriege in Europa geführt, an denen Wien nicht irgendwie seinen Anteil genommen hätte. Wien in Kriegszeiten, dieses Thema erschöpfend zu behandeln, könnte die Lebensarbeit eines Historikers bilden, der ungewöhnlich fleißig sein und dem Gott ein langes Leben schenken müßte. Im Rahmen eines einstündigen Vortrages diesen großen Stoff in flüchtigen Bildern anschaulich aufzurollen, die Marksteine der Geschehnisse aufzuzeigen, dazu ist in hohem Maße jene Gabe der klaren Sichtung und Gruppierung und vor allem jenes erschöpfende Wissen nötig, die wir an dem Historiker Kralik, dem Verfasser der Geschichte Oesterreichs und der Geschichte der Kaiserstadt, so sehr bewundern. Nur dann ist diese Aufgabe als gelöst und wahrhaft bewältigt zu betrachten, wenn man, während der Redner sich auf das knappe Maß einer Stunde beschränkt, doch in ihm das Wissen um Jahrtausende rauschen und ruhen verspürt.

Als Dr. Richard v. Kralik vorgestern unter dem Beifallssturm der Zuhörer vom Vortragstische der Urania zurücktrat, da sank vor unserem inneren Auge der Vorhang vor jene Wandelbühne, über die der Redner eben die Geschehnisse zweier Jahrtausende mit ernstbeschwingten Worten geführt hatte. Von den Seelen der Völker hatte er zu sprechen begonnen, von den Aufregungen des Volkswillens, deren letzte, gewaltigste wir eben jetzt in unserem Oesterreich erleben. Von dem Irrtum jener sprach er, die jedem Staate, der nicht ein reiner Nationalstaat sei, die Lebensfähigkeit absprechen. Nicht die gemeinsame Sprache allein, sondern vornehmlich die gemeinsame Idee hält Völker zusammen. Prachtvolle, vom Glauben an die Sendung Oesterreichs durchglühete Worte fand er dann über die österreichische Idee, die Idee der Völkergerechtigkeit, deren Ideal sich in der Sehnsucht erschöpft, alle unter dem Zepher unserer Monarchie geeinigten Völker zu gemeinsamen Kulturthaten zu führen, für welche heranzureisen jedes einzelne von ihnen zu schwach wäre. Von diesem großen Bewußtsein müssen gerade wir Wiener, wir Bewohner der Kaiserstadt, in der des Reiches Herzschlag spürbarer als überall anders pulst, erfüllt sein und sind es auch zu allen Zeiten gewesen. Lange bevor sich noch eine Vorahnung der heutigen Staatengebilde aus der Masse der wogenden Völker Europas heraus hob, hat die Stadt, die heute Wien heißt, Anteil an dem Ergehen aller dieser Völker genommen, sie ist eine Stadt des Zusammenströmens, eine Hauptstadt gewesen, ehe es noch die Reiche gab, deren Hauptstadt sie später wurde. Uralt sind also ihre Beziehungen zu den Völkern, deren Kaiser sie jetzt beherbergt. Windobona, die keltische Siedelung, das römische Kastell des Kaisers Marcus Aurelius, die Donaustadt in der Brandung der Völkerwanderung, Wien am Nibelungenstrom — Schlagworte sind dies, deren jedes einzelne eine Welt von Geschehnissen und Thaten beinhaltet, aus deren rasendem Wechsel sich bleibend, als einziges Vermächtnis an das anknüpfende Jahrhundert, immer wieder die Mauern der Donaustadt erheben. Karls des Großen Schlachten gegen die Avaren werden bei Wien geschlagen und gebären Oesterreich, die Ostmark, die Völkergrenze. Hier glättet sich der wilde Ansturm der Magyaren zu abendländischer Gesittung. Dann wird Wien die Kreuzzugsstadt, denn fast alle diese frommen und streitbaren Fahrten führen über Wien. Die weitere Geschichte Oesterreichs zeigt uns dann Friedrichs des Streitbaren Kämpfe gegen die Tartaren, um Wien tosen die Schlachten zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg, in Wien stirbt Matthias Korvinus nach zweimaligen Kämpfen. Gegen Wien, das immer mehr zur Kaiserstadt geworden, braust die gewaltige Welle der Türken-

züge heran, und als unererschütterliches Bollwerk vor dem Lore Europas bewährt sich in Wien österreichischer Heldennut. Schwedische Wikinger berennen die Mauern der Donaustadt. Dann ersteht die Heldenzeit Prinz Eugens. In der schweren Prüfung des Erbfolgekrieges bewährt sich die österreichische Seele. „Wir können heute, Gott sei Dank, ohne Bitterkeit von dem brüderlichen Wettringen Oesterreichs mit Preußen reden...“, fährt der Vortragende fort. „Wir verstehen es heute, daß der deutsche Gedanke zu fruchtbar war, als daß er sich mit einem einzigen Kaisertum begnügen konnte.... Die beiden Vormächte Deutschlands mußten sich aneinander messen und erproben, um später als unüberwindliche Bundesgenossen der ganzen Welt gegenüber treten zu können...“ Dann tritt das kriegerische Oesterreich unter Josef dem Zweiten und Laudon auf den Plan der Weltgeschichte. Nun aber hebt Oesterreichs größte Epoche an, die Zeit der Freiheitskriege. Sighards österreichisches Lied, Napoleons erste Niederlage bei Aspern, sein Untergang: damals erstrahlte der Name Oesterreich in hellem Glanze. Wien wurde der politische Mittelpunkt der ganzen Welt. Aus den Wirren des Jahres 1848 gestaltete Radetzky's gutes Schwert ein einiges Oesterreich. Von hier an beschwingen persönliche Erinnerungen, die mit dem Kriege des Jahres 1859 beginnen, den Vortrag des Redners. Er führt uns über Oesterreichs Kämpfe mit Preußen und Italien zum Austritt Wiens aus dem Deutschen Bunde und zum letzten Abschnitt österreichischer Kriegszeiten, zu den Aktionen, die mit der Besetzung Bosniens und der Herzegovina begannen und sich folgerichtig zum gegenwärtigen Kriege entwickelten. Klare Worte fallen da über Rußlands Bestrebungen am Balkan, wunderbare Worte über den Bund Oesterreichs mit Deutschland. Hier aber steigert sich die Begeisterung des Redners zur poetischen Form, er läßt uns, von Beifall oft unterbrochen, feurige Verse hören, aus dem Historiker ist unversehens ein Dichter geworden, nicht mehr der Melder des Geschehenen steht vor uns, sondern der Verkünder des Geschehenden, der Seher des Zukünftigen. Er spricht von unserem Kriege als von einem Freiheitskriege, von unserem unvergänglichen Oesterreich, von dem Sieg, der unser werden muß.

Prächtig war aus der ungeheueren Fülle dieser Gedankenflucht, aus dieser gehäuften Menge erzählter Begebenheiten immer wieder die Beziehung auf Wien herausgearbeitet, so daß sie sich überall, manchmal unausgesprochen zwischen den Worten klingend, mühelos ergab. Wir haben wirklich unser Wien in Kriegszeiten kennen gelernt, was freilich auf weite Strecken hin auch nichts anderes bedeuten wollte, als Oesterreich in Kriegszeiten. Noch für eines müssen wir dem Redner besonderen Dank wissen: Daß er uns so eindringlich eine Vergangenheit vor Augen führte, deren Größe uns mit Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft erfüllen muß. Diese Absicht schwang in seinem Vortrage allenthalben spürbar mit, und ihr volles Gelingen wertete sich zum Schlusse in jubelnden Beifall um.

Ein Gelehrter hat uns belehrt. Ein Dichter hat uns begeistert. Ein Oesterreicher hat uns Wienern in Kriegszeiten zu unserer österreichischen Seele gesprochen. B.

4./X. 1914.

Weltkriegsmärtyrer.

Schauderhaft, wie der Weltkrieg den Herren Hirngrüllerl Sumpfinger und Nörgelmeier zuseht, schauderhaft! Wer ihren Jammer anhören kann, ohne Herzbluten zu bekommen, muß ein völlig gemüthloser Mensch sein. Wahrhaftig, wenn der Krieg nicht bald ein Ende nimmt, müssen die Herren Hirngrüllerl, Sumpfinger und Nörgelmeier noch in allerdunkelste Verzweiflung verfallen. Hirngrüllerl, Sumpfinger und Nörgelmeier, sie konnten, wenn sie abends die runden Glieder ins weiche Bett hoben, immer auf einen zufriedenen Tag zurückblicken. Aber, du lieber Himmel! Da kam dieser Weltkrieg daher und warf sie mit rauher Hand, so schwer sie auch waren, auf den Opferspahl. Da liegen sie nun im bittersten Leide und es ist nur gut, daß sie noch schimpfen können! Ach, denn sonst würde ihr Schmerz unbeachtet bleiben, niemand würde von ihrem Märtyrertum erfahren.

„Schrecklich!“ murkte gestern Herr Hirngrüllerl, indem er mit dem energischen Griff des Unmutes nach dem Henkel seines Stammskrüglers sagte: „Schrecklich, wie a'm so a Kriag pad'n kann! Wie von aller Welt verlass'n kumm i m'r vur! Net zum Aushalt'n is 's! Hätt' m'r net denkt, daß i amal so was zum Durchloft'n kriag! Perentgeg'n, i wah's, daß mi die Gall' no aufstreff'n wird! Wo i do eh so vollblütig bin, daß m'r jeder Nerger glei so schad't! Auf ja und na kann i mei Schlagl hab'n! Und wer war' dran schuld? Der vermaledeite Kriag! . . . Meiner Seel', alles v'rdriacht mi schon!“

Er schwieg, schnellte mit dem während der ganzen Rede zu dieser Arbeit gerüstet gewesenen Daumen den buntbemalten Deckel seines Glases empor, nahm einen tiefen und lauten Schluck und stellte das Gefäß mit Kraft auf die füzene Untertasse.

Sumpfinger räusperte sich, um das Wort zu ergreifen. Hirngrüllerl aber, dem es keineswegs gelungen war, seinen Nerger hinwegzuspülen, rief:

„Wie g'sagt, net zum Aushalt'n is 's! Von d'r Fruah bis auf d' Nacht leid' i damisch d'runter, daß m'r an' Weltkrieg hab'n! . . . Stellts enk nur vur, daß i heut in der Fruah schon wieder mein' Kaffee ohne die zwa Kipf'ln, ds i, so lang i z'ruckend', dazua g'wöhnt bin, hab' trin'n müass'n! Net zum sag'n, was i mi g'schwanzt hab' drüber! Das passiert m'r jetzt schon 's fünftemal! Aber na, was red' i denn — ans, zwa, drei, vier — no natürlich — alstern daß i die Wahrheit sag' — 's sechstemal! Und woher kummt das? Woher funkt, als weil unser Gebäud' austräger hat einrück'n müass'n, und indem daß unser Bäd' seitdem mit d'r Zuastellung a G'frett hat, weil ja d'r Behrbua do net so verlässlich is! . . . Aber es lun mi ja no ärger! Wie i dann später wi'awi in mei Gabelstuhlsbeisel geh — was hab' i hör'n müass'n? D'r Kellner, d'r Ferdinand nämlich, der mein' Gusto besser kennt wie i selber — alstern, der Ferdinand is aa zum Militär hopp g'numma wur'n! D'r neuche Kellner aber, der von mein' G'schmack'n no niz wah, hat m'r a mager's Gollasch hing'stellt statt a fett's, wie i's seit fußzehn Jahr' ih! . . . Könnts euch denk'n, ah i eahna an Tanz g'macht hab', daß alles g'sheppert hat! I frag' an' Menich'n, wie i dazualumm, daß i wieder an' neuch'n Kellner a'richt'n soll. Kriag hin, Kriag her, hab' i g'sagt, i will mei Gollasch hab'n, wie i's g'wöhnt bin, ausg'suchte Stück'ln, a jed's mit an' Mand'l Fett'n! . . . Alstern sechts, so geht's a'm, wann ma das Unglück hat, mitt'n in an' Kriag leb'n z' müass'n, der a'm sogar um die Ordnung bringt, die ma g'wöhnt is! Wanns aber glaubts, das is all's, was ma jetzt durchmach'n muah, dann . . .“

„Natürlich is 's net all's!“ unterbrach ihn Herr Sumpfinger, der sich nun nicht mehr zurückhalten konnte. „Himmelkrüzifix, hörts nur an, was mir gestern passiert is. 's hat net nur d'r Hirngrüllerl sein' Jammer, aa andere Leut'! Mir is 's in d'r leht'n Zeit schon a paarmal g'scheg'n, daß i in d'r Nacht vur 'm Haustor hab' g'schlagene zehn Minut'n wart'n müass'n, weil die Hausmasterin, die, seit ihr Mann wah Gott wo beim Landsturm is, aufsperrt, an' Schlaf hat wie a Halbrot'r! . . . Ha . . . Gatschiii! . . . No sechts, da hab' i m'r sicher heut Nacht vur lauter Wart'n kalte Füah' und a Straut'n g'holt! . . . Schreckliche Zuständ', das! Da geb'ri's no viel, was ma d'rzahl'n könnt'!“

„Und ob!“ hub Nörgelmeier an. „Unlängst geh i ins Bad und was muah i d'rleb'n?“

Er sah mit rollenden Augen in die gespannten Gesichter seiner Freunde.

„Alstern, was denn?“ schrie Hirngrüllerl, wütend darüber, in Zeiten, die ihm ohnehin so viel Kummernis brachten, auch noch eine Kunstpause hinnehmen zu müssen.

Nörgelmeier beugte sich vor:

„Kurz und guat, wie i mir damals im Bad' die Geahneraug'n schneid'n lass'n will, siech i a ganz a neuch's G'sicht! Der Badwaschl, der mir schon seit sieb'nahalb Jahr nach jed'm Schwibbad 's harte Fleisch wegg'hobelt hat, war v'rschwund'n! . . . Ging'ruckt! . . . I kann's enk net sch'ibern, was i vur dem freischg'sang'l'n Geahnerau'n'schneider für a Todesangst ausg'stand'n hab'! Wie leicht hätt' er mi rit'n könnal! . . . Alstern, in solche G'sahr'n kann aner jetzt kumma! . . . Das san Zeit'n! . . . Und weil i schon beim Red'n bin: Wie i mi nur über mei Blatt'l gift'! Da hab' i mi schon auf an' neuch'n Kaiser Josef-Roman g'freut, aber mit was hab'n s' jetzt ang'sangt? Mit so aner grauslich'n Kriagsg'schicht', die i net amal in d' Hand nehma will, weil ma ja do eh, wias sechts, durch den Kriag so damisch viel z' schlud'n kriagt! . . . Und die Grausbirn' steig'n m'r auf, wann i dran denk', wie's vielleicht heuer mit d'r Weinesel' auss'haut, wann er eppa von die Bauern net rechtzeitig in die Press' bracht wer'n kann! Grad heuer, wo m'r so viel Sunn' g'habt hab'n und wo m'r a wirklich guat's Tröpfel' hätt'n d'wart'n können! . . . War' m'r net im Tram eing'fall'n, daß ma durch an' Kriag in gar so a Schlamasif g'rat'n kann!“

Nörgelmeier schloß mit einem tiefen Seufzer, da richtete sich Hirngrüllerl mit dräuenden Mienen auf:

„Das is no lang net alles! . . . Des wißt's, i raul' nur Betschinaweiber'n! 's gibt niz Besser's wie so a mollet's, blond's Zigarri mit an' dick'n Strohalm! . . . Da hab' i aber gestern g'les'n, daß ma durch'n Kriag schon a Tabakg'frett hab'n! Wie leicht kann's alstern g'scheg'n, daß ma vielleicht schon in der nächst'n Woch'n raul'n muah, was ma kriagt, und daß die Trafikantin höchst'n's lacht, wann ma a Betschinaweiberl verlangt! . . . Stellts enk das nur vur!“

„Jessamarandjosef!“ sagte Sumpfinger.

Und dann versanken sie in düsterstes Schweigen; böllig hingeworfen von ihrem Weltkriegsmärtyrertum . . . H. P.

4./X. 1914.

Der Fackelzug des Scharfschützenkorps.

Der Fackelzug, den das Wiener Bürger-Scharfschützenkorps gestern am Vorabend von Kaisers Namenstag zu dessen Feier veranstaltete, verlief als eine eindrucksvolle, vom Publikum mit Begeisterung aufgenommene Kundgebung. Als es dunkelte — es war 3/4 6 Uhr abends — rückten die drei Kompanien des Korps mit der kompletten Regimentsmusik von der Kaserne im 3. Bezirk, Kleistgasse Nr. 12, aus und marschierten über den Rennweg auf den Schwarzenbergplatz, wo sie schon ein tausendköpfiges, spalterbildendes Publikum erwartete. Voran schritten Offiziere des Korps, die Lete des Zuges bildeten ferner zwei Achterreihen von Fackelträgern, dann kamen einige hundert Scharfschützen mit roten, gelben und bunten Lampions und andere Mannschaft sowie die Musikkapelle, die lauter patriotische Märsche und Lieder spielte, und den Abschluß machten wieder Achterreihen mit hell lodern den Fackeln. Vom Schwarzenbergplatz marschierte das Korps zum Ring. Der Abendkorsio hatte sich bei dem freundlichen Wetter rege entfaltet, und alles drängte sich, die populären Scharfschützen zu sehen. Von einer stattlichen Menschenmenge begleitet, begab sich der Zug über den Ring bis zum äußeren Burgtor, wo Halt gemacht und von der Kapelle die Volkshymne und die Nacht am Rhein intoniert wurden, die das Publikum stürmisch afflamierte. Nun schwenkte der Zug zum Rathaus ein, wo sich die Musikvorträge und die Ovationen wiederholten. Darauf marschierte er zum Ring zurück und über Schottenring und Kai zum Kriegsministerium. Beim Radezky-Denkmal gab die Kapelle des Korps das Prinz Eugen-Lied und den Radezky-Marsch zum besten; beide weckten den Jubel der zahlreich angesammelten Menge. Erst spät abends kehrten die Kompanien des Scharfschützenkorps in die Kaserne auf der Landstraße zurück.

Das Namensfest des Kaisers.

In Wien war der Verlauf des Tages womöglich noch feierlicher als sonst. In allen Kirchen der Hauptstadt fand feierlicher Gottesdienst statt und versammelte in den Gotteshäusern die Spitzen der staatlichen, der Landes- und der städtischen Behörden, die Schuljugend mit ihren Lehrern und die verschiedenen Vereine.

Die Feier in Schönbrunn.

In der Kapelle des Schönbrunner Schlosses zelebrierte früh Hof- und Burgpfarrer Prälat Dr. Ernst Sehdl eine Festmesse. Ihr wohnten bei: Ihre k. u. k. Hoheiten Frau Erzherzogin Zita, Herr Erzherzog Franz Salvator und Gemahlin Frau Erzherzogin Marie Valerie mit ihren Kindern: Erzherzog Franz Karl Salvator, Erzherzog Hubert Salvator, Erzherzogin Hedwig, Erzherzogin Gertrude, Erzherzogin Marie und Erzherzogin Mathilde. Außerdem waren anwesend: der Erste Obersthofmeister Fürst Montenuovo, die Generaladjutanten G. d. R. Graf Paar und G. d. J. Freiherr v. Volfras, Kabinettsdirektor Dr. Freiherr v. Schiefl, Leibarzt Generaloberstabsarzt Dr. Ritter v. Kerzl, die Flügeladjutanten Oberst Ritter v. Margutti und Oberstleutnant v. Walluschek, Hofwirtschaftsdirektor Hofrat v. Prileszky, Oberst Geza v. Motusz, Schloßhauptmann Architekt Ludwig Ruprecht, die Gardeoberleutnants Prinz Auersperg und Feltz Graf Romer, die Offiziere des die Schönbrunner Schloßwache versehenen Infanteriebataillons, weiters Hofdame Gräfin Ludwigstorff, Dienstkammerer Ernst Graf Thun, Obersthofmeister Freiherr v. Lederer, Kammervorsteher Graf Bellegarde, Hofdame Gräfin Bombelles und Major Viktor List.

Die militärischen Gottesdienste.

Die militärische Feier bestand in einem feierlichen Gottesdienst, der um 9 Uhr vormittags in der Botivkirche stattfand. Unter dem Befehl des Oberstleutnants Rudolf Freiherrn Gurekly v. Kornitz und Gured waren dazu ausgerückt: zwei Kompagnien des 1. Bat. des Inf.-Reg. Nr. 99, eine Kompagnie des Ersatzbataillons des Inf.-Reg. Nr. 4, je zwei Bzüge der Ersatzbataillone der Infanterie-Regimenter Nr. 71 und 76 mit der Musik des Ersatzbataillons des Inf.-Reg. Nr. 4, kommandiert vom Major Lotzspeich, sowie eine halbe Eskadron zu Fuß des Dragoner-Reg. Nr. 3. Die Truppen stellten sich auf dem großen Platze vor der Botivkirche gegenüber dem Haupteingange auf. Vor der Plattform der Kirche versammelten sich die dienstfreien Generale, die nicht mit der Truppe ausrückenden dienstfreien Stabs- und Oberoffiziere und die Militärbeamten. Offiziere und Militärbeamte waren in Marschadjustierung, die Mannschaft in Feldmontur mit dem Seitengewehr. Es hatten sich eingesunden: Kriegsminister FZM. Ritter v. Krobatin, Minister für Landesverteidigung G. d. J. Freiherr v. Georgi, FZM. Ritter v. Bodenheimer, der Kommandant des militär-geographischen Institutes FZM. Otto Frank, Militärkommandant FZM. Witullil, FML. v. Sachse, FML. Ritter Rohm v. Hermannstädten, FML. Fath, zahlreiche andere in Wien weilende Generale

aus Nummer 10 des Kurier.

des Aktiv- und des Ruhestandes, sowie viele Stabs- und Oberoffiziere; auch eine beträchtliche Anzahl von Offizieren, die auf den Kriegsschauplätzen verwundet worden waren, sich aber hier schon in Rekonvaleszenz befinden, wohnte dem Festgottesdienste bei. Die feierliche Messe zelebrierte der Feldvikar Bischof Emmerich Bielek mit großer militärgeistlicher Assistenz. Nach der Festmesse, der die Truppen mit tiefer Andacht gefolgt waren, verließen sie die Kirche und ralliierten sich in der Hörlgasse zur Defilierung. Vor der Kirche nahmen die Minister F. M. Ritter v. Probatin und G. d. F. Freiherr v. Georgi mit der Generalität und den Offizieren Aufstellung. Vor ihnen defilierten die Truppen mit der Musik des Ersatzbataillons des Infanterie-Regiments Nr. 4 und rückten in ihre Quartiere ab. Eine unüberschaubare Menschenmenge hatte den Platz eingesäumt.

In der Deutschordenskirche fand ein feierlicher Gottesdienst statt, welchem der Hoch- und Deutschmeister Se. k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog Eugen mit den in Wien weilenden Ordenskomturen, ferner die Ordensbeamten beiwohnten.

Hochamt in der Stephanskirche.

Um 11 Uhr vormittags fand in der Stephanskirche ein feierliches Hochamt mit Tebeum statt. In der Kirche hatte ein Spalier, bestehend aus achtzig Infanteristen mit vier Unteroffizieren, kommandiert von einem Subalternoffizier des Infanterie-Regiments Nr. 84, in Marschabjustierung ohne Tornister vom Riesentore bis zum Presbyterium Aufstellung genommen. Die Kirche war festlich geschmückt und hell erleuchtet. Es hatten sich eingefunden:

Der deutsche Botschafter von Tschirsky und Bögendorff mit dem Botschaftsrat Prinzen zu Stolberg-Wernigerode, dem Legationsrat Grafen Bray-Steinburg und dem Prinzen Erbach-Schönberg, Minister des Äußern Graf Berchtold, Oberstkämmerer Graf Lanckoronski, Oberstallmeister Graf Ferdinand Kinsky; dann der Gemeinsame Finanzminister Dr. Ritter v. Bilinski, Ministerpräsidenten Graf Stürgkh, die Minister Dr. Ritter v. Hohenburger, Dr. Freiherr v. Heinold, Dr. Freiherr v. Forster und Gemahlin, Dr. Ritter v. Hussarek, Dr. Arnka, Dr. Schuster, Edler v. Bonnot und Gemahlin, Zentner, der Leiter des Finanzministeriums Dr. Freiherr v. Engel, der Leiter des galizischen Ministeriums Dr. Ritter v. Morawski, Statthalter Doktor Freiherr v. Bienerth mit den Statthaltereivizepräsidenten Tils und Wagner v. Kremsthal und den Hof- und Statthaltereiräten, dann Oberstküchenmeister Graf August Bellegarde, Oberstjägermeister Max Graf Thun, Oberzeremonienmeister Graf Choloniowski, Oberststabelmeister Freiherr v. Rumerskirch, Kabinettsdirektor Dr. Freiherr v. Schiefl, Minister a. D. Freiherr v. Beck, vom Auswärtigen Amt Botschafter Graf Johann Jorgach, die Gesandten Freiherr v. Rhemen, v. Agron, Graf Nemes und Freiherr v. Flotow, die Hof- und Ministerialräte Dr. Freiherr v. Schlehta, Graf Tibor Szapary, Dr. Ritter v. Montlong und Dr. Stumpfl, Konsularinspektor Generalkonsul Ritter v. Günther, Generalkonsul Wippen, Hofrat Pefler und Hof- und Ministerialsekretär v. Praznowsky, weiters Sektionschef Freiherr v. Wetschl, die Hofräte Edler v. Horsekly, Freiherr von Pallmann, Hofzeremoniendirektor Hofrat Repallek, Hofrat Doktor Querner, Regierungsrat Petrowsky, Sektionsrat Dr. Edler v. Kromar, außerdem die Sektionschefs Dr. Cwiklinski, Milosch v. Fesch, Doktor Kelle, Dr. Ritter v. Madewski, Dr. v. Hampe, Dr. Ritter v. Homma, Dr. Schauer, Dr. Schöber, Dr. Wagner Ritter v. Jauregg, Doktor Pranter, Dr. Freiherr v. Thalloczy v. Kuh-Chrobat, Dr. Paul Freiherr Beck v. Mannagetta, Dr. Adolf Müller, Dr. Edler v. Träger, Ritter v. Homann, Ernst Lauda, Hugo Franz, Richard Siedek, Karl Graf Messen, Dr. Eugen Ritter Beck v. Mannagetta, Ritter v. Galecki, Ritter v. Bared-Marek, Dr. Mühlwenzl, Generaldirektor des Grundsteuerkatasters Dr. Edler v. Globocnik, Ritter v. Kosinski, Dr. Rudel, Ritter v. Sonnenschein Reffig, Orienberger, Burger, Dr. Ritter v. Ertl, Seidler, Lepar, Dr. Koeller, Zimmerauer, Klimscha, Pinschof, Dr. Zolger, Dr. Zavadil, v. Chrenoczy, der Präsident des Technischen Versuchsamtes Geheimer Rat Dr. Gyner, die Ministerialräte Dr. Wildens, v. Ehrhart, Greif, Breisky, Wilhelm Haas, Dr. Borkowski, Wilhelm Klein, Holobel, Edler v. Pösch, v. Berckhammer, Dr. Edler v. Meinzinger, Rudolf Freiherr v. Krauß, Micheluzzi, Dr. Sweceny, Doktor Hunka, Dr. Gaala, Dr. Luyardo, Dr. Grimm, Dr. Schaufal, Freiherr v. Klimburg, A. Orfalt, Pöhl, Dpolski, Bräuer, Leonhard, Zotter, Freiherr v. Egger, die Sektionsräte Ullmann v. Creny, Rudolf Graf Altens, Dr. Uebelhör, Cusic, Dr. Freiherr v. Dewez, Dr. Edler von Glavac, Regierungsrat Obogi; dann waren anwesend: der Präsident des Gemeinsamen Obersten Rechnungshofes Dr. Freiherr v. Plener, der Präsident des Verwaltungsgerichtshofes Marquis Vacquehem, der Zweite Präsident Freiherr v. Schwarzenau, der Präsident des k. k. Obersten Rechnungshofes Dr. Freiherr v. Hauenschild-Bauer, der Präsident des Obersten Gerichts- und Kassationshofes Dr. Freiherr v. Ruber, der Präsident des Reichsgerichtes

Das Nummernfest des Kaisers.

Dr. v. Grabmayr, der Präsident des Patentgerichtshofes Johar, die Sektionschefs Dr. Ritter v. Wolf, Dr. Ritter v. Kleeberg, Ritter v. Simonelli, Freiherr v. Kriegs-Mu, und Dr. Karl Schreyer, die Ministerialräte Pietrzikowski, Dr. v. Peyerer, Franz von Ragg, Freiherr v. Winkler, Duczkiewicz, Dr. v. Inkes, Freiherr von Wimmer, Dr. Podels, Johann Swoboda, Dr. Davy, Ritter v. Mündel, Millim, v. Hermann, Dr. Ritter v. Rohm, Ludwig v. Alexy, Doktor Schreuer, Freiherr v. Eichoff, Freiherr v. Wiedersperg, Freiherr von Baumgartner und Gemahlin und Pilat, J. M. v. Goumoens, J. M. von Raffay, Polizeipräsident Freiherr v. Gorup, Regierungsrat Polt, Präsident Ritter v. Wimmer; dann Kanzleidirektor Senatspräsident Seidl v. Zellbrugg, Kanzleidirektor Sektionschef Freiherr v. Slatin, Hofrat Ritter v. Koeßler, Regierungsrat Ziwja; dann die Sektionschefs Dr. Mikes und Ernst Freiherr v. Weber, der Vizegouverneur des Postsparkassenamtes Dr. v. Leth mit den Ministerialräten Bauer, Dr. Rager und Dr. Klimesch, der Präsident der Akademie für Musik und darstellende Kunst Dr. Ritter v. Wiener, der Chefredakteur der „Wiener Zeitung“ Hofrat Dr. Lößl mit seinem Stellvertreter Regierungsrat Sträßle, die Ministerialsekretäre Hugo Paul, Dr. Matt, Dr. Komorek, Dr. Ritschmann, Dr. Kaltenbrunner, Doktor Wladimir Kraus, Dr. Wyszatycki, Finanzrat Dr. Dabrowski, die Ministerialvizesekretäre Dr. Edler v. Kleß, Dr. Mikulecki und Georg Fröhlich, die Finanzsekretäre Dr. Birgfellner, Dr. Kleinwächter und Ritter v. Dzierzanowski, v. Grzymala. Dann waren noch zu sehen: Landmarschall Prinz Alois Liechtenstein, Minister a. D. Graf Golu-chowski, Ministerpräsident a. D. Freiherr v. Beck, die Minister a. D. Dr. Ritter v. Wittel und Graf Wickenburg, Bankgouverneur Popowics mit Vizegouverneur Dr. Ritter v. Gruber, Sektionschef Dr. Freiherr v. Winterstein, der Präsident des Oberlandesgerichtes Dr. v. Vittorelli mit allen Präsidenten und vielen Beamten der Wiener Gerichtshöfe, Bürgermeister Dr. Weiskirchner mit den Vizebürgermeistern Hierhammer, Hof und Rain, den Stadt- und Gemeinderäten, dem Magistratsdirektor Dr. Max Weiß und den Magistratsräten, der Präsident der Post- und Telegraphendirektion Hoheisel, Sektionschef v. Bauer-Bargehr, Ministerialrat Dr. v. Foerster-Streffleur, Sektionsrat Freiherr v. Glanz, Staatsbahndirektor Ministerialrat Dr. Kolisko, Nordwestbahndirektor Dr. Geutebrück, Hofrat Dr. Lux, Sektionsrat Dr. Freiherr v. Loebenstein, Schottenprälat Oppitz, die Rektoren der Wiener Hochschulen, außerdem: Senatspräsident Minister a. D. Doktor Freiherr v. Haerdel, die Sektionschefs Generaldirektor Dr. Edler v. Scheuchenstuel, Dr. Ferdinand Ritter v. Wimmer, Marek, Joas, der Vizepräsident des niederösterreich. Landes Schulrates Kholz v. Sternegg, Graf Julius Seilern, Ernst Gideon Freiherr v. Laudon, die Ministerialräte Freiherr v. Villani, Dr. Egon Zweig, Dr. Kratschmer, Generaldirektor Hofrat Ritter v. Neupauer, Sektionsrat Dr. Karminski, Regierungsrat Traunsteiner, der Direktor der Rektorskanzlei der Technischen Hochschule Regierungsrat Dr. Edmund Richter, Hofwirtschaftssekretär Manter, Professor Heinrich v. Angeli u. v. a.

In den Hofratorien wohnten Ihre k. u. k. Hoheiten Frau Erzherzogin Zita, die Frau Erzherzogin Marie Theresie, Herr Erzherzog Maximilian, Frau Erzherzogin Blanka mit ihren Töchtern, Frau Erzherzogin Marie Valerie mit ihren Kindern, Frau Erzherzogin Isabelle, die Frauen Erzherzoginnen Gabriele und Marie Alize und Herr Erzherzog Albrecht dem Hochamte bei.

Das Hochamt mit Tebeum hielt Kardinal Fürsterzbischof Dr. Piffel mit großer Assistenz ab. Am Schlusse, nach dem Tebeum, spielte die große Orgel die Volkshymne.

Im Dome war wie in allen Wiener Kirchen den ganzen Tag über das Allerheiligste ausgelegt und den Tag bis zum Abend beteten zahlreiche Andächtige für den Kaiser, das Vaterland und den Sieg unserer Waffen. Um 8 Uhr abends wurde im Stephansdom ein Kriegsgottesdienst abgehalten, bei dem Kardinal Fürsterzbischof Doktor Piffel die Predigt hielt.

10. / X. 1914.

Der Wiener Landsturm im Kampf.

Wir erhalten folgende Zuschrift: Vom 5. auf den 6. September erhielt unser Regiment die Feuertaufe. Am 7. September bekam das Landsturmregiment Nr. 1 vom Korpskommandanten eine sehr ehrende Belobung über das ausdauernde, tapfere Verhalten gegen den Feind.

Er äußerte sich: „Die Residenzstadt Wien kann stolz sein auf ihr Landsturmregiment Nr. 1, und wird seine Tapferkeit niemals vergessen.“

Im Gefecht zwischen Biskopas und Pavlov vom 8. auf den 9. September hat unser Regiment den Befehl bekommen, bei Pavlov links von Krasnik den Gegner, der in der Nacht durchgebrochen war, zurückzuwerfen. Trotz des fürchterlichen russischen Schrapnellfeuers ist es dem Landsturm bataillon Nr. 2 gelungen, den Gegner aus zwei Schützengräben zurückzuwerfen und im Orte Pavlov, wohin er sich zurückzog, 260 Gefangene zu machen. Im Sturme gegen Pavlov brach einer meiner Kameraden aus dem Honvedregiment Nr. 15, 2. Feldkompanie Nr. 5, durch die Brust geschossen, vor meinen Füßen zusammen. Trotz des fürchterlichen Geschützfeuers gelang es mir, meinem unglücklichen Kameraden die erste Hilfe zu leisten und auf den Verbandplatz bringen zu lassen. Ich selbst kämpfte weiter bis zum Abend.

Am nächsten Tag, den 10. September, mußte auch ich krankheits halber das Schlachtfeld verlassen. Bis Krasnik sind wir marschiert. Von dort wurden wir in Wagen drei Tage bis Nisko geführt und von dort in zwei Tagen mit der Bahn nach St. Pölten abgeschoben.

11./X. 1914.

„Was schreibt er denn?“

Man hört sie überall, diese Frage, sie klingt einem immer wieder ans Ohr.

Was schreibt er denn?

Man hört sie an allen Orten und Enden, diese Frage. Und so oft sie auch ertönt, ob dort oder da, immer erweckt sie das Interesse des Hörers, immer fühlt er sich gezwungen, nach der Antwort zu horchen. Nach der Antwort, die dort ein Mädel gibt, das den Geliebten im Felde hat, hier eine Frau, von deren Seite der Krieg den Mann gerissen hat, da eine Mutter, ein Vater, deren Bub das Gewehr trägt.

Was schreibt er denn?

Der Vater langt freudig nach der Feldpostkarte, die ihm der Briefträger durch die Türspalte reicht; da sind sie auch schon alle um ihn herum versammelt, alle die zur Familie gehören und die voll zitternder Sehnsucht einer Botschaft des „Franz“ harren, der oben in Galizien ist.

Was schreibt er denn?

Der Mutter, die vom Kochherd herbeigeilt kommt, bebt die Frage von den Lippen, aufgeregt ruft es die Schwester, die, mit dem Mehrbesen in der Hand, aus dem Zimmer stürzt, alle mit der Kraft seiner hellen Stimme übertönend kommt sie aus dem Munde des kleinen Pepi, der, als er den Briefträger zu der Wohnung der Eltern seine Schritte lenken sah, nur noch in der Geschwindigkeit dem „Russen“ Dolfi, dem „Engländer“ Rudi und dem „Franzosen“ Robert je eins mit dem Holzäbel über den Buckel wüchste, dann flugs das Kriegsspiel abbrach, um dem Boten nachzukürmen.

Was schreibt er denn?

Der Vater liest vor, dann wandert die Karte von Hand zu Hand, und zum Schluß wissen sie sicher auswendig, was der „Franz“ schreibt, Wort um Wort, und schauen sich, da es nichts Schlechtes ist, glücklich-bang in die Augen, und der Pepi ist schon wieder draußen im Hofe und erzählt von Schrapnell, Gefechten und Blut.

„Was schreibt er denn, Jhna Mann?“

„Was schreibt denn dei Bruader?“

„Was schreibt denn Ihr Sohn?“

Man hört sie überall, diese Fragen; die Luft ist förmlich von ihnen erfüllt. Was da die dünnen Blättchen an Worten der Beruhigung, von Kampf und Sturm, Gram und Not, Unheil und Sterben, Greuel und Blut bringen, es geht weiter von Mund zu Mund, es wird immer wieder berichtet, in den verschiedensten Tönen, lächelnd, freudig, zitternd, verzweifelnd, aufschluchzend.

Was schreibt er denn?

Diese Frage ist es, die all das in allen seinen Einzelheiten immer wieder lebendig macht.

Der kleine Karl geht in die Schule, da hat ihn schon jemand beim Zipsel:

„Was schreibt denn dein Vater?“

Der Pikkolo stellt dort einen „Schwarzen“ hin, hier eine „Theeschale mit Haut“, drüben eine „Schale braun“.

„Was schreibt denn d'r „Ober“?“

So fragen die Gäste und der Pikkolo wirft das Gangerl unter die Achsel, zieht eine Feldpostkarte hervor, reicht sie herum.

Auf der vollen Plattform einer Elektrischen. In der Ecke führen zwei ein Gespräch, niemand horcht hin. Bis plötzlich von den zweien im Winkel einer den anderen fragt:

„Was schreibt denn d'r Kolbinger?“

Da entgeht keinem, was der Kolbinger schreibt. Sie haben die Blicke zu den beiden gewendet, erhorchen genau, Sitbe um Sitbe. Und sie könnten es genau, Wort für Wort, weiter-erzählen, daß der Kolbinger einen Schuß in die Schulter bekommen hat, daß er in einem Lazarett in Galizien liegt, umgeben von Verwundeten gleich ihm, umgeben von Wimmernden, Stöhnenden, Sterbenden.

„Was schreib'n denn deine Buab'n?“

Mitten im Maschinengestampf der Fabrik hört der alte, gebückte Hilfsarbeiter immer wieder diese Frage an sein Ohr dringen. Und unermüdet, oft mit der Stimme stockend, erzählt er, was sie schreiben, seine zwei Buben: der Ledige, der Leopold, und der Verheiratete, der Ernst, der eine kranke Frau und vier Kinder hat.

Was schreibt er denn?

Die Wäscherin vom vierten Stock droben, die ihren Mann im Kriege hat, kann nicht über die Stiege gehn, ohne daß irgend wer diese Frage an sie richtet, sie hört sie beim Fleischerhauer, wo sie ihre „fufzehn Deka Pieferschwanzl“ holt, bei der Kräutlerin, wenn sie ihr Grünzeug auslucht, im Hausflur, wenn sie ins Waschen geht. Und im ganzen Hause weiß man, was ihr Mann schreibt, und natürlich auch, was die anderen acht Männer schreiben, die das Haus ins Feld gestellt hat.

Was schreibt er denn?

Man hört sie überall, diese Frage. Und oft wird ihr keine andere Antwort als ein bitterliches Aufschluchzen. Ein Aufschluchzen, das von einem erzählt, der irgendwo liegt, vom Kriege hingemäht. Von einem, der nie mehr schreiben wird.

H. P.

11./X. 1914.

W i e n, 11. Oktober.

* (Antwerpen und Przemyśl.) Eine herzliche Kundgebung hat der Fall Antwerpens auch in Wien veranlaßt. Gestern nachmittags um halb 2 Uhr haben sich auf der Ringstraße ungefähr zweitausend Personen, unter denen sich viele Zöglinge der Handelsakademie befanden, angesammelt und sind durch die Kärntnerstraße auf den Graben gezogen. Unterwegs schlossen sich ihnen noch viele Teilnehmer an, und bei allen Vorbeigehenden erweckte die Kundgebung der Freude über den Sieg unseres Bundesgenossen großen Enthusiasmus. Auf dem Graben nahmen die Manifestanten vor dem Gebäude des deutschen Konsulates Aufstellung und stimmten dann die Volkshymne, das „Heil dir im Siegerkranz“ und die „Wacht am Rhein“ an. Mit lebhaftesten Hochrufen zerstreuten sich dann die Leute. — Am Abend gefellte sich zur Freude über den glänzenden Erfolg unserer Waffenbrüder die allgemeine Genugtuung über die erfreulichen Nachrichten vom nördlichen Kriegsschauplatz. Trotz des kalten Abends sammelten sich auf den Straßen die Leute und besprachen die letzten Meldungen. In den Kaffeehäusern, in denen Musikkapellen spielten, wurden beim Eintreffen der guten Nachrichten patriotische Weisen angestimmt und lebhaft afflamiert. Auch in die Theater drangen die Nachrichten und erweckten dort nicht geringe Freude. In einzelnen Theatern wurden die Depeschen von der Bühne herab verlesen, was zu neuerlichen patriotischen Demonstrationen Anlaß gab.

Antwerpen und Przemyśl.**Jubel in den Straßen Wiens.**

Ein leuchtender, freudvoller Tag ist gestern am frühen Morgen in den Herzen der Wiener ausgegangen, als durch die Morgenblätter der neue große Erfolg unsrer Verbündeten bekannt wurde: Antwerpen gefallen! Das ersehnte Ereignis ist wichtige Wirksamkeit geworden, die unsre Herzen mit der Gewalt des Sieges zur Begeisterung emporreißt, das Vertrauen festigt und die Zuberflucht auf weitere Siegestaten hebt. Die freudige Stimmung der Bevölkerung fand in einer Kundgebung ihren besonderen Ausdruck, die gestern nachmittag eine tausendköpfige Menge veranstaltete. Auf der Ringstraße sammelten sich um 1/2 Uhr ungefähr zwieftausend Personen, unter denen sich viele Böglinge der Handelsakademie befanden, und zogen durch die Kärntnerstraße auf den Graben. Unterwegs schlossen sich ihnen noch viele Teilnehmer an, die dann alle auf den Graben zogen. Dort nahmen sie vor dem Gebäude des deutschen Konsulats Aufstellung und stimmten dann die Volkshymne, das „Heil dir im Siegerkranz“, die „Wacht am Rhein“ und das Prinz Eugen-Lied an. Mit lebhaften Hoch- und Heilrufen zerstreuten sich dann die Leute.

Abends gab es dann neuen Anlaß zu freudiger Genugtuung: die günstigen Nachrichten, die vom nördlichen Kriegsschauplatz gemeldet wurden. Mit Jubel wurden die Extraausgaben unsres Blattes, die um 8 Uhr abends erschienen, begrüßt und auf Straßen und Plätzen, wo sich Tausende versammelten und die Extraausgabe freudigen Auges lasen, in allen Lokalen und daheim in den Familien bildete das Ereignis das Gesprächsthema.

Zu interessanten und charakteristischen Szenen kam es gestern abends in den Theatern; die Vorstellungen mußten zum Teil unterbrochen werden, da das Publikum angesichts der neuen Nachrichten vom Kriegsschauplatz die Vorgänge auf der Bühne vergaß. Im Deutschen Volkstheater war eben ein Zwischenakt, als die ersten Exemplare unsrer Extraausgabe im Parlett auftauchten; alles stürzte aus den Sitzeihen, um zu hören, was gemeldet werde und um jeden Besitzer eines Blattes bildeten sich lebhaft, freudig bewegte Gruppen. Darauf ertönten von den Galerien lebhafteste Rufe: Vorlesen! Vorlesen!, die erst verstummten, als ein Herr mit lauter Stimme die Depesche über die Erfolge bei Przemyśl verlas. Seinen Worten folgte stürmischer Jubel.

11./X. 1914.

Siegestundgebungen in Wien.**Anläßlich der Eroberung Antwerpens.**

Eine große patriotische Kundgebung hat der Fall Antwerpens, der in Wien größte Begeisterung erweckte, veranlaßt. Heute nachmittags um 1/2 2 Uhr haben sich auf der Ringstraße ungefähr zweitausend Personen, unter denen sich viele Zöglinge der Handelsakademie befanden, angesammelt und sind durch die Kärntnerstraße auf den Graben gezogen. Unterwegs schlossen sich ihnen viele Teilnehmer an und bei allen Vorbeigehenden erweckte die Kundgebung der Freude über den Sieg unseres Bruderheeres großen Enthusiasmus. Auf dem Graben nahmen die Manifestanten vor dem Gebäude des deutschen Konsulates Aufstellung und stimmten dann die Volkshymne das „Heil dir im Siegeskranz“ und die „Wacht am Rhein“ an. Mit lebhaften Hochrufen zerstreuten sich dann die Leute.

Schattenbilder.

Entwurzelte. — Das ausgleichende Schicksal. — Eine neue Bevölkerung. — Die „Anstellung“ in der Sperlgasse. — Ein russisches Ehrenwort. — Der Sturm auf die Butterbrote. — Die unverwüßlichen Kaffeehausstrategen.

In einigen Stellen der inneren Stadt gewahrt man jetzt namentlich in den Vormittagsstunden ein eigenartiges Bild: Hunderte von Menschen beiderlei Geschlechtes stehen bei irgendeinem Hause dicht an die Mauer gelehnt, bleiche, abgehärmte Figuren in dichtem Gedränge in einem Hausen. Von der Ferne könnte man glauben, es sei ein Haufen welken Laubes, das vom rauhen Herbstwind an die Wand gepeitscht wurde. Aber es sind Menschen, die von einem starken Sturm hierher verschlagen wurden, zu den einzelnen Stellen der Fürsorge für die Flüchtlinge, wo für die Ausweisung und Bequartierung der vorübergehend obdachlos und mittellos Gewordenen die Listen aufstiegen; in der Kleinen Sperlgasse, am Schwarzenbergplatz, auf dem Rennweg, und in anderen Straßen noch.

Passanten, denen die sonderbaren Gruppen auffallen, halten inne und fragen so nebenbei, was das zu bedeuten habe. „Flüchtlinge!“ lautet die kurze Auskunft. Und sie ziehen weiter.

Flüchtlinge — das ist ein Sammelnamen für eine Vielheit Entwurzelter, die auf ihrem heimatlichen Boden Eigennamen hatten. Herr A. und Herr B. hießen sie früher, und man rief sie mit manchem Epitheton, das die Eigenart erklärte, mit genauer Angabe des gesellschaftlichen, sozialen und akademischen Grades. Vertikal und in ihren Beziehungen weit voneinander getrennt, bilden sie heute eine einheitliche Gemeinde Gleichartiger. Viele von ihnen repräsentierten in ihrer Heimat eine große Summe wirtschaftlicher und geistiger Potenzen, waren auf ihrer Scholle Schöpfer eigener Werte, richtunggebende Führer und Stützen, lebten in Behaglichkeit des Wohlstandes, der ihnen ermöglichte, die Not anderer zu lindern und die Wunden, die der Krieg geschlagen. Nun kam der Sturm und knickte auch sie und mückte Bettler und Reiche durcheinander. Das Schicksal legte den Hobel an und schuf ein gleichartiges Gebilde: Flüchtlinge...

Das ist eine neue Bevölkerung dieser Stadt und man begegnet ihr überall, auf allen Straßen und in öffentlichen Lokalen. Viele bekannte Gestalten tauchen unter ihnen auf: aus den Kreisen, welche auch in Friedenszeiten nach Wien gravitieren, die fashionablen Wiener Hotels bevölkern und von hier ihren geistigen und sonstigen Proviant beziehen. Nun beanspruchen sie in der Reichshauptstadt Gastrecht; nur vorübergehend freilich, denn unerschütterlich ist ihre Zuversicht, daß der Feind nach kurzer Weile aus den von der Invasion heimgesuchten Gebieten davongejagt werden wird. In dieser Zuversicht tragen sie die schweren Opfer des Krieges ohne Murren, und es wäre mehr als Harttherzigkeit, diese Unglücklichen hier mit scheelen Augen anzusehen oder teilnahmslos an ihnen vorbeizugehen.

In der Kleinen Sperlgasse 2 waltet die Fürsorgestelle für die Bequartierung der Flüchtlinge ihres Amtes. Hier erhalten sie Anweisungen auf je drei Kronen wöchentlich für eine Bettstelle per Kopf. In Reih und Glied harret die große Menge, Männer und Frauen mit Kindern auf den Armen. So „angestellt“ harren sie oft stundenlang auf den erblickenden Augenblick, wo sie Einlaß finden und die Anweisungen auf Obdach für eine Woche erhalten. Viele von ihnen mögen eine „Anstellung“ vor den Kassenschaltern der Hoftheater mitgemacht haben, deren beglückendes Ziel eine Entreekarte in den Kunstempel war. Heute

warten sie auf die kleinen Zettelchen, welche das Entree in eine enge Stube verheißen. Und sie kämpfen hier um den Vorrang mit allen Kräften, die der Selbsterhaltungstrieb auch diesen Erschöpften verleiht. Die Wache muß immer wieder eingreifen, um Uebergriffe hintanzuhalten. Jedesmal versucht einer aus den hinteren Reihen vorzudringen, um den Schwächeren herauszubugieren und seinen Platz einzunehmen. Der Einlaß in die Kasse kann natürlich nur in kleineren Trupps gewährt werden, und so kommt es, daß die Menge oft stundenlang im Gedränge ausharren muß. Manche stürzen vor Uebermüdung zusammen, müssen aus der Reihe treten, um Atem zu holen, und verlieren so ihre „Nummer“.

Gar manche erkenne ich in diesen Gruppen, die in ihrer Heimat in Wohlstand lebten. Ihr Anblick in dieser Lage mutet wie ein grimziger Scherz des Kriegsgottes an. Da ist ein Gutspächter, der oft größere Jagdgeheißschaften aus der Stadt so liebenswürdig zu bewirten pfliegte. Er erzählt: „Zuerst erich eine von einem Offizier geführte russische Patrouille in meinem Meierhof und verproviantierte sich. Der Offizier erklärte unter Ehrenwort, es werde mir kein Leid zugefügt werden — am Abend fingen sie zu plündern an und steckten den ganzen Meierhof in Brand. Ich entfloh, nur noch das nackte Leben rettend. Bin über Nacht ein Bettler geworden.“

An der Straßenecke kauert eine Frau und schluchzt. Ihr Gatte hatte im Gedränge einen Ohnmachtsanfall erlitten. Man trug ihn zum nächsten Arzt hinauf. Sie konnte nicht mitgehen, weil der Schreck wie lähmend auf ihre Glieder wirkte. Nach einer Weile erscheint der bleiche Mann, von einem zweiten gestützt.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte ich ihn.

„Nichts. Wir kommen eben an, nach fünftägiger Reise. Ich habe seit gestern nichts gegessen und wäre bald verhungert. Der Arzt gab mir Kognak und Semmel. Jetzt ist mir besser. Sprach's und reichte sich mit seiner Frau wieder den „Angestellten“ an...“

Blötzlich entleert eine Bewegung: eine Frau erscheint mit einem Handkorb, aus dem sie Butterbrote hervorholt. Zum Verteilen kam die Spenderin nicht mehr, in kümmerlichem Gedränge reißen die hungrigen Kinder die Brote aus dem Korbe. Die umzingelte Frau hatte Mühe, wieder ins Freie zu gelangen. Ähnlich erging es einem Herrn der mehrere Spielarten für eine Volksküche an die Ärmsten der Armen verteilte.

Die meisten bleiben auch bei dieser Szene auf ihren Plätzen, düster vor sich hinbrütend. Manche füllen die lange Zeit des Wartens mit Zeitungslektüre aus, wobei ihnen der Rücken des Vordermannes als Lesepult dient. Jene, die dahinter große Kaffeehausstrategen waren, lassen sich's auch heute nicht nehmen, der Dinge Zusammenhang zu erörtern. Aber das Auditorium von heute ist begreiflicherweise ungeduldiger und die langmüßigen Vorträge werden immer wieder durch die Frage unterbrochen: „Wann werden wir nach Hause zurückkehren?“ Die Strategen kommen nicht in Verlegenheit. Unverdroßen geben sie jedem, versteht sich „approximativ“, den Zeitpunkt an.

So wechseln die kleinen Bildchen an diesen Stellen ab, die in ihrer Gesamtheit auch hartbejauete Naturen ergreifen.

Karl Klüger.

13./X. 1914.

* (Das goldene Wienerherz.) Wir erhalten folgende Zuschrift: „Gehörter Herr Redakteur! In bezug auf den Artikel Ihres werten Blattes „Eine Szene auf dem Graben“ will ich Ihnen auch eine allerliebste Szene mitteilen, die ich beobachtet habe. Es war auf der Seilerstätte und wenig Passanten auf der Straße; da sah ich unweit von mir einen verwundeten Infanteristen, den Arm in der Schlinge, der sich abmühte, seine Wunde in Brand zu setzen. Knapp vor mir ging eine junge Dame, sehr hübsch und elegant, blond, der echte Wiener Aristokratentyp; plötzlich, als sie die Bemühung des Soldaten sieht, geht sie schnell auf ihn zu, nimmt ihm mit den Worten: „Bitt' schön, kann ich's Ihnen nicht anzünden“ die Zündhölzer aus der Hand und zündet dem Vaterlandsherteidiger kunstgerecht die Wunde an. Dann nickt sie ihm freundlich zu, und das sonnige Gesicht noch gerötet vor Eifer, eilt sie weiter. Ihren Namen und Stand kann ich natürlich nicht verraten, obwohl derselbe mir von einer Geschäftsfrau, bei der ich sie eintreten sah, genannt wurde. Hochachtend ein ungenannt sein wollender alter Pensionist.“

Gegen die Brunnenvergiftung.

Der katholische Männerverein Währing hielt am Sonntag im katholischen Lehrerseminar, Semperstraße Nr. 45, eine Vollversammlung ab. Der große Turnsaal konnte die Menge der herbeigeströmten Zuhörer gar nicht fassen. Die Versammlung verlief großartig.

Obmann f.-e. geistlicher Rat Pfarrer Tremel eröffnete die Versammlung mit einer herzlichen Begrüßungsansprache, in der er zunächst seiner Freude über den so zahlreichen Besuch der Versammlung Ausdruck gab. Es waren erschienen: P. Abel, der Subrektor des f.-e. Knabenseminars Ober-Hollabrunn Hw. Dr. Giese, Bürgerschulkatechet Sackl, Hochwürden Professor Kratochwil, Kooperator Meixner, Kooperator Teufelsbauer, MA. Kunjachl, GK. Solterer, DGBR. Doktor Kaiserer, Dr. Saß, der Obmann des politischen Männervereines Währing Emingner, Sekretär Meißl u. v. a. Der Obmann begrüßte auch die Sängerriege des katholischen Männervereines Währing, die unter großem Beifall mehrere Vorträge zu Gehör brachte. Dann brachte der Obmann ein sehr reichliche Anerkennung spendendes Schreiben des f.-e. Ordinariates an den Verein zur Kenntnis und teilte ferner mit, daß der Verein 100 Kronen dem „Roten Kreuz“ widmete und ihm als Mitglied beitrug. (Großer Beifall.)

P. Abel S. J., mit stürmischem Beifall begrüßt, sagte in seiner Rede: Wo keine Religion, dort ist der Krieg. Daß mich einer bestehlen und töten darf, das steht nicht im Katechismus. Zur Verteidigung und Abwehr darf und muß das Schwert gezogen werden! In England ist der jetzige Krieg nicht populär. Das ganze serbische Volk ist voll von der Glorie eines Mörders. Würde man auf den Katechismus sehen, wäre der Krieg nicht möglich. Oesterreich hat nie ungerechte Kriege geführt! (Demonstrativer, stürmischer Beifall.) Kein Volk hat so lange und furchtbare Kriege bis zum Ende ausgehalten. Es ist ein Ruhm des österreichischen Soldaten, daß er eine Uniform trägt, die nicht mit ungerechtem Blute beschmutzt ist! (Stürmischer Beifall.) Wo keine Religion, da ist auch keine Treue und Standhaftigkeit. Es ist eine religiöse Pflicht, für den Kaiser ins Feuer zu gehen. Und die Tapferkeitsmedaille harret deren im Jenseits, die etwa nicht genesen sollten. (Lebhafter Beifall.) Wie wichtig ist das Gebet im Kriege! Der vor einigen Tagen verstorbene Führer der Katholiken in Frankreich sagte vor seinem Tode: „Uns wird es schlecht gehen, denn in Oesterreich und Deutschland wird mehr gebetet!“ Unsere Aufgabe ist es, durch Gebet für unsere Armeen den Sieg von Gott zu erbitten. Gott lenkt nicht nur die Schlachten, sondern auch die Herzen der Männer. Pius X. sagte sterbend: „In diesem Krieg soll fleißig gebetet werden, denn dieser Krieg, den uns die Freimaurerei auf den Hals geheßt hat, ist heilig. Wenn wir Katholiken sind, schloß Redner unter jubelndem, langanhaltendem Beifall, müssen wir beten!

MA. Kunjachl, gleichfalls mit großem Beifall begrüßt, führte aus: Während unsere Soldaten auf den Schlachtfeldern Opfer bringen und mit ungeheuren mannigfaltigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, sind die Brunnenvergifter schon an der Arbeit. Die systematische Brunnenvergiftung in der öffentlichen Meinung wird jetzt geradezu unverschämte betrieben. Sie bezweckt nichts anderes als eine schwere Schädigung aller derer, die ihr ganzes Leben und Wirken auf den Grundsätzen aufgebaut haben, auf denen der katholische Männerverein ansbaut, eine systematische Schädigung des Ansehens der Kirche, der Priester und eine Zersplitterung und Zerstörung der Einigkeit unter den christlichen Völkern.

Ueber die ersten zwei Dinge hat unser Kardinal erst unlängst in der Stefanskirche gesprochen und wichtige Worte für die Verleumdung der Kirche gefunden. (Lebhafter Beifall.) Ueber die rehabilitierten Priester ist bekanntlich in den gewissen Blättern nichts zu lesen. Auch darüber wird systematisch „gesprochen“, daß der Klerus, die Stifte und Klöster keinen Patriotismus befunden und keine Opfer bringen!

Redner verwies auf die gegen das St. J. T. geplagten Angriffe und auf die durch das „Rote Kreuz“ selbst erfolgte Berichtigung. Im protestantischen Deutschland hat man dieser Methode der Verleumdung und Verhöhnung sofort ein Ende gemacht und allen Herausgebern von Zeitungen ohne Unterschied der Parteirichtungen bekanntgegeben, daß, wenn solche Verdächtigungen weiter erfolgen, das Erscheinen der betreffenden Zeitung einfach eingestellt wird. (Lebhafte Bravourufe.)

In Wien gibt es einen Jesuiten, der über 27 Millionen jährliches Einkommen einbekannt hat. (Ironische Rufe: Einbekannt! — Heiterkeit.) Er hat, u. zw. nach und nach im ganzen 500.000 Kr. für Kriegszwecke gespendet! Wir alle haben im Verhältnis zu unserem Einkommen weit mehr getan, als dieser Mann 500.000 Kronen von einem Jahreseinkommen von 27 Millionen bedeutet ein Bettelgeld! Ich bin überzeugt, wenn ein Regierungsvertreter hier wäre, würde er sagen: Das ist Aufreizung gegen die Besitzenden, das kann ich nicht zulassen! (Heiterkeit.) Dieser Mann gibt von seinen vielen vielen Schlößern kein einziges für Spitalszwecke her! Er bereichert sich durch diesen Krieg wieder um Millionen. (Stürmische Entrüstungsrufe.) Von diesem Rothschild spricht kein Mensch! Aber gegen unsere Kapläne und Stifte zieht man mit verlogenen Verdächtigungen ins Feld! Eine andere Art der politischen Brunnenvergiftung betrifft die Frage der Teuerung. Die Bauern und Städter sollen wieder durcheinander geheßt werden. Von der Regierung wurden die Einfuhrzölle auf Getreide aufgehoben. Die Börse hat prompt Antwort gegeben. Getreide sind bereits auf der Mehl- und Fruchtbörsen die Preise des Weizens um 40 bis 60 Kronen erhöht worden! Durch den Krieg sind die Produktionskosten des Getreides nicht teurer geworden. Hätte man vor 14 Tagen den Höchstpreis als Maximalpreis festgesetzt, wir hätten heute billigen Weizen. Das wäre das einzig wirksame Mittel gewesen. Das hat man aber nicht getan. Wir müssen rechtzeitig darauf aufmerksam machen, wenn nicht das schwerste Unglück nach dem Kriege über uns hereinbrechen soll. Wenn wir einen Erfolg unserer Bemühungen sehen, muß auch das entsprechende Gericht gehalten werden! (Großer Beifall.) Redner schloß: Unsere Truppen werden stark genug sein, den Ansturm der ganzen Welt abzuwehren. Wo solche Heerführer, solch leuchtendes Beispiel und Geist wirken und die Armee mit sich fortreißen, wie unser greise Kaiser Franz Josef und der starke Wilhelm von Deutschland, kann es am Sieg nicht fehlen! (Stürmischer, begeisterter Beifall und Händeklatschen.)

Obmann Pfarrer Tremel dankte dem Redner, der das erstemal in der Mitte des katholischen Männervereines Währing als Redner aufgetreten sei, für seine glänzenden Ausführungen und sprach die Hoffnung aus, daß er nicht zum letzten Male im Männerverein gesprochen habe. Mit einem begeisterten dreimaligen Hoch auf die beiden verbündeten Majestäten und auf die siegreichen verbündeten Armeen und Abfingung der deutschen und österreichischen Hymne fand die Versammlung ihr Ende.

Patriotische Kundgebung der galizischen Juden.

Gestern um 6 Uhr abends fand im Festsaal des Hotel Continental eine Versammlung der infolge der kriegerischen Ereignisse in Wien weilenden jüdischen Bürger aus Galizien statt. Der sehr geräumige Saal konnte die vieltausendköpfige Menge nicht fassen, und eine große Anzahl der Erschienenen versammelte sich vor dem Eingang und gab von dort aus durch laute Zurufe die Zustimmung zu den im Saale gefaßten Beschlüssen. Zweck der Versammlung war eine vom heißesten Patriotismus getragene Huldigung für den Monarchen. Ins Präsidium wurden die Herren Dr. Jakob Sorowitz, Advokat aus Lemberg, Dr. Mosler, Bürgermeister der Stadt Czortkow, Bankdirektor Orange aus Lemberg und Advokat Dr. Ripser berufen. Die Versammlung leitete Dr. Jakob Sorowitz mit einer polnischen Ansprache ein, in der er den Zweck der Versammlung darlegte. Hierauf ergriff das Wort, mit großem Beifall empfangen, der Referent Reichsratsabgeordneter Reizes. Redner führte aus, daß auch in den jetzigen furchtbar schweren Zeiten die galizischen Juden, fern von ihrer Heimat, ihren Häusern und Wohnstätten, ihr Schicksal mit Ernst und Ruhe ertragen, voller Hoffnung auf den Schutz des heißgeliebten Kaisers und die Kraft der glorreichen Armee. Redner führt weiter aus, daß die Juden aller Länder in unserem Kaiser den Hort der Freiheit und Gleichberechtigung erblicken und den Sieg für unsere Waffen erblicken. Die Berichte aus Ostpreußen lauten, daß russische Soldaten überall geplündert und geraubt haben, eine Ausnahme aber bildeten die jüdischen russischen Soldaten. Die heutige Versammlung wurde auf die Initiative zahlreicher galizischer Juden einberufen, denen es ein Herzensbedürfnis ist, ihrer grenzenlosen Liebe und Ergebenheit für Kaiser und Reich Ausdruck zu geben. Redner schließt mit einem von der Versammlung enthusiastisch aufgenommenen Hoch auf den Kaiser. Gleichzeitig wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, an die Kabinettskanzlei folgendes Huldigungstelegramm zu senden: „Die infolge der Kriegsergebnisse am 15. Oktober in Wien versammelten jüdischen Bürger aus Galizien bringen Eurer Majestät ihre untertänigsten Huldigungen dar, bitten den Ausdruck ihrer nie wankenden unerschütterlichen Treue untertänigst unterbreiten zu dürfen und rufen aus vollem Herzen: Sieg und Triumph der glorreichen Armee!“ — An das Oberkommando wurde folgendes Telegramm entsendet: „Die infolge der Kriegsergebnisse am 15. Oktober in Wien versammelten jüdischen Bürger aus Galizien begleiten die glorreiche Armee mit ihren heißesten Wünschen und erblicken für ihre Fahnen Sieg und Triumph.“

17. / X. 1914.

Die erbeuteten Geschütze.

Seit gestern abend ist auf dem Schwarzenbergplatz vor dem Schwarzenbergdenkmal ein erbeutetes montenegrinisches Belagerungsgeschütz aufgestellt. Die bisher vor dem Denkmal aufgestellt gewesenen russischen Geschütze wurden wieder ins Arsenal gebracht.

Das Geschütz ist älterer Konstruktion. Es ruht auf vier mächtigen Holzrädern, die einen Eisenreifen tragen. Der Durchmesser der Räder dürfte ungefähr anderthalb Meter betragen. Der Lafettenkasten ist zirka drei Meter lang und sitzt auf der Achse. Das Verschlussstück fehlt. Der Durchmesser des mehr als drei Meter langen Geschützrohres beträgt 17 Zentimeter. Die Deichsel ist ziemlich lang, aus Holz und mit Blech beschlagen. Das Geschütz wurde von acht Pferden gezogen.

17. / X. 1914.

Unsre Kriegsabende.

In Berlin ist die Anregung gegeben worden, Kriegsabende zu arrangieren, Abende, welche die Angehörigen der im Felde Stehenden zu ernster Geselligkeit vereinen sollen. Wohl ist das gleiche Interesse, das aller Herzen tief bewegt, ein fester Kitt, der Menschen rasch verbindet, die einander vor kurzem noch fremd und gleichgültig waren. Dennoch flieht gerade der, der Sorgen trägt, die Menschen, selbst die Gleichgesinnten. Denn das Leid ist eine Wunde, die blutet, selbst wenn eine mitleidsvolle Hand sie berührt.

Auch wir haben unsre Kriegsabende — aber wir halten sie im kleinen Kreise der Familie ab. Die Tage werden immer kürzer, das Wetter ist wenig einladend, den Abend im Freien zu verbringen. So sitzt denn die Familie im Wohnzimmer versammelt; die Mutter und die großen Mädels stricken — die Kleinen zupfen Charpie. Es ist wie in der Mütter-, in der Großmütter Zeiten. Und während die Hände eifrig tätig sind, schweifen die Gedanken. Ein Punkt ist's, um den sie sich drehen. Ein Thema, von dem alle sprechen: der Krieg. Der Vater hat die Zeitung mitgebracht — eine Extraausgabe vielleicht auch — und liest die Berichte des Generalstabes vor. Wie viel und wie Großes bei aller Wortkargheit sagen sie uns doch! Sie künden nackte Tatsachen, aber solche, die die Welt umgestalten und von denen die fernsten Zeiten noch reden werden, und unsre Lieben sind dabei, helfen mit ihrem opferbereiten Tun sie vorbereiten. Und uns, die wir das Ende dieses Krieges herbeisehnen und denen die Zeit trotz allem einen Schneckengang zu gehen scheint, wird das Warten doch leichter, wenn wir uns sagen: Mein Kind, mein Mann tut auch mit bei dem ernstesten, größten Werk! Und da ist uns jeder dieser Soldatenbriefe, die vom Schlachtfeld zu uns kommen, eine Labial, so kurz sie sind und so wenig sie für den ersten Blick auch unsrer hungrigen Phantasie zu geben scheinen. Aber was für Stimmen klingen aus ihnen — welche Maler malen mit solchem Pinsel:

„Im Schützengraben ... Tage und Wochen nicht aus den Kleidern ... Aber das Herz ist froh und der Mut aufrecht ... Sorge Dich nicht, liebe Mutter, und seid gewiß, der Sieg ist unser ...“ Das alles ist so rasch auf das Papier hingeworfen; aber welche einen Trost und welche Zuversicht bringt für jeden und für jede von uns solch ein ernster, tapferer Brief.

Da debattieren wir nun darüber herum und es wird uns leichter im Gemüte; dann lesen wir, was uns von den Kriegsberichterstatern mitgeteilt wird, und finden da die Maler des Krieges, die den Krieg vor unser Auge stellen, nicht bloß als Kampf und Schlacht, sondern als die ungeheure Macht, die das gesamte Menschenleben in ihren Bann zieht und allem ihr Siegel aufdrückt, alles mit ihren Farben übergießt. Da werden Meister lebendig, die wie ein Barzini mit dichterischer Kraft den Vorhang wegziehen, so daß man sozusagen hinter die Kulissen des Krieges blicken kann. Vorn ist der Raum der Westerbühne, wo das gewaltige Drama sich abspielt, Volk wider Volk steht, Heere gegen Heere, ein eisengepanzertes Massenaufgebot, in dem der einzelne, das Individuum zu verschwinden scheint. Das Ohr

des Dichters allein vernimmt die Stimmen, die einsam geworden. Er führt uns fort vom Kampfplatz, in die Lager, zu den Bivakfeuern, wo in der schweigenden Nacht die Gedanken zu Worte kommen, die Sehnsucht, alle Weichheit. Es währt nicht lange; die schlecht placierte Sentimentalität wird abgeschüttelt, wenn beim ersten Morgenschimmer die Trompete Reveille bläst. Freilich, in Augenblicken kommt sie wieder, streckt ihre Hände aus und greift nach dem Herzen, wenn die Feldpost Grüße aus der Heimat bringt. Die Glücklichen, die Karten und Briefe empfangen! Die Armen, deren die Post heute vergessen hat! Da ... zerreißt nicht ein Schuß die Stille? Ein Kommando tönt. Vorwärts — die Fahne zusammengebissen! Jetzt ist nicht Träumenszeit!

Aber der Berichterstatter führt uns ins Gefangenlager, führt uns ein anderes Mal auf ein verlassenes Schlachtfeld, das einem großen Friedhof gleicht mit seinen Schützengräben, in denen Tote liegen, und Grabhügel wölben sich unter schlichten, raschgezimmerten Kreuzen. ... Dann brennende Städte. Der Kirchturm ist zerfallen, die Glocke liegt zertrümmert am Boden. Durch die aufgeschlitzte Wand eines Hauses sieht man in ein Schulzimmer. Die große Tafel ist unverfehrt geblieben, mit Kreide steht darauf geschrieben: „Soyez bons avec les animaux.“ („Seid mitleidig gegenüber den Tieren.“) Hier wurde Menschlichkeit gelehrt. So ziehen die Bilder an uns vorüber, bis es spät wird und der Vater die Zeitung schließt. Der Kriegsabend ist zu Ende, aber bis in den Schlaf hinein verfolgen uns die Träume und die Gedanken an unsre Teuren, die da draußen stehen in der Schlacht.

17/X. 1914.

Eine Kundgebung der jüdischen Bürger aus Galizien in Wien.

Die seit einigen Wochen infolge der kriegerischen Ereignisse in Wien befindlichen jüdischen Bürger aus Galizien versammelten sich am 15. d., abends 6 Uhr im Festsaal des Hotels Continental zu einer Huldigung für den Kaiser. Mehrere tausend Personen waren der Einladung des Komitees gefolgt, eine große Zahl der Erschienenen konnte nicht in den Saal gelangen, stellte sich jedoch vor dem Eingange auf und gab von dort aus durch laute Zurufe die Zustimmung zu den im Saale gefassten Beschlüssen kund. In das Präsidium der Versammlung wurden berufen: Dr. Jakob Horowitz, Advokat aus Lemberg, Dr. Mosler, Bürgermeister der Stadt Czernow, Bankdirektor Drange aus Lemberg und Advokat Dr. Zipfer.

Dr. Horowitz leitete die Versammlung mit einer polnischen Ansprache ein, worauf als Referent Reichsratsabgeordneter Keizes, mit großem Beifalle empfangen, das Wort ergriff. Er führte aus, daß die galizischen Juden auch in den schweren Zeiten, welche sie ferne von ihrer Heimat verbringen, ihr Schicksal mit Ernst und Ruhe ertragen, voll Hoffnung auf den Schutz durch den Kaiser und auf die glorreiche Armee. Redner betonte, daß die Juden aller Länder der Monarchie in dem Monarchen den Hort der Freiheit und Gleichberechtigung erblicken und den Sieg für unsere Waffen ersehnen. Die Berichte aus Ostpreußen melden, daß russische Soldaten geplündert und geraubt haben, eine Ausnahme bildeten bloß die jüdischen Soldaten der russischen Armee. Die heutige Versammlung, welche auf Wunsch zahlreicher galizischer Juden einberufen worden sei, tue dar, daß es ihnen ein Herzensbedürfnis sei, ihrer grenzenlosen Liebe und Ergebenheit für Kaiser und Reich Ausdruck zu geben. Der Redner schloß mit einem von der Versammlung begeistert aufgenommenen Hoch auf den Kaiser.

Hierauf wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, an die Kabinettskanzlei folgendes Huldigungstelegramm zu senden:

„Die infolge der Kriegergebnisse am 15. Oktober in Wien versammelten jüdischen Bürger aus Galizien bringen Eurer Majestät ihre untätigsten Huldigungen dar, bitten, den Ausdruck ihrer nie wankenden unerschütterlichen Treue untätigst unterbreiten zu dürfen und rufen aus vollem Herzen: „Sieg und Triumph für die glorreiche Armee.“

An das Oberkommando wurde folgendes Telegramm entsendet:

„Die infolge der Kriegsergebnisse am 15. Oktober in Wien versammelten jüdischen Bürger aus Galizien begleiten die glorreiche Armee mit ihren heftigsten Wünschen und ersehnen für ihre Fahnen Sieg und Triumph.“

18. / X. 1914.

„Der lange Tom“ auf dem Schwarzenberg-
 plätze.) Vor dem Schwarzenberg-Denkmal waren bekanntlich
 zwei russische Kanonen aufgestellt, die bei der Vorrückung
 unserer Truppen im Norden erbeutet worden waren. An ihrer
 Stelle ist eine andere Kriegsbeute aufgestellt, ein in riesigen
 Dimensionen gehaltenes Belagerungs- und Positionsgeschütz,
 das bei dem Laien wohl beängstigende Vorstellungen über
 eine Geschößwirkung erwecken kann, dem Sachmann jedoch nur
 ein Lächeln abnötigen wird. Ein langes Kanonenrohr ruht auf
 vier mächtigen Rädern. Der Lauf zeigt Inschriften in cyrillischer
 oder russischer Schrift. Die Verschlussstücke fehlen, der Aufsatz
 ist entfernt und ein fester Holzblock schließt das Rohr ab. Auch
 an der Seitenwand des Rohres ist eine klaffende Bücke, die
 mit einem Holzstück verschlossen ist. Offenbar hat hier ein Ge-
 schöß den Rohrmantel schwer beschädigt. Das riesige Geschütz,
 dessen Konstruktion an eine von unserer Artilleriewissenschaft
 längst überwundene Zeit gemahnt, ist aus den Kämpfen auf
 dem südlichen Kriegsschauplatz nach Wien gebracht worden.
 Es führte die Bezeichnung „der lange Tom“ und soll ein Ge-
 schenk Rußlands an Montenegro sein, das bei den Kämpfen
 in dem Raume von Bilek von unseren Truppen erobert
 wurde. Viele hundert Personen umstanden im Laufe des
 heutigen Tages das große Geschütz und erörterten in lebhafter
 Weise dessen Brauchbarkeit und Gefährlichkeit. — Heute nach
 mittag um halb 3 Uhr sind auch die Geschütze, die vor dem
 Kriegsministerium standen, ausgewechselt worden. An die Stelle
 der bisher dort gestandenen russischen Geschütze kamen zwei
 erbeutete serbische Geschütze.

18.7.1914.

Serbische und montenegrinische Geschütze in Wien.

Einzichung der russischen Geschütze.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Gestern nachmittag wurden auf mehreren Wiener Denkmalplätzen die dort aufgestellt gewesenen russischen Geschütze wieder eingeholt und durch serbische und montenegrinische Gebirgsartillerie ersetzt. Da steht jetzt so ein Riesending auf dem Schwarzenbergplatz, auf vier m a n n s h o h e n hölzernen Rädern breitspurig aufgebaut und gähnt aus einem drei Meter langen, dreizehn Zentimeter weit aufgerissenen Schlund den Himmel an. Ein großer Holzblock steckt im Verschuß und über das Rohr hat sich ein dicker Mantel von rotem Koft gelegt. Ob das wohl der „lange Tom“ ist, der Stolz der Montenegriner, der, nachdem er von unseren Truppen abgefangen wurde, sich zunächst in Agram sehen lassen mußte und dann nach Wien ins Arsenal gebracht wurde? Ob er es wohl ist? Man möchte es so gerne wissen, so gerne seine Vorstellung, seine Einbildungskraft spielen lassen, und sich ausmalen, wie unsere Braven da unten im Süden unter dem Donner, den der „lange Tom“ verursachte, die Höhen erkletterten, auf denen er aufgestellt war, um sich ihn herunterzuholen. Aber man sagt es uns nicht, man sagt uns nichts, nicht das Wie, nicht das Wo und nicht das Wann dieses Geschehens.

Vor dem Kriegsministerium sind zwei serbische Geschütze aufgeföhren worden. Sie sind kaum halb so groß als ihr Kriegskamerad von der montenegrinischen Grenze und führen ihren Prozkasten mit. Hier findet man wenigstens einige Anhaltspunkte für die Geschichte ihrer Eroberung. Sie wurden in dem Gefecht bei S a s i n c i am 26. September der 29. serbischen Infanterietruppendivision abgenommen. Ihre Schutzwände haben manche Treffer der Unsrigen getragen müssen und dem einen von ihnen ist besonders arg mitgespielt worden. Eine Granate hat die vordere Bekleidung des Prozkastens zerrissen, ist mitten unter die serbischen Geschosse geraten und muß dort fürchterlich gewütet haben. Der vollständig zerstückte Behälter, die schwarzen Brandzeichen an

seinem Gerüst und an den Rädern lassen die fürchterliche Explosion erraten, die dem Eindringen unserer Granate gefolgt sein und unter der serbischen Bedienungsmannschaft verheerend gewütet haben muß.

18.7. 1914.

Ein Verzweifelter.

Ein Opfer der Fürsorgezersplitterung.

Wir gegenüber wohnt ein Herr, den ich als sehr sanften, ruhigen Menschen kenne. In der letzten Zeit hörte ich ihn zu meiner Verwunderung sehr oft wilde Flüche ausstoßen und ich machte auch die Wahrnehmung, daß er die Flüche mit Fausthieben auf Tisch, Klavier, Belt, Kredenz und Nachkastel bekräftigte. Da sich in all diese Geräusche hier und da eine weibliche Stimme mischte, dachte ich an eine eheliche Auseinandersetzung, fand die Sache deshalb wenig interessant und schenkte ihr nur ganz geringe Aufmerksamkeit.

Gestern jedoch, als ich wieder einen lauten Verzweiflungsschrei aus der Wohnung des Nachbarn von gegenüber hörte, konnte ich es mir nicht versagen, die Ohren zu spitzen und in seine Fenster zu gucken.

Er stand mit blutrotem Gesicht vor dem Spiegel und bestrampelte den Fußboden. Seine Frau rang hinter ihm die Hände.

„Mann, Mann, du wirfst meiner Seele noch krank wer'n, wannst du allerweil so ärgeren tuast!“

Der lehnte sich blitzschnell um, das Antlitz mit tiefen Kummerfalten bedeckt. Er stöhnte:

„Himmelkruzifix, besser war's eh, i müass'rt mit ins Bett leg'n!... Wann i nix anhab' wie a Nachthemad, brauch'rt i mir wenigst'n's net 'n Kopf drüber z' zerbrech'n, wo i mei Kriegsfürsorgewohltätigkeitsabzeichensammlung an mir unterbring'n soll!“

Er schlug sich mit Macht an den funkelnden Rock und jammerte:

„Schau mi an, Schau mi an! Kumm' i dir net vor, wie wann i alle Schlacht'n mitg'macht hätt', die's seit Adam und Eva geb'n hat, und als wann i für jede drei Medail'n ang'stedt kriagt hätt'! Vor lauter Kreuzeln, Rosett'ln, Biered'ln, Fünfsed'ln, Sechsed'ln, Ketterln und Fahnl'n siecht ma schon kan' Fad'n G'wand mehr an mir! Jessas Marandjosef, was i ansang, wann d'r Weltkrieg net bald aus is, was i net! Alle Tag' entsteht a Comitéterer, der a neuch's Kriegsfürsorgeband'l erfind't! I müass'rt m'r f' rein auf'n Bud'l anspend'ln, denn sunst hab' i nirgends mehr an' Platz!“

Er schlug mit geballter Faust auf die Stuhlkehle.

„Alles hab' i an mi auffig'hängt, was zum Anhäng'n erfund'n wur'n is! 's Schwara-Gelbe Kreuz-Anhöf'el. 's Rote

Kreuz-Band'l, 's Witwen- und Waisenfonds-Rosetterl, die Rettungsgesellschaft-Krawattennadel, 's Deutsch-Österreichisch-Ungarische Mascherl, 's Kriegsfürsorge-Allerheiligenbleemel, Fahln in alle patriotisch'n Farb'n — dann — dann — du lieber Himmel, die Lust geht m'r aus! I kann ja gar net aufzähl'n, was i alles auf'sted'n hab'! Kruzadagel, i wand'r' aus, wann nur no a anzig's neuch's Mascherl erfund'n wird!... Teuf'l eini, i gib ja gern her, was jeder hergeb'n muas, mei Geldtasch'l is net zuag'naht, aber nur ja kane frisch'n Band'ln, Rosett'ln und Stern'ln mehr!“

Er sank in einen Stuhl, die Gattin legte die Hand auf sein gebeugtes Haupt, sie fand keinen anderen Trost.

Nach einer kleinen Weile sprang er wieder auf, mit neu-erwachtem Zorne.

„Was hab' i davon, daß ich mir vom Schneider auf jed'm Rockum'schlag drei Knopflöcher hab' mach'n lass'n? 's san z' wenig, i kumm damit net aus, mei Kopf halt's net aus, das Nachden'n alle Tag', wie i meine Abzeich'n besser verteil'n könnt'! Und das Umsted'n allerweil, wann i an' andern Rock anziag'! Was nur das für a Heidenarbeit is! Und die Surg' Tag für Tag, daß 's eppa a Kreuzel, a Ketterl, a Mascherl oder a Banderl gibt, das was i m'r z' kauf'n v'rjamt hab'! Wie a Häftelmacher muas i jed'm auf die Knopflöcher schau'n, daß m'r nix auskummt!“

Er krampfte die Finger ineinander und schwieg. Die Gattin aber schlug sich an die Stirn:

„Du, was das Umsted'n anlangt, wannst du a anders G'wand anziagst... was war's denn, wannst du d'r no a zweite Garnitur Abzeich'n anschaff'rt?... Dadurch war' glei a Menge Arbeit d'rspart!“

„I guate Idee!“ jubelte der Mann. Gleich darauf stieß er, seine Finger befehend, einen Schreckensschrei aus.

„Um Gottes will'n, bald hätt' i vergeff'n, mein' eisernen Ring anz'sted'n!“

Die Frau reichte ihm den Schmutz, er schob ihn über den Fingerringel und schrie:

„An was m'r alles den'n muas! D'r Kopf wird a'm z' klan! Unlängst hab' i a Stund' weit wieder z' Haus fahr'n müass'n, weil i mein' Eizernen' vergeff'n hab' g'habt! Net zum Ausden'n, wann's a Bekannter g'leg'n hätt', daß i ohne Eizerringel war. Glei hätt's g'hab'n, i will mi davon bruck'n!... Ja, und was i dir sag'n will: daß d' m'r ja mei Fruahstucksgollasch nimmer wisawi host, sondern bei dem Wirt daneb'n, ums Eck, wo man vier Heller für 'n Kriegsfürsorgefonds drauzahlt!... Wo hab' i denn nur hingehn woll'n, warum hab' i mi denn eigentlich anzog'n?“

„Jessas, bist du verwirrt! An' Auspeijungsblock hast du kauf'n woll'n!“

Der Mann schlug die Häuse aneinander:

„Richtig, richtig, richtig!... Na Wunder, wann ma 'n Kopf verliert!... Vergih net und schau nach, ob i no Wisitkart'n hab, auf die d'r Kriegsfürsorgestemp'l drauf is!... Ja — und ob i no immer Kriegsfürsorgebriefmar'ln hab'!... I bit' di, vergih net, i kann sunst in die größte Verlegenheit kumma!... No was hab' i sag'n woll'n, no was!... Aber was denn nur, was denn?“

Er hielt sein Kinn gesenkt, dachte lange, aber vergeblich nach, dann schrie er:

„Mei armer Kopf!... So was von aner v'rwid'lt'n Wohltätigkeit wird do so bald net möglich sein!... Um wie viel besser war's, wann jeder, je nach sein' Verdienst, so und so viel Kran'ln hinleg'n müast! Um wie viel ansacher war das und es kumm'rt dabei aa viel mehr z'samm'!“

„Das war freilich vernünftiger!“ nickte die Frau. „Biel vernünftiger!... Aber was willst mach'n, wann's net so is!... Und da is m'r no was eing'fall'n: Du hast do a Steirerhüt'l! Warum trags't denn net? Auf dem Hüat'l war' ja Platz g'nua für Kreuz'ln, Band'ln und Mascherln!“

„Weiberl, wann i di net hätt'!“ schluchzte der Mann und drückte die kluge Frau an seine blinkende Brust... H. P.

1871 1914.

[A r m e K i n d e r.] Im Park des Restaurants „Sängerwarte“, hoch oben in Dornbach, spielen sich im raschenden Laub anmutende Szenen ab. Eine Schar von etwa hundertzwanzig Kindern, Knaben und Mädchen, tobt umher, spielt Fangen und Bändeluh, inszeniert unter Anführung eines Huben im regelrechten Indianerzug wilde Kriegsspiele. Die Kinder scheinen sich ganz selbst überlassen zu sein, einzelne Damen, die auf der Terrasse des Lokals stehen, werfen wohl prüfende Blicke auf die junge Gesellschaft, mischen sich aber sonst nicht in das Treiben. Jetzt bläst ein Junge Waldhorn und verrät durch die reine Melodie, die er dem Instrument entlockt, daß er ein gutes Gehör hat, andere Kinder, die sich müde gelauert, vereinigen sich bei einem Gesellschaftsspiel. Nach und nach kommt eine Art Unruhe unter die Kinder. Sie schauen in die Fenster des großen Restaurants, schnuppern umher, und dieser und jener meint, daß es heute sicher etwas besonders Gutes geben werde. Ein Klingelzeichen und sämtliche Spiele werden jäh unterbrochen. Jauchzend, aber doch in guter Ordnung stürmen die Kinder den großen Saal und eilen, an die ihnen angewiesenen Plätze zu kommen. Und schon schöpfen Damen aus einem riesigen Topf dampfende Kartoffelsuppe und bringen jedem Kind einen tiefen und großen Teller davon. Jetzt herrscht unter den hundertzwanzig Kindern tiefe Stille, die nur vom Klappern der Löffel unterbrochen wird. Im Nu sind die Teller in ihrem Innern wieder so weiß, wie sie es eine Viertelstunde vorher waren, und die Kinder marschieren nun artig in Reih und Glied zu den Damen hin, um den zweiten Gang, einen mächtigen Teller voll mit Gemüse, zu holen. Ist die Mahlzeit vorüber, so müssen sich die Kinder nicht durch artige Sprüche bedanken, sondern dürfen wieder in den Garten oder auf die Terrasse, um weiterzuspielen. Nur die ganz blassen, ganz mageren, ganz armselig anzusehenden von ihnen bleiben im Saal, wo Stühle zu Bänken zusammengedrückt werden, auf denen sie eine primitive, aber sehr erspriessliche Art Liegekur durchmachen. Lehrer und Lehrerinnen kommen dann, um Kindern, die sonst einen weiten Weg in die Schule machen müßten, Unterricht zu erteilen. Bald naht wieder eine kleine Mahlzeit, und abends erst,

um 6 Uhr, wenn jedes der Kinder ein tüchtiges Stück Schmalzbrot verzehrt hat, zieht die ganze Schar ab und der tiefe Frieden eines Spätherbstabends senkt sich über die „Sängerwarte“. Es ist der Verein „Die Bereitschaft“, der hier gemeinsam mit dem Verein „Waldschule“ sich tagtäglich seit vier Wochen einer stillen, rührenden Hilfsstätigkeit hingibt. Der Verein „Die Bereitschaft“ ist eine Vereinigung, die ursprünglich zur Verbreitung sozialer Kenntnisse gegründet wurde. Aber die große und harte Zeit, in der wir leben, hat sein Programm rasch verändert und erweitert, und heute betreibt der Verein in den verschiedenen Wiener Bezirken elf Kindergärten, in denen die armen Kinder arbeitslos gewordener Familien ausgespeist und gepflegt, im Notfall sogar bekleidet werden. In der „Sängerwarte“ in Dornbach befindet sich einer dieser Kindergärten, der dort gemeinsam mit dem Verein „Waldschule“ betrieben wird. Gegen 1400 Kinder werden auf diese Art in Wien beköstigt und gepflegt, und mehr als das: mit Liebe und Freundlichkeit wird alles Gute in diesen Kindern geweckt, wird das Edele weiter veredelt, das Rohe mit sanfter Hand ausgefäet. Eine Welt des Opfermutes tut sich vor dem auf, der in das Getriebe dieser Kindergärten blickt. Frauen aus den besten Wiener Kreisen opfern ihren ganzen Tag, fahren stundenlang in überfüllten Straßenbahnwagen, um zum Kindergarten zu kommen, und widmen sich mit unergleichlicher Liebe diesem stillen, wunderbaren Werk, das Segensreiches schafft und Kinderherzen rettet. Nicht einen Moment kommt den armen Kindern ihre Armut und Abhängigkeit zum Bewußtsein. Sie haben ihre eigenen Ordner, ihren eigenen Gerichtshof, in dem sie selbst über kleine Sünder zu Gericht sitzen; es geht ihnen von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends genau so gut oder vielleicht noch besser wie den Kindern der Reichen mit ihren Bonnen und schneeweißen Kinderzimmern. Der Verein „Die Bereitschaft“ hat für die ganze Kriegsdauer eine wunderbare Mission übernommen und verdient wahrhaftig, daß sich die große Deffentlichkeit für ihn interessiert und ihm die schwere Aufgabe erleichtert. Wer seinen Beitritt zu diesem Verein erklären will, der möge sich beim Obmann der „Bereitschaft“, 4. Bezirk, Kolschitzkygasse 24, anmelden, wer seiner Menschenpflicht durch einen Geldbeitrag genügen will, der sende ihn an den Kassabewalter Herrn Franz Fischer, 1. Bezirk, Fichtegasse 10.

20.7. 1914.

* Die Kundgebungen der Katholiken in Ottakring. Das Komitee der christlichen Vereine, das in den letzten Wochen die großartigen religiös-patriotischen Kundgebungen durchführte, hielt im Laufe der letzten Woche seine abschließende Besprechung ab, die insofern für die Allgemeinheit von Bedeutung war, als sie einen Gesamtüberblick über die Veranstaltungen bot. Von den Mandataren beteiligte sich an den Arbeiten insbesondere Bezirksrat und Wahlleiter Hanusch, der auch zum Obmann des Komitees gewählt wurde. Als mitwirkende Organisationen seien insbesondere erwähnt die drei Geschäftsstellen des Katholischen Volksbundes unter den rastlosen Leitern Herren Heingelmeyer, Mazakarini und Höppeler, die Herren- und Damen-Ortsgruppen des Katholischen Schulvereines mit den Vorständen Kooperator Dominik und Frau Höppeler, der Volkswahlverein „Dr. Karl Voegele“, die Jünglingsvereine und der Verband der Bürgersöhne. Die Kriegspredigten, vom Kanzelredner Pater Innerkofler, abwechselnd in jeder der vier Kirchen gehalten, waren so glänzend besucht, daß sich die Gotteshäuser als zu klein erwiesen. Sie gereichten wahrhaft in dieser sähreren Zeit jedem zum Trost und zur Erhebung. Ueber die große Festversammlung, ausgezeichnet durch den Besuch der Frau Erzherzogin Blanca und deren Kinder Erzherzoginnen Maria Dolores, Immaculata und Margareta und Erzherzog Rainer, und über die Prozession wurde bereits berichtet. Die Abschluß-Komiteesitzung konnte auch einen schönen materiellen Erfolg vermerken. Bei 1000 Kronen wurden für die durch den Krieg in Not und Armut Geratenen Ottakrings bei den Veranstaltungen gesammelt und werden demnächst zur Verteilung gebracht. Das Komitee konnte ferner feststellen, daß aus der Bevölkerung heraus in zahlreichen Dankeskundgebungen den unermüdblichen Organisatoren einer neuen christlichen Bewegung in Ottakring, den Herren Mazakarini, Höppeler und Heingelmeyer, das vollste Vertrauen ausgesprochen wurde. Besondere Verdienste bei den Unternehmungen erwarben sich auch die Herren Pfarrer Dechant Köfler, Rektor Götz und Kanonikus Par.

21./X. 1914.

* (Im Zeichen des Strickstrumpfs.) Es ist, als ob die alten Zeiten wieder auflebten. Das Strickzeug, das damals, als der Großvater die Großmutter nahm, ein unvermeidliches Zubehör jeder Frau war, dann aber im Lauf der Jahrzehnte als unzeitgemäß immer mehr aus den weiblichen Händen verschwand, feiert jetzt ein ruhmreiches Auferstehen. Seine alten Meisterinnen, die Großmütter, gewinnen mit ihm an Bedeutung; bei ihnen holt sich die Jugend, die noch nicht so recht damit umzugehen weiß, Belehrung, und mit von freudiger Güte strahlendem Antlitz beugt sich der weiße Scheitel über die graue Wolle, weiht die Enkelkinder in die Geheimnisse des „Aufschlagens“, des „Rechts-“ und „Links“-Strickens und all der andern Feinheiten der alten Kunst ein. Jetzt braucht die alte Frau nicht mehr ihren Strickstrumpf verstoßen wegzutun, um ihn vor den überlegen lächelnden Blicken der jüngeren Generation zu bewahren, die mit geringschätziger Sicherheit erklärt, daß man alles viel billiger und eben so gut fertig kaufen könne, daß eine solche Zeitverschwendung heutzutage durchaus unzulässig ist. Sie hatte immer geschwiegen. Und nun? Jetzt drängen die jungen Mädchen sich mit ernstern Mienen lernbegierig um den Lehnstuhl, tun es der Großmutter nach, und bald wachsen unter den geschäftigen Fingern die wärmerden Sachen hervor. Großmutter hatte meist Strümpfe oder Rädchen und Tücher für die armen Kinder gestrickt; aber jetzt sind andere Dinge auf der Nadel: alles für unsere Krieger im Feld: weiche Schals, Knie- und Pulswärmer, Kopfschützer und Leibbinden. Und jede freie Minute wird für die Sorge um unsere braven deutschen Jüngens im Felde benutzt; des Abends bei der Lampe, wenn der Vater aus der Zeitung von deutschen Er-

folgen, aber auch von der Kriegsnot vorliest, arbeiten die übrigen Familienmitglieder mit warmherzigem Eifer. In jedem lebt das brennende Verlangen, sein Eherslein beizusteuern. Durch das ganze Volk geht ein gewaltiger Wille zur Tat, zum Helfen; groß und klein überbietet sich an Opferwilligkeit. Keiner kann genug tun. Die Wollgeschäfte können nicht liefern, was an Material verlangt wird. Es wird eben überall gestrickt: nicht allein im Familienkreise und in den Schulen; auch in der elektrischen Bahn zieht die Arbeiterfrau ihren Strickstrumpf aus der Tasche, wenn sie des Abends aus der Fabrik nach Hause eilt. Dazu ist sie nach Feierabend nie zu müde; gilt es doch dem Mann in Feindesland etwas Warmes zu besorgen. Die Damen treffen sich in den Kaffeehäusern und während die Unterhaltung sich um die Lieben im Felde dreht und die Berichte der letzten Feldpost ausgetauscht werden, klappern die eifrigen Nadeln den Taft dazu. Die „Köln. Stg.“ erzählt, daß in Köln Strickfränzchen mit wöchentlich zweimaligen Zusammenkünften gegründet wurden; auf dem Tisch steht eine Büchse, in die für jedes gebrauchte Fremdwort fünf Pfennig bezahlt werden müssen, der Erlös wird dann wieder in Wollsachen umgesetzt. In einem Kaffeehause sah man drei Studentinnen sitzen, die mit demselben Interesse, aber auch mit derselben sachverständigen Gewandtheit, mit der sie sonst über die Sophismen der alten griechischen Philosophen zu diskutieren pflegten, sich über die Vor- und Nachteile der Rundnadeln für Leibbinden auseinandersetzen; und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit führte eine der Beweis, warum sie das Aufschlagen von 100 Maschen mit dickem Garn dem von 200 mit dünnen vorzöge . . . Und aus all den Augen, die sich für unsere Soldaten mühen, strahlt das glückliche Leuchten, das die Gebefreude entzündet.

21./X. 1914.

Wiener Brief.

Das „demolierte“ Kriegsministerium und andere Wiße.
— Der neue Geist und die Alten. — Des Bürgermeisters
Wochenbericht.

G Wien, im Oktober.

Unseren vorsorglichen Behörden einen gutgemeinten Vorschlag: zur Erweiterung und Beruhigung etwa noch vorhandener ängstlicher Gemüter mögen sie die Veröffentlichung der Lügenberichte unserer Gegner anordnen. Etwas Gefreieres ließe sich kaum ausdenken. Da lesen wir in einem englischen Blatte neben anderen Schauermeldungen aus der besagten wertigen Donaumetropole, daß die erbitterten Wiener auch das Gebäude ihres neuen Kriegsministeriums demoliert hätten. Unser Auge glänzte. Wirklich? Sollte es wahr sein? Es ist noch kein Jahr her, daß die vereinigten Künstlerförperschaften der Stadt in den Blättern einen Protest gegen diese monströse Veruntüchtung des Stadtbildes veröffentlicht haben. Bisher hat der Protest nichts genützt. Die Wiener gewöhnten sich sogar allmählich an diese Ausgeburt irgend einer ärarischen Phantasie und in den ersten Blütentagen des Kriegsabenteuers zogen alltäglich und allnächtlich Tausende begeisterter Patrioten demonstrierend und harrend an seiner langgestreckten Front vorüber. Mit dem ersten Rückschlag wurde es dort stiller, aber es blieb noch immer lebhaft genug, einen unbemerkten Ueberfall entrüsteter Kunstjünger als unmöglich erscheinen zu lassen. Und nun ist das Unmögliche doch möglich geworden? In finsterner Nacht müssen dann die Pioniere des guten Geschmacks sich durch den Stadtpark an die Westfront herangegeistert haben; nur eine Straßenbrücke war noch zu nehmen und dann konnten die Bomben und Granaten ihr Werk beginnen. Hoffentlich sind keine Verluste an Menschenleben zu beklagen. In dem gefühlvollen Bericht der Tripel-Entente sind darüber nähere Angaben nicht enthalten. Aber die Demolierung eines so ungeheuren Gebäudes in einer von Militär doch nicht ganz entblöhten Stadt braucht Zeit und stößt auf Gegenwehr. Mit einigermaßen gemischten Gefühlen begaben wir uns also auf den Weg, die Trümmerstätte zu besuchen; erfreut über die Beseitigung des Steins des Anstoßes und betrübt über die Opfer, die das Kulturwerk erfordert hat. Aber schon aus der Ferne nahmen wir wahr, daß der Bericht reichlich so übertrieben war wie der von der Kathedrale von Reims. Mindestens die schreckliche Fassade stand noch. Und je näher wir kamen, umso mehr schwand unsere Hoffnung. Nichts, nichts ist geschehen. Die Posten standen wie immer, die Neugierigen drängten sich zu den ausgehängten letzten Nachrichten; der alte Kadeßh schaut noch immer „abi“ von seinem Pferd und die Dampfbahn gleitet knirschend die Front entlang. Also infam belogen hat man uns! Da fahre ich gar nicht weiter in den Prater hinunter, der noch derselben Meinung in einen Gemüsegarten verandelt sein soll. Am Ende stehen doch noch die schönen Bäume in der Reitallee und im

Nobelprater, und auch die drei Kaffeehäuser und die Buden im Wurstprater sind nicht verschwunden. Die Idee an sich war gar nicht schlecht. Der Prater böte Raum genug, für die ganze Arme Gemüse zu ziehen, und wer weiß, ob sie in Rußland so gut versorgt sein wird.

Wirklich, die Wiener machen gar keine Miene, Trübsal zu blasen. Seitdem der erste Schreck über die Russen Invasion verfloßen ist, den die Scharen der galizischen Flüchtlinge verbreitet hatten, ist der gute Humor wiedergekehrt. Er beweiht, daß der unerbüßliche menschliche Organismus sich allem anpaßt, auch den Schrecken eines furchtbaren Krieges, der kein Haus unberührt läßt, und den Schwierigkeiten der Wirtschaft, die in solchen Zeiten nun einmal unvermeidlich sind. Gewiß, es gibt viel Not in Wien, nicht bloß bei den zahllosen Flüchtlingen, die zum Teil von allem entblöht hier angekommen sind; auch in den Familien der Einberufenen, und in den Geschäften, die allerorten stoden, ist die Sorge, wenn nicht der Mangel, eingeföhrt. Aber auch die Hilfsbereitschaft regt sich, die öffentliche wie die private, und das goldene Wiener Herz erweist sich diesmal wirklich als golden. Viele „kleinen Leute“ spenden meist weit über ihre Kräfte. Manche „Große“ halten allerdings zurück, wie sie sagen, in der Erwartung einer ohnehin unaussprechlichen Schröpfung von Staatswegen. Wer jetzt nicht aus freien Stücken mit vollen Händen gibt, der soll gut vorgemerkt werden.

Zum Erfreulichen dieser Tage gehört die Vortrefflichkeit des „Volkes“ ohne Unterschied der Sprache und des Bekenntnisses, nicht bloß im Felde, wo die Truppen an Tapferkeit miteinander wetteifern, sondern auch zuhause, wo alle Parteilungen vergessen und begraben worden sind und eine Groß- und Gutherzigkeit übertrifft, die in diesem Maße niemand erwartet hätte. Zum Unerfreulichen gehört außer der schon erwähnten Zurückhaltung Einzelner das Bestreben gewisser Gruppen, die Konjunktur auszunutzen. Die Begünstiger dieses Systems werden unterliegen gegen den neuen Geist, der von den Schlachtfeldern her weht, wo nur das Beste Bestand hat. In der Zukunft Oesterreich-Ungarns grade jetzt zu bezweifeln, wo es sich in ungeahnter Lebenskraft gegen eine gewaltige Uebermacht erhoben hat, wäre der reine Ueberwitz. Dies kerngesunde Reich darf nicht von Einzelnen vergiftet werden, und es tröht allen Stürmen der Zeit.

Wir haben von den Wienern gesprochen. Ihr Bürgermeister Dr. Weißkirchner hat sich entschlossen, zur Widerlegung der Lügen der Tripel-Entente allwöchentlich amtliche Berichte über alle Zweige der Volkswirtschaft in der Reichshauptstadt zu veröffentlichen, und der erste dieser Berichte liegt heute vor. Er ist auch für uns lehrreich. Darnach stehen 100 000 Männer von Wien im Felde, 80 000 Familien erhalten eine Unterstützung von 7 Millionen Kronen monatlich, die Lebensmittelversorgung ist vollkommen ausreichend, und die Preise im Kleinhandel sind nur mäßig gestiegen. Nur der Wehlpreis ist durch die Zurückhaltung der Ernte bei den Großgrundbesitzern hinaufgetrieben worden. Die Gesundheits-

verhältnisse sind günstiger als in der gleichen Periode des Vorjahres, der Schulunterricht ist in ungestörtem Gang, und alle Parteikämpfe schweigen. Wir können hinzutügen, alle Theater bis auf die des Hofes, die noch irgend ein Ereignis abwarten, spielen mit mehr oder minderem finanziellen und, was die Neuheiten anlangt, mit sehr mächtigem literarischem Glück.

22. / X. 1914.

Ein deutsches Kaffeehaus.**Im Zeichen Kaiser Wilhelms.**

Mit großer Genugtuung ist festzustellen, daß sich der kraftvolle kommerzielle Unternehmungsgeist unserer Stadt auch in schweren Zeiten siegreich behauptet. Für seinen gesunden starken Impuls spricht eine sehr bemerkenswerte Neugründung, die stolz den Namen unsres gewaltigen, deutschen Bundesfreundes führt — das Kaiser Wilhelm-Café in der Weihburggasse. Es ist der erste Betrieb, der den Namen des Monarchen führt; eine historische Zeit schreibt ihn über die Pforte. Auch geschäftliche Unternehmungen können Wahrzeichen werden. Mit deutscher Präzision geführt, in Berliner Dimensionen gehalten, modern, großzügig, und dabei doch von wienerischer Gemütlichkeit durchflutet, verspricht das Kaiser Wilhelm-Café ein Zentrum unsres gesellschaftlichen Lebens zu werden. Es liegt im Herzen der Stadt, im prächtigen Grögerhof, also ganz nahe zur Kärntnerstraße gerückt, und gibt schon jetzt in den Firmistagen ein imposantes Bild: dreißig Fenster Gassenfront, Erdgeschoß und Mezzanin, Bar, Konditorei, ein wunderhübsches Schreibzimmer, fünf Telephons, Fassungsraum für etwa 1400 Menschen, alles glänzend ventilert. Architekt Maurus Herrgeseil hat mit der festlichen und doch intimen Anlage dieser Räume, die er in vollendeter Raumausnutzung zu glänzender künstlerischer Wirkung zusammenschließt, wirklich eine Meisterleistung geschaffen. An der Hauptwand, wo die Stiege sich teilt, um ins Parterre hinunter zu führen, prangt über frischen, grünen Pflanzen das lebensgroße Bildnis Kaiser Wilhelms. Vom Maler Heinrich Wasmuth dekorativ und persönlich ungemein fein erfasst, steht der Herrscher in der Uniform seiner Gardebürassiere da und blickt unsern Monarchen an, dessen Porträt ihm genau gegenüber hängt. Es ist ebenfalls eine künstlerisch wertvolle Schöpfung Wasmuths. Kraftvolle patriotische Stimmung geht von diesen beiden Gemälden aus. Es wird ein bezwingendes Bild sein, wenn ringsum viel hundert Menschen über die Zeitungen gebeugt, sich der Siegesbotschaften freuen, während die Gespräche und vorzügliche Musik erkönen. Die brillante Front wird in dem weiß-grün-goldenen Rahmen ihrer Ausgestaltung, unter dem strahlenden Lichte der verschwenderisch angebrachten Deckenbeleuchtung erglänzen. Das Erdgeschoß ist mit afrikanischem Birnholz ausgestattet, mit ornamentalen Goldfüllungen und eingelassenen Spiegeln, zu denen der noble Gobelinton der Polstermöbel wunderschön stimmt. Im Mezzanin wurde durch Zitronenholz hellere Wirkung erzielt, die in das schimmernde Weiß-Gelb des kleinen Estradensalons übergeht, der den Damen vorbehalten ist. Am Büfett wird noch gearbeitet. Es ist ein Hamburger Büfett, in dem, umgeben von seinen vielerlei Delikatessen, seinen gustiösen kalten Braten, Pasteten und Mayonnaisen der Koch thronen wird. All die deliziösen Platten und kleinen Vikanterien werden sehr maßvoll im Preise sein, weil man im Kaiser Wilhelm-Café von der Ansicht ausgeht, daß wirklich vornehmeres Publikum niemals überhalten werden will, auch dann nicht, wenn sein Appetit über Schinkenbrote und die obligaten „Eier im Glas“ hinausgeht. Das Nachtmahlprogramm des Junggesellen und der Theaterbesucher wird auf diese Weise erweitert werden. Das Kaiser Wilhelm-Café verspricht dem Wiener Kaffeehausleben überhaupt viele neue Anregungen zu geben.

L. M.

23./X. 1914.

* (Eine Feier in der Deutschmeisterkaserne.) Gestern nachmittags fand in der Rennweger Kaserne eine erhebende militärische Feier statt. Der Reservefeldwebel der 4. Kompagnie des Infanterie-Regiments Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 Johann Frieß wurde mit der ihm verliehenen goldenen Tapferkeitsmedaille dekoriert. Er war, wie bereits berichtet wurde, in seinem bürgerlichen Berufe städtischer Arbeiter und als

einfacher Infanterist eingerückt. Im sogenannten „Artilleriehof“ war das in Parade ausgerückte Ersatzbataillon im Parree aufgestellt. Auf dem rechten Flügel war die Marschmusik postiert, auf dem linken standen die nicht eingeteilten Offiziere. Nachdem der Kommandant des Ersatzbataillons Oberstleutnant Bojnovits vor der Front der ausgerückten Truppe dem tapferen Feldwebel die ihm verliehene goldene Tapferkeitsmedaille an die Brust geheftet hatte, hielt er an das Bataillon eine zündende Ansprache, die er mit einem dreifachen Hoch auf Se. Majestät den Kaiser schloß. Hierauf defilierte das Bataillon unter den Klängen des Rabekymarsches vor dem ausgezeichneten Feldwebel.

23./X. 1914.

[Der lange Tom' auf dem Schwarzenberg-
 plaze.] Ein Mittämpfer schreibt uns: Entgegen der
 in Ihrem sehr geschätzten Blatte vom 18. d. unter derselben
 Aufschrift geäußerten Auffassung (nach welcher dieses Geschütz
 überhaupt keinen Schaden mehr machen könne) möge es mir
 vergönnt sein, einige Worte zur Vermeidung irriger Ansichten
 zu sagen. Die Brigade (General v. Pongráč) rückte zufolge
 der anerkannt ausgezeichneten Führung unseres Generalstabs-
 chefs in den ersten Septembertagen überraschend schnell
 an den Feind, der vom Barbar aus die Festung
 Bilek bedrohte und gerade mit diesem Geschütz
 sowohl das Lager als auch die Festungswerke mit
 abwechselndem Erfolge beschöß. Mitunter war die Wirkung des-
 selben sogar mehr als unangenehm. Es ist nicht anzunehmen,
 daß das auf dem Schwarzenbergplaze aufgestellte Besage-
 rungsgeschütz ein anderes sei, als dasjenige, welches bei
 Kamernica nach einem mehrtägigen scharfen Gefecht mit viel
 Artilleriewirkung gegen abends erbeutet wurde. Am Bratagos,
 der, obwohl hartnäckig verteidigt, trotz schwierigsten Kartes mit
 bewundernswertem Glanz von unseren Truppen gestürmt
 ward, wurde am gleichen Tage ein großes Lager mit
 Sanitäts- und Telephonmaterial gefunden. Ich wurde
 noch in der Nacht zur Konstatierung hinausgeschickt
 und gelangte nach mehrstündigem, beschwerlichstem Marsch,
 weg- und steglos, mit einem Zug Zweiundvierziger
 zur Stelle wo das Geschütz lag. Es war, obwohl
 vom Feinde über eine Höhe hinabgestürzt, trotzdem unbe-
 schädigt, nur der Verschuß fehlte. Unterhalb lagerten schon
 unsere Truppen. Die Beleuchtung gab das brennende monte-
 negrinische Dorf Kamernica. Als Artillerist bemerkte ich, daß
 das Geschütz durchaus gut brauchbar, russischer Provenienz,
 15-Zentimeter-Kaliber vom Jahre 1904 oder 1903 war. Dabei
 waren 2 fixe Geschützstände, zirka 40 Schuß Munition, die
 man kaum heben kann, Pulver und Ekrafit. Mit Hilfe von
 Mannschaft der Festung Bileca wurde das Geschütz teilweise
 demontiert und abtransportiert."

23./X. 1914.

* Einen heftigen Ausfall gegen das Christentum gestattet das „Neue Wiener Tagblatt“ heute im Feuilletonteile einem gewissen Adolf Koelch. Der Verfasser schildert den Charakter der Kriegsgefangenschaft in den verschiedenen Geschichtsepochen und fährt, nachdem er die Kriegsgefangenschaft in der vorchristlichen Zeit beleuchtet hat, fort:

Die Welt wurde christlich, sie war es neun, sie war es zehn und zwölf Jahrhunderte schon, und eine weiche und fromme, mystische Kunst erwuchs auf den weißgealkten leeren Flächen der Mlostertwände, aber o Wunder! ob sie auch tausend und predigend und, wenn es nottat, mit Feuer und Schwert das Evangelium der Liebe in die hintersten Wälder trugen — an der Lage der Kriegsgefangenen änderte sich während all der Zeit und bis tief ins allerchristlichste Mittelalter so gut wie gar nichts. Oder doch? Richtig: für das Wort Sklave trat das Wort „Höriger“ ein! Aber diese neue Etikette machte die Lage der Besiegten nicht besser. Sie waren nach wie vor mit ihrer Person und allem, was sie besaßen, der Besiegergreifung durch die Uebertvinder preisgegeben, ja der Begriff des Eigentums wurde fast noch strenger gefaßt als im Altertum. Denn während in den allerbesten Zeiten Griechenlands und Roms der Sklave nur durch gutwillige Schenkung seine persönliche Freiheit hatte wiedererlangen können und erst später die Freiheit erkaufbar wurde, beeilte sich das Mittelalter schon früh, genaue Tarife und Preislisten aufzustellen, in denen die Loskaufsumme je nach Rang und Stand des einzelnen in peinlicher Staffelung aufgelegt war. Dies verleitete zu immer größerer Roheit. Die Kriege arteten zu Raubzügen aus, in denen Gefangene nur gemacht wurden in der ausgesprochenen Absicht, große Lösegelder zu erpressen, und wer sich dazu nicht verstand, mochte in einen sumpfigen Kerker wandern mit Weib und Kind und darin ersticken. Wir atmen auf, daß unsere Zeit diese Greuel und Rechtserschütungen nicht mehr kennt.

Mit den Geschichtskennntnissen des Verfassers, der von dem unermüdblichen und schließlich erfolgreichen Kampfe der Kirche gegen Sklaverei und barbarische Grausamkeiten keine Ahnung zu haben scheint und die Hörigkeit für eine Erfindung des Christentums hält, zu rechten, wäre Zeitvergeudung. Uns ist es lediglich darum zu tun, an einem der vielen von uns für später aufgehobenen Beispiele zu zeigen, wie giftige Angriffe gegen das Christentum auch in diesen Tagen gerichtet werden dürfen, in welchen den Verteidigern des Christentums, seiner Interessen und seiner Vertreter eine sorgliche Zensur den Mund versperret.

Katholischer Schulverein für Oesterreich.

(Zentrale: Wien, I. Stefansplatz 6.)

Am 15., 16. und 17. d. veranstaltete die Männer- und Frauenpfarrgruppe St. Laurerz in Simmerina Volkspredigten, verbunden mit einer Kriegsandacht. Hatte schon die Ankündigung des Themas des ersten Vortrages „Wir Katholiken in der Kriegszeit“ viele Zuhörer versammelt, so mehrte sich deren Zahl in den folgenden Tagen noch bedeutend, angezogen durch den gewinnenden Ton des Predigers, Domherrn Wzgr. Dr. Krauß. Viele empfingen die Sakramente und opferten ein ansehnliches Scherlein zugunsten der Kriegsfürsorge. In der kürzlich stattgefundenen Vertrauensmännerversammlung gab der Vizepräsident des katholischen Schulvereines Kanonikus Dr. Krauß in einem sehr lehrreichen Bericht ein Bild der Vereinstätigkeit während der Kriegszeit und zeigte in zahlreichen Beispielen, wie jede Veranstaltung den patriotischen Gefühlen und Pflichten Rechnung tragen, die Liebeswerke der Kriegsfürsorge fördern und das Ansehen des katholischen Schulvereines festigen und heben könne, wenn die Redner und Vortragenden durch Aufklärung, Trost und Aufmunterung dem Bedürfnisse der Bevölkerung entgegenkommen. Eine andere Seite der Vereinstätigkeit nach der praktischen Richtung besprach Generalsekretär Dr. Sinner, indem er an Beispielen darlegte, wie Versammlungen zweckmäßig eingeleitet und erfolgreich durchgeführt werden sollen, um die Teilnehmer zu gewinnen und zur Mitarbeit anzuregen. Die sich hierauf entwickelnde lebhafteste Aussprache brachte mehrere willkommene Anträge der Anwesenden. — Die, wie alljährlich am Feste des heil. Leopold, 15. November, in der Volkshalle des Neuen Rathauses stattfindende Festversammlung ist als Trauerkundgebung für den verewigten Herrn Erzherzog-Protektorgeplant, in welcher P. Eduard Fischer, der langjährige Beichtvater desselben, die Gedächtnisrede halten wird.

Die vollständigen Vortragsabende im Alten Rathause, Wipflingerstraße 8, beginnen am Sonntag den 8. November. Vorträge Redner mit hochinteressanten Vorträgen haben bereits zugesagt. Demnächst finden folgende Versammlungen statt: Sonntag den 25. Oktober um 3 Uhr nachmittags in Leopold Glück Gasthaus in Klein-Böchlarn. Redner: Oberlehrer Alexander Freinreich. — Um 3 Uhr nachmittags in Franz Wagners Gasthaus in Schwanenstadt. Redner: Bürgerschuldirektor Anton Ziegler. — Um 1/2 3-Uhr nachmittags in Oranes Gasthaus in Pyrawarth. Redner: Jd. Tomitschek, k. l. Ministerialbeamter. — Um 3 Uhr nachmittags in Sommerein mit Lichtbildervortrag. Redner: Kanzleidirektor Zöhrer.

24. /X. 1914.

Kränze.**Allerseelezeit.**

Wie sonst liegt Tannengrün und rotes Buchenlaub, graues Moos und schwermütiger Efeu in den Gärtnereien bereit, wie sonst werden die farbenprächtigen krausen Köpfe der Chrysanthemem, werden Herbstastern, Rosen, Nelken und brennroter Alex zu Grabgewinden gefaßt — und wenn man spät abends durch die Straßen geht, dann sieht man die Kollbalken der Blumenhandlungen gleich halb geöffneten Lidern nur teilweise gesenkt und weiß, daß emsige Hände dort bis in die Nacht hinein den Schmuck der Totenstadt bereiten.

Und doch ist es anders: noch ernster, heiliger. Es sind so viel Allerseelelichterchen mehr geworden in diesem Jahre, die man dort draußen oder nur still in seinem Erinnern entzündet. . . . Aber der Tod hat etwas Verklärtes gewonnen, auch das spürt man. Nicht sich gestorben, sondern freudig gefallen. Alte, wundervolle Heldenweisen tönen mit hinein in die

Klagelieder: für Kaiser und Vaterland! . . . und in die Kränze, die geliebte Gewesene grüßen, schlingt man die schwarzgelbe Allerseeleblume der Kriegsfürsorge, die mit den Toten auch der Lebenden gedenken. Die Menschen sind besser geworden. Wir sehen hier die Rehrseite der entsefelten Leidenschaften: die Güte — es ist anders. . . .

Was man in den letzten Jahren schon feststellte, macht sich heuer besonders bemerkbar: die ruhige, stille Farbenharmonie der Blumengewinde. Sie wollen nicht mehr, wie es einstmal üblich war, sommerlichen Jubel vortauschen, sondern sind herbftlich gedämpft, in Tonharmonien, die unmittelbar der Natur abgelauscht sind. Da gibt es Zusammenstellungen von Waldlaub, dessen dumpfe Färbungen in roten und gelbbraunen Chrysanthemem oder buntem Kroton kräftiger erblühen, da ist das köstliche Heiderot der Erika mit ihren feinen Rippen, die nicht welkt, sondern nur trocknet. Wunderschöne Immortellen sieht man, „Strohblumen“, wie die Leute sagen, und präparierte Kränze, denen die Zauberkünste der Chemie durch allerlei Prozeduren mit Glycerin, Kupfervitriol oder Wachs Haltbarkeit verleihen. Die blaugrauen Beeren der Eukalyptus, die immer aus Njaccio, aus Korfala kamen, sind heuer natürlich ausgeblieben, aber das schöne isländische Moos ist noch gekommen, wenn auch verspätet, denn das muß schon Anfang Juli postbereit sein, damit es rechtzeitig bei uns einlangt. Unser grünes Waldmoos aber, das so kräftig frisch nach Erde riecht, ist nicht minder gut verwendbar. Arme Frauen sammeln es, gleich den Tannenzapfen, für die Koniferenkränze, an den ungarischen Grenzen, namentlich im Leithagebirge.

Die Blumen aus Italien kommen, begreiflicherweise auch mit einiger Verzögerung, worunter sie leiden, und wieder einmal denkt man an die sonnigen Gefilde Dalmatiens, an die Küsten unsrer blauen Adria, wo sich trotz der Latkraft Hofrats von Wettstein und dem eindringlichen Interesse, das er dem heimatischen Blumenbau entgegenbringt, noch immer nicht die richtige Züchterfreudigkeit wagen zu wollen scheint, obgleich darin größere Erwerbsmöglichkeiten schlummern, als man ahnen mag.

Holland, das sonst alljährlich Stechpalmen auf unsern Allerseelemarkt sendete, mußte ebenfalls ausbleiben. Die wirkungsvollen roten Beeren wurden diesmal aus Deutschland geliefert, das alle günstigen Konjunkturen so prächtig geschäftstüchtig auszunützen versteht. Allerdings, wir wissen, daß auch unsre Gärtner ungemein rührig geworden sind — die letzten Ausstellungen unsrer k. k. Gartenbau-gesellschaft haben es bewiesen. Auch die Bindekunst steht in Wien auf besonders hoher Stufe. Es ist als Zeichen erfreulicher Geschmackskultur anzusehen, daß man mit aller Entschiedenheit zum runden Blumenkranz zurückgekehrt ist. Selbst auf den Märkten sieht man schon runde Kranzerln aus Astern und Immergrün oder Efeukränze mit einem Beerenkrauß, Tannengewinde mit „Poderln“. Und das steigert sich bis zu dem pompösen Rosen-, Eriken- oder Orchideenkränzen mit einschattiertem Samtband. Es klingt beinahe frivol, wenn man auch hier von Modem spricht, aber man möchte immerhin feststellen, daß die Kränze jetzt in Rotlila, Gelbbraun und einheitlich Grün vorherrschen und daß man Immortellen vielfach — was aber sicherlich unbeabsichtigt ist — in — feldgrauer Tönung sieht.

Mit großer Vorliebe wird die Farbenzusammenstellung auch so gewählt, daß die Allerseeleblumen des Kriegsfürsorgevereines sich den frischen Blüten einschmiegen. „Viele Kunden verlangen sie im Grabshmuck“, sagt man in einem unsrer ersten Blumengeschäfte, und die Damen stecken sie gern an.“

Gleich den Kränzen ist diese Gedenkblume ein Memento, ein Symbol, das der Allerseelefeier 1914 über jedes persönliche Fühlen hinaus nationale Weihe verleiht. Oft wird man nachdenklich, wenn man erwägt, daß es gerade eine Zeit des allerhöchsten Individualitätskultus gewesen ist, die in diesem Rausch der Allgemeinheit aufgeht.

25. / X. 1914.

Wien im Kriege.

Der Krieg bedeutet die Anspannung aller physischen, moralischen und wirtschaftlichen Kräfte eines Staates. Dies kommt am stärksten im Mittelpunkte eines Reiches, in seiner Hauptstadt, zur Geltung. Das sehen und fühlen wir auch an unserem lieben Wien. Der erhöhte Pulsschlag des Lebens, der durch das ganze Reich geht, er wird hier so recht gefühlt, die lebhafteste, baseinsfreudige Stadt ist noch um eine Note lebhafter geworden, alles geht in rascherem Tempo. Die Autos rasen durch die Straßen, als ob es keine Vorschriften gäbe, und Wache und Publikum drücken ein Auge zu, da man immer glaubt, es sei ein Kriegswagen mit wichtigen Nachrichten, der da daherkommt, zumal auch die meisten Kraftwagenlenker in Uniform stecken und mit teuflischer Freude ihre militärische Sendung zur Ueber-schreitung der Fahrvorschriften benötigen. Auch sonst aber bietet die Stadt ein buntbewegtes Bild. Der Corso der Friedenszeit ist weit überboten. Durch die Hauptstraßen der Stadt und über den Ring stutet ein reiches Leben. Die Hotels sind von bester Gesellschaft überfüllt, die im Zentrum des Habsburgerreiches den Wellenschlag ferner historischer Ereignisse an den Grenzen des Reiches an sich vorüberbrausen läßt. Die ruhige, ja fröhliche Zuversicht, mit der Oesterreich-Ungarn in dem ihm aufgezwungenen Kampfe eingetreten ist, sie ist im Laufe der Ereignisse nicht gewichen, die tiefe Tragik des Weltgeschehens ist gemildert durch des Wiener goldenen Gemüts und so bietet die Stadt so recht einen Hort der Jagen und derer, die die rauhe Faust des Kriegsgottes zu spüren bekamen. Der große Zuzug der Fremden hat auch viele Vermögende mitgebracht in die Stadt und den Geschäftsverkehr belebt. Auch der Krieg mit seinen ungeheuren Erfordernissen, die direkt neue Industrien aus dem Boden stampfen, hat neben seinem Schrecken doch auch manchen Gruppen reichen Verdienst gebracht, der nun auch wieder in das große Aderes der Volkswirtschaft langsam zurückfließt, so daß der Verkehr sich schon wieder belebt. Sehr viel dazu trägt aber die Verwaltung der Gemeinde durch ihre Fürsorge und Umsicht bei, der großen Opfer gar nicht zu gedenken, die sie täglich für Tausende bringt, die die Not des Krieges hart getroffen hat. Das Vertrauen in die Armee und seine Führung lassen bei uns aber keine Ängsten aufkommen, wie man sie von Paris und London berichtet. Berlin und Wien, die beiden Hauptstädte der verbündeten Reiche, sie sind der Gradmesser der Stimmung der Völker beider Reiche. Wir können mit diesem Gradmesser zufrieden sein.

25. / X. 1914.

Allerhand Leut'!

Der alte Höfinger droben im vierten Stock ist wild, fuchsteufelswild. Er sagt es nicht glatt heraus, denn er ist ein zurückhaltender, geduldiger Mensch, er verarbeitet seinen Unmut einstricken nur innerlich. Aber die Geschichte wurmt ihn schon ganz verteuflert.

Na ja, weil's wahr ist! Das hat er sich nicht gedacht, daß in diesem Kriege auch sein Kopf wird herhalten müssen. Sein Kopf, seine Brust, ja auch seine Wadeln, die, ehrlich gesagt, schon ziemlich knickerig sind.

Freilich, es ist eine ganz besondere Form, in der er Kopf, Brust und Wadeln hinhält. Die Frauen im Hause haben ihn

nämlich zu einer Art Probiermamsell gemacht. Zu einer Probiermamsell für gehäkelte Schneehauben, Westen, Stutzen und Stückerln.

Wie's gekommen ist, daß just er diese Beschäftigung erhalten hat, er weiß es eigentlich nicht. Er weiß nur, daß die Häkelfrauen auf ihn rein veressen sind.

Angefangen hat es damit, daß die Hausmeister-Tini an die Kriegsfürsorge ein Westensleiberl abliefern wollte, das sie wegen hervorragender Engbrüstigkeit (des Leiberls nämlich) wieder mit nach Hause nehmen mußte und das jetzt ihrem Bruder, dem vierzehnjährigen Schanerl, wie angegossen sitzt. Vorsicht! sagten sich daraufhin die Häkelrinnen und sie häkeln seither nicht nur mit Eifer, sondern auch mit „Maß“.

Und kein Tag vergeht, ohne daß der zur Probiermamsell ernannte Höfinger mit den Anfängen einer Schneehaube, eines Westensleiberls oder eines Wadelsstuzens angefan wird, damit seine Körperlichkeit die richtige Maschenanzahl vorbereite.

„Himmellaudon!“ murrte der Höfinger. „Jetzt is m'r die G'schicht' schon z' dumm!“

Aber da klopf es schon wieder und in der Tür steht lächelnd die hübsche, junge Frau Lamperl:

„Leich'n S' m'r, san S' so guat, auf a Weil' Ihnan Kopf, Herr Höfinger! . . .“

Herr Würmlinger ist in den Ruf eines großen Strategen gekommen. Und das nur dadurch, weil er, mag auf den Kriegsschauplätzen gesehen sein was immer, hinterher den stolzen Ruf: „Hab' i's net g'sagt?“ ausstößt.

Er sitzt in seiner Stammtischede, lutscht sein Bier und schüttelt dazu die Kriegsprognosen für den nächsten Tag nur so aus dem Aermel.

„Alstern, paßt's auf! . . . Stellt's ent' vor, der Gollaschfled da is Paris . . . Und da, wo i mit 'm Zündhölz'l dem Strich mach', stengan die Deut'sch'n!“

Und nun schiebt er auf dem Tisch die Heere mit einer Leichtigkeit hin und her, daß man nur staunen kann. Er gräht Schanzen, umzingelt, stürmt, läßt die Kanonen donnern, macht im Handumdrehen Tausende von Gefangenen, reißt Armeen auf wie nichts: „Da gibt's lane Würschtel!“ Er weiß alles, was geschehen wird, im voraus. Er hat, was man zur Kriegführung braucht, im kleinen Finger. Er kennt sich in Frankreich, Galizien, Rußland, Belgien, auf dem Meere aus wie in seiner Posttasche. Wer seinen Arm über den Krügeln kreisen sieht, muß glauben, daß er eigentlich alles von der Stammtischede aus leitet.

„Werd't's schon muring seg'n, daß i recht g'habt hab'! Sagt's, i hab's g'sagt!“

Im Vertrauen: er hat noch nie recht gehabt. Seine Strategie ist Stumpfsinn. Das schadet ihm jedoch nicht im geringsten.

„Hab' i's net g'sagt?“

Er ruft es Abend um Abend. Er ruft es so laut, selbstbewußt und unaufhörlich, daß alle glauben müssen, er hätte so und nicht anders gesagt. Vielleicht glaubt er es auch selbst!

Und der Stammtisch ringsum horcht wieder gläubig, wenn der Strategie Würmlinger anhebt:

„Alstern, paßt's auf!“

Der alte, schon seit langem den Ruhestand genießende Herr Oberst geht die Straßen auf und ab, schaut mit scharfen Augen links und rechts, rünzelt die borstigen Brauen und fühlt seine Kriegsorgen wachsen.

„Himmeldonnerwetter!“

Da fiel sein gestrenger Blick schon wieder auf einen Soldaten, der unter dem Ueberschwung nicht die vorschriftsmäßigen Falten hat. Verdammter Kerl, das!

Der alte, ausgediente Herr Oberst hat seinen Grimm kaum überwunden, da kriegt er neuerdings Futter für ihn. Auf der anderen Seite der Straße geht ein Verwundeter. Langsam bewegt er sich weiter, mit Hilfe einer Krücke für das verletzte Bein. Die Blicke der Vorbeigehenden folgen ihm: Auch einer von unseren Helden! Einer, der mitten drinnen war im Kugelgefaße!

Der alte verstoffene Herr Oberst aber schnaubt in sich hinein:

„Teufel, mir hätt' einer mit solch ungeputzten Knöpfen unterkommen sollen! Schweinerei!“

Ein gezischtes „Herrgott!“ entschlüpft nach wenigen Minuten seinem Munde.

Wing da vorn nicht ein Einjähriger, der . . . der . . . wahrhaftig, der trug den Mantel nicht vollständig eingeknüpft! . . . Einfach unerhört, empörend, gräßlich! . . . Oben beim Halse waren zwei Knopflöcher leer . . . Kreuzsackament! . . . Und so was geht in den Krieg!

Des alten Herrn Kummer vertieft sich mit dem Weitergehen immer mehr. Nein, da kann einer nicht ruhig schlafen! Da muß einer die größten Besürchtungen kriegen! Schauderhafte Zustände, das!

Er geht und träumt von vorschriftsmäßigen Falten, herrlich gepuhten Knöpfen, augenbefeliegend geschlossenen Mänteln.

Mitten in diesen Träumen kommt ihm ein Landsturmmann in den Weg, der die Kappe schief, wirklich schief auf dem Kopfe trägt.

Den alten, strengen Herrn packt ein niederschlagender Pessimismus und unter dem gestäubten Schnurrbart schnauzt es hervor:

„Nein nein, das kann nicht gut ausgehn! . . .“

H. P.

Pflegertypen.

Bilder vom Tage.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Das ist für sie alle bezeichnend: das „Zimmer“ und die Verwundeten werden das Um und Auf ihrer Welt „Herr Doktor, Herr Doktor, mein Mann stirbt!“ Ichrie kürzlich eine Schwester und stürzte aufgeregt dem allezeit eifigen Chefarzt nach. „Wie hoch die Temperatur?“ „37.6.“ Diese und ähnliche Anreizungszustände, die noch vor einigen Wochen am Anfang des Plegedienstes fast alle Schwestern überwältigten, haben sich gelegt. Sogar merkwürdig rasch. Die Technik der richtigen Beobachtung und Diagnostik der verschiedenen Symptome ist jetzt jeder von ihnen ziemlich geläufig. Das aber haben sie alle beibehalten: von den 20 bis 40 Mann, die eine Schwester zu betreuen hat, ist jeder „ihr“ Mann und sein Befinden für sie momentan die wichtigste Angelegenheit.

Da ist die stille, feine Schwester Friederike. Wie eine Mutter sorgt sie für ihre Pfleglinge. Zuerst war sie ein wenig überängstlich, jetzt ist sie ruhig und sicher und wie ein guter Arzt hilft sie die Wunden reinigen und verbinden. Tagtäglich bringt sie ihren Patienten eine Kleinigkeit mit, Bäckerei, Bücher, Notizblöcke. Sie gehört zu denen, die ganz sachlich sind: man wird sie nie außerhalb des Krankenzimmers finden. Ihre Patienten vergöttern sie. Einer ihrer Leute, der kürzlich nach einer Operation aus der Narke aufwachte, hielt noch im Halbschlummer einen langen Monolog über die liebe, gute Schwester Friederike. Im nächsten Zimmer schaltet die schöne, elegante Schwester Emmy, die schlanke Gestalt im Rahmen des Krankenzimmers, wie ein Bild von künstlerischer Meisterhand komponiert. Schon ihr Anblick ist eine tröstliche und heilkräftige Arznei. Ihr unbeugbares Pflichtgefühl ist achtsamgehirnt. Präzise um 8 Uhr morgens ist alles für die Visite vorbereitet, Temperatur gemessen, Abtupfen registriert, tadellos sind die Krankengeschichten geschrieben, aufs genaueste die ärztlichen Vorschriften ausgeführt. Wenn sie mit ihrer weichen, liebenswürdigen Stimme eine Bitte, eine Beschwerde vorzubringen hat, ist selbst der ungeduldigste Geist zur Nachgiebigkeit bereit. Auch die fleißige Schwester Elly ist ein wahres Muster von Fleiß und Fürsorglichkeit. Sie hat das echt weibliche Talent, jeden Raum, in dem sie weilt, sofort wohnlich und traut zu machen. Keine Arbeit war ihr zu viel. Ihre treue Sorgfalt, ihre Geduld wurden ihr leider schlecht gelohnt. Die grobe Undankbarkeit eines Patienten — ein Einzelfall unter vielen Tausenden — vertrieb sie, und das Spital verlor mit ihr eine seiner besten Pflegerinnen. Der Durchbruch des sorgfältig gepflegten Infanteristen wird wahrscheinlich eher geheilt sein, als die seelische Depression, welche das gute Kind durch eine bittere Lebenserfahrung erlitten haben mag.

Ein besonderer Typus sind die beiden Schwestern Solo und Blanda. Das rassistige Temperament der österreichischen Aristokratie kommt bei ihnen prachtvoll zum Durchbruch. Besonders die eine, rasch, immer mit einem lecken Scherzwort auf den Lippen, fast wie ein Junge wild und übermütig. Aber wo es nottut, von einer eisernen Gewissenhaftigkeit, einem Fleiß, einer Ausdauer, die wahrhaft imponierend ist. Die beiden jungen Mädel und ihre Freundin Marya haben mehr als eine Nacht durchgewacht und durchgearbeitet, immer kreuzfidel, unermüdet zu neuer Arbeit aufgelegt. Eine Zeitlang waren sie auf den Kuffenzimmern, und wenn sie mitgeholfen hatten, sechzig Mann zu verbinden, treppauf, treppab gerannt. Instrumente und Medikamente holen, ließen sie es sich nicht verdiehen, den armen Teufeln unauhörlich auch noch den geliebten „Dach“ zu kochen. Ein paar russische Juden waren unter den schwer verwundeten Gefangenen. Von ihrer Dankbarkeit kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Sie konnten es nicht fassen, daß eine Dame, eine Baronin, so gütig zu ihnen sei. Zu den belustigendsten Aventuren des Spitallebens gehörte eine religionsphilosophische Unterhaltung, geführt von einem Kreis russischer Juden, den beiden Schwestern und einem Salzburger Tischler, der im selben Zimmer Wärdendienst zu verrichten hatte, eine Unterhaltung, welche trotz der verschiedenen Konfessionen und Nationalitäten zu einem allgemein befriedigenden Resultat vollster Uebereinstimmung führte.

Noch eine Menge eigenartiger Typen gibt es unter den Schwestern und es ist interessant zu beobachten, in welcher Form sich jede nützlich oder unnützlich macht. Da ist die schönegeistige Gemahlin eines bekannten Unversitätsprofessors, ein bißchen langwierig, aber korrekt bis zu den Fingerspitzen, die freundliche Frau Oberst, eine echte Soldatenmutter, da ist die eifrige, rundliche Schwester Steffi, die todunglücklich ist, weil bloß drei Patienten in ihrem Krankenzimmer liegen, sich aber ein ganzes Depot von

Thermophoren, Matratzen, Frigatoren, Spirituskochern aufgespeichert hat und tief entrüstet ist, wenn sie einen dieser Gegenstände wieder zurückgeben muß. Da ist die lebenslustige Schwester Justa, die einen in der ganzen Welt berühmten Namen trägt, hier die Schlüssel zum Wäschekranz und zur Vorratskammer in Verwahrung hat, im ganzen Hause beliebt und vielbegehrt ist, überall hilft, zugreift und aufpaßt, daß jeder zu seinem Recht kommt. Natürlich gibt es unter den Schwestern wie überall Menschen, die arbeiten, und Menichen, die sich unterhalten wollen. Der Typ der Flirtschwester ist nicht unbekannt.

Aber von der kleinen Schwester Traudl muß man sprechen. Sie ist kaum 17 Jahre alt, ein kleines, zierliches Geschöpf mit einem noch ganz unentwickelten Stumpfnäschen. Mehr durch

Zufall als in bestimmter Absicht kam sie in den Spitalsdienst und ist jetzt eine der Unentbehrlichen von allen. Instrumente reichen, Verbände machen, Medikamente holen: Traudl hin, Traudl her, heißt es den ganzen Tag in der Ambulanz. Alles macht sie, flink, geschäftlos unverdrossen. Ein ehies Wiener Kind auch die blonde schnippische Hermine, die als Instrumentationschwester bei großen Operationen eine ungewöhnliche Kaltblütigkeit und Heißesgegenwart besitzt. Den anderen Schwestern ist es streng verboten, bei den Operationen anwesend zu sein. Dieses Verbot war notwendig. Denn merkwürdig, aber wahr ist, daß selbst die sanftesten Schwestern von einem unglaublichen Blutdurst besetzt sind. Ich erinnere mich an einen Fall, bei welchem anlässlich einer Beinamputation — wohl der glücklichsten Operation, welche die Chirurgie kennt — atemlos sogar die Küchenchwester heraufgelaufen kam und mit dem innigsten Augenaufschlag um Eintritt in den Operationsaal bat. „Ich möchte so gern zuschauen,“ flehte sie.

Die Garnisons- und Reservepitäler unter militärischer Verwaltung stellen keine Berufspflegerinnen an wie dies in den Vereinspitälern vom roten Kreuz geschieht. Banditumleute — im bürgerlichen Leben Tischler, Kleidermacher, Schlosser u. — versehen den Zimmerdienst und haben die größten Arbeiten zu verrichten. Für alle verantwortlichen Beordnungen des Krankendienstes haben sich die freiwilligen Schwestern zur Verfügung gestellt. Sie sind intelligent, opferfreudig, gewissenhaft, den Ärzten eine große Hilfe, und mehr als einmal hat in unserem Spital ein Arzt eingestanden, daß er ohne seine braven Helferinnen nicht wüßte, wie er die Nierenarbeit sollte bewältigen können. Die jungen Damen sind der Militärbehörde unterstellt. Allerdings nur einseitig: sie erhalten weder Gehalt, Wohnung noch Verpflegung, haben aber dafür alle Vorschriften des Reglements bei Androhung sofortiger Entlassung zu befolgen. Mit militärischer Pünktlichkeit werden von den Schwestern die Arbeitsstunden eingehalten. Nie hat man noch eine Schwester über zuviel Arbeit klagen gehört, dagegen sie oft gekränkt gehen, wenn sie zu wenig zu tun hatte. Denn in der gegenwärtigen Zeit angepanntester Nervosität ist jede glücklich der es gestattet ist, mitzuarbeiten mitzuhelfen, alle Kräfte zu regen; und denkt nicht jede Frau, wenn sie für einen Verwundeten sich müht, bangen Herzens auch an ihre Lieben im Felde?

Wie in jedem großen öffentlichen Betrieb ist in den Militärpitälern ein umfangreicher Instanzenbetrieb notwendig. Dies bringt bei der Pünktlichkeit, die manche Beforgung erfordert, manche Beschwerden mit sich. Um beispielsweise einen Thermophor für einen Patienten zu erhalten muß die Schwester in der Abteilungskanzlei den gerücherten sogenannten „Erfordernischein“ schreiben lassen, hierauf die Unterschrift des Chezarztes erobern, dann in der Spitalkassenzelle den Kommandanten dafür interessieren, endlich in der Regimentkassenzelle mit dem Dekonomiehauptmann in Unterhandlungen treten. Ist es ihr gelungen, sämtliche Instanzen, von denen jede in einem anderen Trakt residiert, anzutreffen und ihrer Bitte günstig zu stimmen, so darf sie mit der kostbaren Autographensammlung in die Materialienverwaltung eilen, wo ihr, wenn sie Pech hat, der Bescheid erteilt wird, daß ein Thermophor leider nicht mehr da sei.

Allen diesen Beschwernissen hat private Wohlthätigkeit ein wunderbares Ende bereitet. Angefangen von den Thermophoren ist von hochherzigen Spendern die Abteilung mit allem Erdentlichen, das nur irgendwie in den Operationssälen und Krankenzimmern notwendig war, bedacht worden. Wie mit einem Zauberstab berührt wurde das Spital, das vor wenigen Wochen noch eine alte Kaserne war, ein modernes, elegantes Sanatorium, mit dem Komfort, ja mit dem Luxus wohlhabender Einrichtungen ausgestattet. Teppiche sind über die Gänge gebreitet, grüne Blattpflanzen schmücken freundlich die weißen Krankenzimmer, mit echtem Sinn für Menschlichkeit ist alles erdacht und angeschafft, was nicht nur dem Kranken Heilung, sondern auch dem Genesenden Freude verschaffen konnte. Und eine Lust ist es auch für Schwestern und Ärzte, in solchen Räumen, mit solchen Hilfsmitteln verwundet Selden gesund zupflegen.

25./X. 1914.

Bei Baronin Bienerth.

Ein Tag bei der Statthalterin.

(Die Arbeitszeit. — Die Statthalterin in ihrem Bureau. — Ihr Stab. — Einzelne Typen. — Das Resultat der Freitisch-Ablösung.)
Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

„Die Statthalterin“ — der Ausdruck spricht schon allein für die Popularität der ausgezeichneten Frau. Es ist zum Ressort der Statthalterin geworden, sich um die Wiener Wohltätigkeit zu kümmern. Und wie dankbar die Wiener für ein bißchen Liebe und Interesse sind, das wissen alle Damen, die Gelegenheit haben, an der Spitze großer Unternehmungen zu stehen, die dem allgemeinen Wohl dienen. Als Baronin Anka Bienerth, die allseits verehrte Gemahlin des Ministerpräsidenten, Statthalterin wurde, da war sie den Wienern bereits gut bekannt und hatte in dieser neuen Würde sehr viel Gelegenheit, in innigen Kontakt mit all den Menschen zu kommen, denen sie durch weitaußergreifende Fürsorge-Aktionen zu helfen in der Lage war. Wie ernst es dieser großzügigen

Frau mit ihren Ideen für öffentliche Wohltätigkeit ist, das zeigte sie gerade jetzt in jener unendlich schweren Zeit, wo es heißt, Verstand und Herz zu gleicher Zeit sprechen zu lassen.

Seit Beginn des Krieges hat Baronin Bienerth Tag für Tag, von 8 Uhr früh bis 7 Uhr abends, unermüdet für die Ablösung der Freitische gearbeitet. Erst ganz allein, dann aber, als die Arbeit ins Unendliche wuchs — denn das Wiener Publikum griff mit Enthusiasmus diesen Gedanken der jedem Menschen leicht zugänglichen Wohltätigkeit auf —, mit Hilfe ihrer braven Mitarbeiter schuf die Baronin Großes. Der kleine, eifrig arbeitende Kreis, der sich um die Statthalterin scharte, besteht aus ihrer Schwägerin Baronin Lemprich, der Präsidentin des Waisenrates Frau Berta Frankl-Scheiber, des Obersten v. Matuschka, des Bankiers Alfred Breisach und des Oberlandesgerichtsrates Drave. Die Genannten sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend eifrig tätig, denn man ahnt nicht, was es heißt, diese vielen Tausende Menschen, die sich verpflichtet haben, während der Kriegsdauer ihr Schärlein zu diesem edlen Zwecke beizutragen, mit Erlagscheinen zu versehen, die Adressen zu schreiben und die Eintragungen zu machen, und was der wichtigen Kleinarbeit mehr ist. Es werden regelrechte Buchführungsarbeiten da oben in den Privatsalons der Statthalterei gemacht, die zur Einsicht aufliegen. Die Verantwortung bei den immensen Beträgen ist keine kleine.

Zuerst war der große Empfangsalon ein Tabaklager, wo die junge Tochter des Hauses der Sache vorstand und die große Freude hatte, 4 $\frac{1}{2}$ Millionen Zigarren und Zigaretten den Spitalern zu überweisen; nun, da die Auspeisaktion so weite Kreise zog, ist alles zur Verfügung dieser Unternehmung, denn die Einnahmen eines Tages beliefen sich gewöhnlich auf 7000 Kronen, und was das an Besuchen zur Voraussetzung hat, kann man sich wohl denken, denn jeder kam gern selbst, um unsere Statthalterin bei der Arbeit zu sehen.

Ein solch heißer Tag, dort in der Statthalterei miterlebt, vermittelt die interessantesten Eindrücke.

Mechanisch wiederholt der Diener beim Stiegenaufgang die Worte: „Zweiten Stock, durch die Glastür.“ Dort herrscht schon zeitig am Morgen lebhafter Verkehr. Durch die großen weißen Türen tritt man in einen hellen, schönen Raum, den Salon der jugendlichen Tochter des Statthalterpaares, welcher zum Schreibzimmer umgewandelt wurde. Rechts in der Ecke der Schreibtisch der Statthalterin, sie selbst schon eifrig in die Arbeit vertieft; links amtiert Oberst v. Matuschka. Es ist oft ein derartiger Andrang in dem Raum, nicht selten dreißig Personen auf einmal, daß beide Schreibtische direkt umlagert sind. Die Gesellschaft ist eine bunte, die hier zusammenströmt. Elegante Damen, vornehme Herren, Handwerker, Dienstmädchen, Kinder, pensionierte kleine Beamte, viele Leute aus der Provinz, sehr oft Deutsche, die hier leben und das allergrößte Interesse für die wohltätige und notwendige Aktion haben.

Während ist z. B. der Erdarbeiter, der Ueberstunden macht und aus diesem Erlös sein Schärlein beisteuert, sich sogar verpflichtet, die 6 Kronen jeden Ersten des Monats zu erlegen. Oder das Dienstmädchen, welches sich die Zehnmarken abspart und sich von ihrer Frau Geld dafür geben läßt, nur um auch mitzuhelfen. Da tritt ein kleines blondes Mädel vor, macht ihren Knix vor der Dame, die da am Schreibtisch unermüdet schreibt und für all die bereitwilligen Spender ein paar liebe Worte findet, und sagt ganz ohne Verlegenheit: „Da ist meine Sparkasse“, während sie eine schwere HeimsparKasse hinreichet, die als einmalige Spende mit herzlichem Dank entgegengenommen wird. Und so geht das Stundenlang weiter, ein Besucher kommt, einer geht, und Baronin Bienerth empfängt die vielen Spenden mit soviel Liebeshuld und Güte, daß jeder, der ihrem Rufe Folge geleistet hat, wirklich erfrent ist, selbst in der Statthalterei gewesen zu sein. — Nun, da ganz Wien freiwillig und gern zur Sammelstelle eilte, kann Baronin Anka Bienerth mit Befriedigung feststellen, daß sie über die Kriegsdauer nicht weniger als 200.000 Kronen monatlich dem außerordentlich wohltätigen Zweck zuführen kann, ein Ergebnis, auf das man wohl stolz sein kann. Doch das ist unsere Statthalterin nicht, dazu ist sie viel zu bescheiden. Aber wir Wiener wissen es genau, was wir an dieser Frau haben. Den Beweis der vielen Sympathien haben ihre alle freudig ins Haus gebracht. Das schöne große Werk der Nächstenliebe hat sie wundervoll vollbracht — unsere Statthalterin . . .

Claire Patel.

26. / x. 1914.

Deutsche Soldaten in Wien.

Eine Abteilung deutscher Soldaten vom Ersatzbataillon des Landwehr-Regiments Nr. 38, siebenzig Mann stark, befand sich gestern auf der Durchreise durch Wien, wo ihnen ein eintägiger Aufenthalt bewilligt worden war. Die Soldaten, von österreichischen Kameraden und Mitgliedern der akademischen Hilfslegion begleitet, besichtigten die Stadt, wurden mittags im Restaurant Hopfner in der Kärntnerstraße bewirtet, machten dann einen Spaziergang in den Prater, wo sie im 3. Kaffeehaus zu einer Pause geladen wurden und fuhren danach mittels unentgeltlich beigelegter Sonderwagen der städtischen Straßenbahnen zum Rathaus. Ueber Verfügung des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner wurden die Soldaten in einem abgetheilten Räume des Volkstellers mit einem wienerischen Nachtmahl bewirtet. Daran nahmen teil Vizebürgermeister Hierhammer, als Vertreter des Militärkommandos Hauptmann Karl Winkelmann und Rittmeister Ferdinand Jäger, Bildhauer Schwathe von der akademischen Hilfslegion und Magistrats-Oberkommissär von Radler.

Während des Mahles begrüßte Vizebürgermeister Hierhammer namens der Stadt Wien die deutschen Soldaten in einer kernigen Ansprache, in welcher er insbesondere auf das unerschütterliche Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich hinwies und die er mit begeistert aufgenommenen Hochrufen auf die verbündeten Monarchen schloß. Der Kommandant der Mannschaft, Feldwebel Scheithauer, dankte namens seiner Kameraden für die herzliche Aufnahme und brachte ein dreifaches Hurra auf die Stadt Wien aus. Im Laufe des Abends, der ungemein stimmungsvoll verlief, sangen die Soldaten patriotische und Kriegslieder. Der Gesang lockte die Besucher der übrigen Räume des Rathausstellers herbei und diese gaben in stürmischer Weise ihrer Freude über die Anwesenheit deutscher Soldaten Ausdruck. Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, als eine Dame einen Sessel bestieg und in den Ruf ausbrach: „Die deutschen Soldaten leben hoch!“ Nicht endenwollender tosender Beifall folgte diesen Worten. Nach einer herzlichen Verabschiedung begaben sich die deutschen Soldaten auf den Ostbahnhof, um die Weiterreise nach Budapest und von dort auf den Kriegsschauplatz anzutreten.

27/X. 1914.

* (Die deutschen Soldaten in Wien.) Wie berichtet, weilte am Sonntag ein zweiter Trupp des Ersatzbataillons des preussischen Landwehr-Regiments Nr. 38, bestehend aus 70 Unteroffizieren und Soldaten auf der Durchreise nach Ungarn in Wien. Die Soldaten wurden um 8 Uhr früh am Bahnhofe vom Oberleutnant Matschek und Leutnant Frey mit einer Ansprache begrüßt und begaben sich sodann unter der Führung des Mitgliedes der akademischen Hilfslegion Sandor Friedrich in die Innere Stadt zur Besichtigung der wichtigsten Straßen und Gebäude. Ueber Verfügung des Bürgermeisters Dr. Weisskirchner wurden die Soldaten mittags im Rathauskeller bewirtet. Im Auftrage des Bürgermeisters begrüßte Magistratsoberkommissär Jireš die reichsdeutschen Krieger, wies auf die treue Waffenbrüderschaft und den innigen Bund der beiden Reiche hin, der nicht ein papierener Vertrag sei, sondern den Völkern in Fleisch und Blut übergegangen ist. Die Herzen der Wiener und Wienerinnen schlagen den deutschen Soldaten entgegen, davon werden sie sich auf ihrem Spaziergang durch die Straßen sicherlich schon überzeugt haben. Er schloß mit einem Trinkpruch auf die verbündeten Herrscher, worauf „Seil dir im Siegertranze“, die österreichische Volkshymne und „Die Wacht am Rhein“ gesungen wurden. Der das Kommando führende Unteroffizier erklärte, daß die deutschen Krieger entzückt seien von der lebenswürdigen Aufnahme in Wien, wo ihnen auf Schritt und Tritt herzliche Sympathien entgegengebracht werden. Sie haben wohl schon in Olok gehört, daß die Wiener so außerordentlich gastfreundlich wäken und haben daher mit großer Freude ihre Reise angetreten. Ihre Erwartungen seien aber weit übertroffen worden, durch die herzliche Aufnahme. Sie werden die schönsten Erinnerungen ihres Lebens mit sich nehmen. Er schloß mit dem wärmsten Dank an den Bürgermeister und die Gemeindevertretung. Nachmittags erhielten die Soldaten eine Gratisjause im Kurjalon. Von dort aus marschierten sie im geschlossenen Zuge in den Prater, wo sie durch den Besitzer der Restauration „zum Eisvogel“ reichlich bewirtet wurden. Hierbei kam es zu stürmischen Kundgebungen der Bevölkerung für die deutschen Krieger, die von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge sodann bis zu einem Sonderzug der städtischen Straßenbahnen begleitet wurden, der sie zum Ostbahnhof brachte. Um 11 Uhr 20 Minuten verließen sie Wien, nachdem sie sich mit sichtlicher Rührung für den unergötzlich schönen Empfang bedankt hatten.

(Der „unsichtbare Jemand“.) In der „Köln. Ztg.“ lesen wir die nachstehende treffende Charakteristik jenes „unsichtbaren Jemand“, der jetzt überall herumspukt: „Jemand, der Unsichtbare, ist gegenwärtig der vollstimmlichste Zeitgenosse. Alles spricht von ihm, und doch kennt ihn keiner. Fabelhaft ist, was er nicht alles weiß und unter die Leute kommen läßt. Seine Beziehungen kommen einem ungeheuer feinmaschigen Netz gleich; jeder Faden ist eine nachrichtengeschwellte Arterie, aus der sich sein neugierigkeitslüsternes Hirn vollsaugt. Darum weiß er mehr als alle andern, mehr als die Eingeweihten und die Vertauten. Jemand, der Unsichtbare, ist der Geheimsekretär der weitesten Öffentlichkeit. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit verbreitet er sein Wissen an alle seine Vertrauten. Diese geben es weiter an die ihren, und so schlägt jeder Neugierigkeitsstropfer immer weitere Kreise auf der Oberfläche des öffentlichen Lebens. Wer aber ist Jemand, der Unsichtbare, diese gewichtige Persönlichkeit, deren fast unterirdisches Wirken selbst minderbemittelte Gehirne zu ungewohnter Denktätigkeit mobilisiert? Ich habe bisher vergeblich nach ihm gefahndet, stets keine Spur gefunden, aber niemals auch nur die Hochschöbe seines Selbst von fern winkeln sehen. Er ist unheimlich in seiner Körperlosigkeit, wie eine E. Z. A. Hoffmannsche Kreatur. Eine Legion von Agenten besetzt er. In jeder Stadt wimmeln sie in der Mäse harmloser Bürger herum. Man begegnet ihnen an den Stammtischen der Bierhallen, auf den Ledersofas der Kaffeehäuser, auf dem Nachmittagsbummel, in den Warenhäusern, in der Straßenbahn, beim Zigarreneinkauf und überall. Sie blinzeln einen von der Seite an, räuspern sich und flüstern in einem gewissen Tonfall: „Wissen Sie . . .“ Und dann kommt's, die große Neugier, deren Kunde durch Herrn Jemand's Mund den offiziellen Telegrammen vorausgeeilt. Was ihm seine Beliebtheit bei den Leuten verschafft: er ist nicht so wortknapp wie unser Generalquartiermeister, er weiß alles mit hübschen Einzelheiten auszuschnüden. Da hat er gestern erzählt, daß die Deutschen Belfort auf unterirdischen Gängen erobern, er hat die Schwierigkeiten und ihre Ueberwindung geschildert; jüngst noch ließ er die ganze Festung mit Mann und Maus durch Wasserstauung ertränken. An einer andern Stelle hat er den Feldzugsplan gegen England entwickelt, und ich muß sagen, er ist ein Stratege, den sich unser Generalstab nicht entgehen lassen sollte. Ja, wenn er nur nicht unsichtbar wäre! Aber das ist es ja, was ihn allen Nachforschungen entzieht. Hier weiß ein Hausmeister zu erzählen, daß es mit den Franzosen bald aus sei, denn eine ganze deutsche Armee marschiere ihnen im Rücken und stehe bald bei Paris. Der Hausmeister hat es von seiner Frau, die es bei der Milchfrau erfahren, und „der hat es einer erzählt, der es ganz genau wußte. . .“ Dieser Jemand steckt also wie in einer Zwiebel hinter seinen Mittel Männern und Frauen; ihm ist nicht beizukommen. Nur an einer Stelle ist er meines Wissens, der Herr Jemand, noch nicht aufgetaucht, in den Zeitungsredaktionen. Vielleicht verträgt seine feine Spürnase den Geruch der Drucker-Schwärze nicht oder er fürchtet eine Indiskretion an

seiner Persönlichkeit oder er bangt für seine Unsichtbarkeit oder aber er kann den Skeptizismus der Zeitungsleute nicht ausstehen. Und das ist ein Glück, wirklich ein Glück.

28/X. 1914.

In großen ernstesten Tagen.

Von einer Wienerin.

Unsere Zeit ist eine ernste, eine schwere, eine große Zeit. Überall, wo die Spuren dieser Größe sich finden, fühlen wir uns getröstet und über unsere Sorgen emporgehoben; wo sie aber einhergehen mit liebenswürdiger Güte und jenem herzlichen echten Humor, der mit sittlicher Größe nicht selten Hand in Hand geht, ist dies ein besonderes Labfal in schwerer ernster Zeit.

Jüngst fuhr ich auf der Elektrischen von Wien nach Breßburg. Der Zug brauchte lange bis nach Breßburg; er war überfüllt, meist von Unteroffizieren und Mannschaft, die dorthin ins Militärkommando führen oder in ihre Heimstätten, am Ende ihres Urlaubs, vor dem zweiten Einrücken aufs Feld der Ehre! Manche kehrten mit ihren jungen Frauen von einem Ausflug nach Wien zurück; die meisten führten allein, einen sehr wohlhabenden gebildeten Eindruck machend: stramme Unteroffiziere, junge blühende Mannschäftsleute. Alle guten Mutes, meist fröhlichen Aussehens, einige von ihnen den glänzenden, breiten, frisch erhaltenen Goldreif am Finger, Menschen in der Vollkraft des Lebens, sich bewußt ihres Lebensglückes und der Weihe, es für Kaiser und Reich in die Schanzen schlagen zu dürfen. Ein einziger, schwächlich aussehender junger Mensch unter ihnen hatte zu tief ins Glas geguckt; es war schön zu sehen, wie kameradschaftlich die übrigen bemüht waren, diesen Mißton möglichst zu dämpfen und die Situation auszugleichen. Einer nahm ihn unter den Arm, ein anderer ließ ihn rasch auf einen freigewordenen Platz neben sich niedersehen, sie scherzten mit ihm, hielten ihn dabei immer in der gehörigen Norda und bildeten einen Damm zwischen ihm und den Frauen, namentlich einer jungen Person, die mitten unter ihnen saß. Keine Frau blieb im vollgebrängten Wagen stehen; sofort stand einer auf und machte ihr Platz, und ihr höfliches Wesen äußerte sich gegenüber den Alten wie den Jungen. Eine ältere Frau hatte viel Handgepäck und ließ ab und zu etwas fallen; einen großen Handkoffer schob sie unter den Sitz und zog ihn mühsam hervor beim Wechseln des Sitzes und des Zuges; sofort war einer der hilfsreichen Träger zur Hand, und der Angeheiterte selbst sagte, als sie ihr Handtäschchen zurückließ, ganz höflich: „Gnä' Frau ham das Tascherl vergessen!“

Ein älterer, schon etwas ergrauter Bandwehmann sprach recht ernst mit einem jungen Unteroffizier über die Marschbereitschaft; eine Dame mischte sich ins Gespräch, die zur Winterausrüstung gespendeten, freiwillig gearbeiteten warmen Bekleidungsgegenstände betreffend. Als die mutmaßliche Dauer des Krieges zur Sprache kam, meinte der Unteroffizier:

„Gnä' Frau, wenn die Akazien blüh'n, geh'n ma auf Urlaub, aber mir machen uns aus'n Winterfeldzug nig und wann ma alle erfrieren sollten und z'grundgeh'n, das Vaterland muß gerettet wer'n.“ So reden Männer aus dem Volke! „Es ist aber vorgesorgt“, schloß der Ergraute und meinte, die jetzt Abmarschierenden seien mit allem warm vorgesorgt. Und dabei herrschte die ungezwungenste honneste Geiterkeit unter ihnen. Das sind Brave, unsere Leute!

Da fragt man sich, ob es nicht jammerschade ist, in so „schwerer großer Zeit“, wo neben tiefem Ernst, Lebenslust und so viel natürliche Geiterkeit herrscht, eine Anzahl sehr zweifelhafter Unterhaltungslokale, wie die Pilze aus der Erde schießen zu lassen, in denen das Volk ein entwerdendes Kapua findet, eine raffinierte Gelegenheit zum Reichthum; und das zu einer Zeit, in welcher dieses Volk seine ganze Kraft braucht, zwischen zwei großen Momenten seines Lebens, zwischen zwei Kriegsabschnitten, gerettet vom Tode und bereit, dem Tod wieder ins Auge zu schauen; frisch, mutig, zuversichtlich! Dabei die große, sich steigende Geldnot! Sammlungen, Aufrufe auf allen Seiten, und noch immer sicher lange nicht genug! Die ungesunde, falsche Sozialität der oben genannten Lokale kostet Geld den erwerbenden und den spendenden Kreisen, sie kosten jedermann Geld, der sie besucht, Geld und noch Kostbareres, dort zum Beispiel, wo von „11 Uhr abends bis 5 Uhr früh“ getanzt, gesungen und getrunken wird. In unserem unverwüßlich heiteren Wien gibt es solche Lokale genug, wo des Frohsinns gepflogen werden kann, es gibt vielleicht auch Familien-Orpheums. Aber jene Orte, wo eine Schar in schlimmer Zeit aus ehrlichem Dienstverworbener entlassener Mädchen ihre natürliche Anmut und etwa ihre nette Stimme vielleicht um elenden Sündenlohn darbietet, sollten jetzt nicht bestehen, und die sogenannten „Animierkneipen“ in unserer großen schweren Zeit auch nur zu nennen, bedeutet Frevel! Berlin ist gewiß keine Metropole der Sitte, aber die Deutschen, die dort zu befehlen haben, wissen, daß das Volk in großer schwerer Zeit Geld und Ruhe, Gemüt und Gesundheit besser verwendet, als in leichtfertigen Lokalen. In den ersten Tagen des August wurden in Berlin 700 Lokale dieser Art geschlossen.

Die heute so enorm verminderte Zahl der in Wien zurückgebliebenen Männer, viele gereift und zur Lebensweisheit verpflichtet, mühten sich doch schämen, wenn sie es nicht lassen könnten, drauf los zu „drah'n“, sobald ihr Tagewerk vollendet, während Hunderttausende ihrer Brüder für die große geheiligte Sache ihres Vaterlands hungern, wachen, dursten und bluten.

Jeder, der ein Verständnis dafür hat, helfe mit, Stimmung zu machen für die Würde unseres geliebten Wien in großer schwerer Zeit:

Weiße Einschränkungen der Vergnügungslokale und entsprechendes Unterkommen der ganz unstatthaft sich mehrenden „Stars“ und „Clous“ der Sumpfliteratur, der Sumpfmelodien, der Sumpfterpichore. Melodie, Anmut und Poesie wollen wir rein haben und gesund in unseren „ernsten, großen Tagen!“

28.7. 1914.

vor Durst vergingen, und hatte ihnen Wasser gegeben; und als die Truppen ein Stück weiter vorrückten, war sie immer von neuem mit ihrem Wasserkrug hin und her gelaufen, und als es zum Gefecht kam, fuhr sie unverdroffen fort und erquidete die Verwundeten, bis ein Schrapnell den einen Fuß der kleinen Helferin zerstoß. Eine elementare Regung, zu der man weder lesen und schreiben gelernt, noch eine Vorstellung von Staat und Volk und Patriotismus in sich aufgenommen zu haben braucht, hatte sie getrieben: die Soldaten litten Durst, und sie hatte einen Bruder, der auch Soldat und vielleicht auch durstig war. Jetzt liegt sie in ihrem kleinen Bett; der Kaiser, ein Erzherzog und eine Erzherzogin haben sie besucht und beschenkt; die „Heldin von Kawarusta“ ist eine Sehenswürdigkeit geworden. Zum Glück ist sie nicht so klug, daß es ihr schaden könnte.

Kriegswellen in der Donaustadt.

K Wien, im Oktober.

Denen, die zu Hause geblieben sind, liegt jetzt vor allem eines ob: die Pflicht der Alltäglichkeit. Draußen den Kämpfenden ist der Krieg eine Kette der ungeheuersten Erregungen — das Unbeschreibliche, hier wird's getan! —; die zu Hause aber sollen arbeiten wie im Frieden. Auch sie erleben den Kampf mit klopfendem Herzen mit; die Flut der Ereignisse und mehr noch die Zeit der Nachrichten-Ebbe läßt sie innerlich nicht zur Ruhe kommen; ihre Seelen sind gestimmt auf die furchtbare Größe der Zeit, — aber diese gesteigerte Stimmung muß sich dem Alltag und seinen Anforderungen unterordnen, und nur am Feiertag darf sie herrschend werden. So bleiben die Menschen seelisch am gesündesten, und so stiften sie den besten Nutzen: sie halten die gewaltige Wirtschaftsmaschinerie in Gang, so daß man von außen kaum etwas von den Störungen sieht, die der impetuoze Kriegstoß ganz selbstverständlich an vielen Stellen verursacht haben muß, noch von der großen Not, die für zahllose einzelne die Anteilnahme an der allgemeinen geistigen Erhebung zu einer heroischen Leistung eigener Art macht.

In diesen Städten, deren Stolz es ist, auszugehen wie immer, sind es die Spitäler, die den innigsten und anschaulichsten Zusammenhang mit den Kämpfen an der Grenze herstellen. Allenthalben trifft man diese Häuser an in Wien, und was sie an Menschenschicksalen bergen, ist unendlich erschütternd. Keine der Heldengeschichten aber, von denen die Wiener Verwundeten-Anstalten zu erzählen wissen, ist so rührend-einfach, wie die eines zwölfjährigen Kindes, der kleinen Ruthenin Rosa Jenoch. Sie ist ein armes Bauernmädchen, hat nie eine Schule besucht, nie lesen und schreiben und kaum eine der beiden Sprachen ihrer galizischen Heimat recht gelernt. Ihre Vorstellungswelt ist eng, ihre Phantasie stumpf geblieben; was weiß sie von dem Begriff des Vaterlandes und von dem Sinn dieses entsetzlichen Gemehels? Aber sie hatte gesehen, daß die Soldaten, die durch ihr Dorf zogen,

Auf dem Platz vor der Hofburg, zwischen den Denkmälern des Prinzen Eugen und des Erzherzogs Karl, stehen ein paar von den Geschnittenen, die in Polen erbeutet und dann Kängel nach Wien gebracht worden sind. An sonnigen Nachmittagen, wie sie Wien jetzt nach langem Regenwetter genießen darf, ist hier immer eine Ansammlung von Menschen, die diese Beutestücke mit allen Abstufungen der Sachkunde, von der vollkommensten Orientiertheit bis zur absoluten Hilflosigkeit in Augenschein nehmen. Sie untersuchen sorgfältig die einzelnen Teile der Maschine und warten dann wohl, ob einer von denen, die dabei waren, des Weges kommt, den sie fragen können. Und wenn dann einer erzählt von den ungeheuren Strapazen dieses Feldzuges, von den schlechten Regnen und den Sümpfen und den Spionen, aber auch von den Erfolgen und dem ungebrochenen Mute der Truppen, dann hängt alles voll Ehrerbietung an seinem Munde.

Eine mährische Arbeiterfrau spricht zu Bekannten von ihren Brüdern, die beide im Felde stehen. Beide haben Frau und Kind und sind doch begeistert in den Krieg gezogen. Der eine hat in mehreren Schlachten gekämpft und ist unverwundet geblieben, aber „Schütterungen“ hat er davongetragen, die seine Beurteilung zur Folge hatten. Zu Hause sagten ihm die Ärzte, daß er sich drei Monate lang erholen möge, er aber wollte schon nach vierzehn Tagen wieder hinaus. „Er war glücklich, daß er wieder an die Front konnte, glücklich war er.“ „Und seine Frau?“ fragte einer der Umstehenden. „Die durfte nix reden und war ganz still. Der Krieg muß sein, sagte er, und unsere Kinder werden es nachher besser haben. Er war glücklich, wieder fortzukommen.“ Sie wiederholte es noch ein paarmal, daß ihr Bruder glücklich war, und musterte die Zuhörer mit verstörtem Blick, um den Eindruck dieses außerordentlichen Vorgangs festzustellen.

So sind die Brüder und Männer und Söhne dieser Frauen: der Sinn für das Abenteuer ist in ihnen noch nicht erstorben, und sie sehen einen Preis des Kampfes vor sich: ihren Kindern wird es besser gehen nachher. Die sollen auf

28.7. 1914.

* (Deutsche Soldaten in Wien.) Eine Abteilung der auf der Durchreise nach Budapest hier befindlichen deutschen Mannschaften des 51. preussisch-schlesischen Infanterie-Regiments besichtigten gestern nachmittags den Schönbrunner Park und den Tiergarten. Hierauf wurden die Soldaten in Hopfners Parkhotel in Diebing geleitet, wo Herr Paul Hopfner sie in munifizenter Weise bewirtete. Die Musikkapelle spielte deutsche und österreichische patriotische Weisen, die von den Soldaten und dem zahlreichen Publikum mitgesungen und stürmisch bejubelt wurden.

29. / X. 1914.

Gegen die Verbreitung heunruhigender Gerüchte.

Bei den Behörden wird verlautbart:
„Nach verschiedenen Meldungen werden in der Bevölkerung über die militärische und politische Lage heunruhigende Gerüchte verbreitet, welche durch den Gang der Ereignisse in keiner Weise gerechtfertigt sind und zur grundlosen Zaghaftigkeit oder Entmutigung Anlaß geben könnten. Solchen unwahren Nachrichten oder Mitteilungen ist energisch entgegenzutreten und eventuell ist die Strafanzeige gegen die Verbreiter zu erstatten.“

Deutsche Soldaten in Wien.

Vorgestern wollte wieder eine Abteilung deutscher Soldaten, und zwar vom Ersatzbataillon des Preussischen Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 49 unter dem Kommando des Vizelfeldwebels **Pierbach**, in Wien. Ueber Verfügung des Bürgermeisters wurden sie vom Präsidialoberkommissär v. **Kabler** begrüßt und im Rathauskeller bewirtet. Oberkommissär v. **Kabler** brachte einen Trinkspruch auf die beiden verbündeten Herrscher aus und nach der Erwiderung des Abteilungscommandanten, der für die herzliche Aufnahme in Wien dankte, spielte sich eine Szene ab, die auf alle Anwesenden tiefen Eindruck machte. Nach der Absingung eines stimmungsvollen Heimatsliedes erhob sich **Gesreiter Skraja** und sprach folgende Worte: Kameraden! Ich bitte Sie, sich zu erheben und jenen Kameraden, die auf dem Felde der Ehre ihr Leben gelassen, die nicht mehr in ihre Heimat zu ihren Lieben zurückkehren, eine stille Andacht zu weihen und ihnen einen Trauerschlund zu widmen. Wie auf Kommando erhoben sich sämtliche Soldaten, vertieften eine Zeitlang in tiefster Stille, gedenkend der tapferen Kameraden, die auf dem Schlachtfeld ihr Leben lassen mußten, und leerten das Glas.

Gestern um 8 Uhr morgens trafen neuerdings deutsche Soldaten in Wien ein. Sie wurden am Bahnhofe von den Oberstleutnants **Karl Maschel** und **Robert Friedländer** und Oberarzt **Dr. Liebermann** empfangen. Unter der Führung des Mitgliedes der akademischen Hilfslegion **Sandor Friedrich** begaben sich die Soldaten dann in das Konzerthausrestaurant, wo ihnen auf Kosten der Gemeinde Wien ein Frühstück serviert wurde. Durch die Innere Stadt zogen die Soldaten zur deutschen Botschaft und brachten dort ein Ständchen dem Botschafter v. **Tschirschky** dar. Dieser trat unter die Soldaten und begrüßte sie mit einer Ansprache, die in ein Hoch auf unseren Kaiser ausklang, in das die Soldaten begeistert einstimmten. Der Botschafter sprach mehrere Soldaten an und gab dem Legionär **Friedrich** gegenüber seiner Freude Ausdruck über den warmen Empfang der Krieger seitens der Stadt Wien. Unter Absingung des „Heil dir im Siegerkranz“ und unter Hochrufen auf den Kaiser von Oesterreich begaben sich die Soldaten zum Ostbahnhof, von wo aus sie die Weiterfahrt nach Budapest antraten.

Wiener Brief.

25. Oktober 1914.

Es war in uns Daheimgebliebenen lange das Gefühl vorherrschend, als ob nur die Lebten, die draußen an der Front stehen. Wir kamen uns ganz überflüssig und unnützlich vor. Das hat sich langsam geändert, wir sind allmählich zur Ruhe gekommen und zur Sammlung, wir arbeiten wieder. Was könnten wir Besseres tun? Der Krieg dauert jetzt ein Vierteljahr, und wir haben uns an all seine Begleiterscheinungen gewöhnt. Da es über seine unerbittliche Notwendigkeit auch heute keine Meinungsverschiedenheit gibt, trägt man alles mit einer Gelassenheit, die eigentlich erstaunlich ist. Jetzt erst hat man in Serajewo den Prozeß zu Ende geführt gegen die Mörder unseres Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin, und die Enthüllungen dieses gerichtlichen Verfahrens bestätigen die grauenhaften Tatsachen, die wir schon Ende Juli in unserem Ultimatum an Serbien feststellen konnten, in

unwiderleglicher Weise. Nein, das war nicht länger zu ertragen. Der verbrecherische Wahnsinn dieses Volkes ist nur zu erklären durch die volle Zustimmung Rußlands und die geheime Schutzherrschaft des Zaren über das Land der gewerbmäßigen Königsmörder. Dieser Krieg war gewollt, und die Schüsse vom 28. Juni in Serajewo galten als das Signal für seinen Beginn. Es ist ja auch seither bestätigt worden, daß sich schon damals die asiatischen Truppen nach unseren Grenzen in Bewegung setzten. Einen Abgrund von Töde und Verlogenheit haben uns die Schlußverhandlungen dieses Gerichtsverfahrens gezeigt, und man wird in Österreich-Ungarn wohl endgültig den Gedanken aufgeben, mit diesem Volke je wieder ein nachbarliches Verhältnis zu suchen. Man sagte unserem ermordeten Thronfolger nach, daß er es stets beklagte, daß die Militärgrenze, die wir über hundertfünfzig Jahre im Südosten hatten, aufgelöst wurde, als die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. Er soll die Wiederaufrichtung einer solchen Militärgrenze für die einzig sichere Lösung des serbischen Problems gehalten haben. Nur die ständige Kriegsbereitschaft an den Grenzen, nur die neuerliche Züchtung von sogenannten halbäuerlichen Grenzerregimenten schien ihm ein aussichtsreicher Schutz gegen die Verschwörer und Giftmischer, die man bei den heutigen Verkehrsmöglichkeiten und bei dem in Europa üblichen nachbarlichen Vertrauen nie ernstlich fürchten konnte. Alle Fäden der Verchwörung liefen von Belgrad nach Serajewo und sie breiteten sich langsam über das ganze Land aus, die Jugend sog überall das großserbische Gift ein und die sechzehnjährigen Jungen fühlten sich als nationale Helden, wenn man sie würdigte, zu Mordanschlägen zugelassen zu werden. Und jeder fühlte die schützende Hand des Zaren über sich. Nein, das war nicht einen Tag länger zu ertragen. Und wir führen den Krieg gegen die serbischen Mörder und ihre Hintermänner jetzt an der Weichsel und am San und am Dnjeper. Denn nur, wenn Rußlands Größenwahn gründlich eingedämmt wird, wird auch der seiner bössartigen Affen an der Save und der Drina geheilt werden können.

Der Einbruch der Russen in Galizien und der Bukowina war nicht zu verhindern, denn es fehlen dort die natürlichen Grenzen gegen Rußland, und wir standen durch Wochen einer dreifachen Übermacht gegenüber. Aber das Blatt hat sich gewendet, seitdem deutsche Armeen in Polen einmarschiert sind. Die Drehung der russischen Front nahm auch den Flügel mit, der in der Bukowina stand und bis in die Karpathenpässe vordrang. Wir sind heute wieder im Besitze unserer östlichsten deutschen Universität Czernowitz, die sich schon langsam in Wien einrichtet und glaubte, hier überwintern zu müssen. Die Flüchtlinge von dort und aus Galizien fassen wieder Mut, und die Rückflut hebt an. Mit dem Tage, da Ihr herrlicher Generaloberst v. Hindenburg, der nirgends volkstümlicher sein kann, als er es bei uns ist, eine neue Lage für Ostpreußen schuf, durften wir in Galizien die Entlastung, die seither eingetreten ist, mit Sicherheit erwarten. Es sind aus übertriebener Vorsicht einige psychologische Fehler geschehen, die sich an Wien empfindlich rächen. Man hat uns die Besetzung der Bukowina vollständig verheimlicht, und nun wundert man sich, als ihre Befreiung, die beinahe kampflös erfolgte, kein Echo weckte. Aber man hat uns auch die Belagerung der Festung Przemyśl verheimlicht, und die furchtbare Ennschlacht, die nach russischem Eingeständnis dem Heer des Zaren 70 000 Tote und Verwundete einbrachte, blieb ebenfalls ohne fühlbaren Eindruck in Wien. „Przemyśl ist entsetzt!“ hieß es eines Morgens. Ja, war denn Przemyśl in Gefahr? fragte alle Welt. Wien hätte geklagt, hätte jubelt, wenn man es hätte teilnehmen lassen an den Gefahren für diese bedeutsame Festung. Da man uns ausschaltete, da man unsere Gemüter nicht lud, so konnten sie sich auch nicht entladen. Wir blieben kühl und still. Aber was liegt jetzt daran? Die Festung ist frei, und die Dinge in Galizien gehen vorwärts. Unsere Söhne schreiben muntere Feldpostbriefe von dort, die Stimmung ist ausgezeichnet und sie hoffen auf gute Winterquartiere in Polen. Sie haben sich damit abgefunden, daß sie erst im nächsten Frühommer wieder heimkehren. Aber wer kann das wissen?

Vorläufig haben wir einen schlimmen Gast aus den östlichen Steppen eingeschleppt erhalten. Wo die Russen wieder zurückfluteten, ließen sie die Cholera zurück, und so kam sie auch in einzelne Teile unserer Truppen. Es kamen auch Cholera Kranke nach Wien, aber der Bürgermeister Dr. Weiskirchner stellte unter seiner amtlichen Verantwortung fest, daß auch nicht ein einziger Fall von Uebertragung der Krankheit auf die Bevölkerung bekannt sei. Sie prallt ab an unserer gesunden Stadt, die die beste Kanalisierung und das herrlichste Trinkwasser unter allen Weltstädten besitzt. Ein Strom von Gebirgswasser rauscht ständig durch das unterirdische Wien nach der Donau hinab, und das ist das eigentliche Geheimnis unserer vortrefflichen Gesundheitsverhältnisse. Aber Wien sieht sich vor und laut Baraden im weiten Umkreis. Namentlich in den Bezirken jenseits der Donau, gegen das Marchfeld hin und in den höher gelegenen Vororten. Mit einem Aufwand von Millionen ist Wien in die Kriegsfürsorge eingetreten und jetzt hat die Gemeinde 82 Baulichtkeiten herstellen lassen für ansteckende Krankheiten jeglicher Art. Braucht man sie nicht oder nur zum Teil, umso besser! Damit soll auch verhindert werden, daß kleinere Städte, die der Aufgabe nicht gewachsen sind, mit Kranken überlastet werden, die eine Gefahr bedeuten könnten.

Es herrscht nur eine Stimme über die rühmliche Tätigkeit, die unsere städtische Verwaltung unter Dr. Weiskirchner in dieser schweren Zeit entfaltet. Da man in französischen und englischen Blättern schon so manche Schauernär über die Zustände in Wien verbreitete, hat sich unser Magistrat zu allwöchentlichen Rechenschaftsberichten über die Lage Wiens entschlossen. Es soll niemand, der guten Willens ist, im Zweifel darüber gelassen werden, daß wir in ganz normalen Verhältnissen leben und daß es uns gar nicht schlecht geht. Wenn man der hunderttausend Wiener Soldaten denkt, die im Felde stehen, schämt man sich beinahe, daß es uns daheim an gar nichts gebricht, daß wir nicht einmal nach dieser Rüstung teilhaben dürfen an den Leiden und persönlichen Opfern, die der Krieg von den Kämpfern fordert. Nichts, gar nichts ist von Kriegsnot in dieser Stadt der Phäaken zu spüren. Wir hatten in den ersten Tagen unseren Hartgeldrummel, das Papiergeld war verleumdet worden, und die überängstlichen Krämer wollten es nicht einwechseln, aber das ging rasch vorüber, das Silber und das Nickel kehrten zurück aus den Sparstrümpfen, und das Hartgeld beschwert uns heute die Taschen genau so wie früher. Nur das Gold, das sich seit ein paar Jahren in die tiefsten Keller unserer Banken zurückzog, liegt auch heute noch dort und traut sich nicht ans Tageslicht. Aber andere Erscheinungen weisen darauf hin, daß jetzt mehr Geld im Rollen ist als sonst. Die Leiter unserer Pfandleihanstalten wundern sich nicht wenig, daß mehr Pfänder geholt als gebracht wurden während des Krieges. Um 1 600 000 Kronen sind Pfänder ausgelöst worden während der drei Kriegsmomente. Man geht nicht weit fehl, wenn man diese erfreuliche Erscheinung damit in Zusammenhang bringt, daß es nicht weniger als 80 000 Familien in Wien gibt, die für ihre eingerückten Väter oder Ernährer Unterstützungen erhalten. Es fließt monatlich ein Betrag von 7 Millionen in diese Volkskreise, der im Felde stehende Mann aber ist dort versorgt und braucht von daheim gar nichts. Man kann sich leicht vorstellen, daß dadurch viele Familien besser versorgt sein mögen, als wenn der Ernährer, der ja auch ein Lehrer ist, daheim weilt.

Wir hatten am Beginn des Krieges auch einen kleinen Spartassenummel. Die Leute trauten der Lage nicht. Es war ihnen nicht klar, woher denn der Staat das viele Geld, das der Krieg erfordert, nehmen würde. Aber was ist aus diesem Mißtrauen geworden? Die Gemeinde Wien stellt fest, daß in den städtischen Spartassen bis zum 10. Oktober dieses Jahres um 17 Millionen mehr eingelegt wurde als bis zum gleichen Tage des Vorjahres. Wenn man bedenkt, welche wirtschaftliche Folgen für den Ausbruch eines Weltkrieges vorhergesagt wurden, kann man diese Erscheinung nicht genug anstaunen. Die Weltwirtschaft geht eben weiter, und die Kapitalien, deren Umlauf vielleicht auf einigen Gebieten

Werner Linaf,

gestört wurde, flüchten in den sicheren Hafen der Sparlassen, die im vollen Vertrauen des Publikums geblieben sind. Auch unsere Lebensmittelpreise haben durchaus keinen Kriegscharakter, sie bewegen sich auf der vorher erreichten Höhe, und es wurde jeder Versuch einer Ausbeutung hintangehalten. Der städtische Bericht sagt uns sogar, daß die Preise zum Teil niedriger sind, als in manchem Friedensjahr. Und von Arbeitslosigkeit ist auch keine Rede; die Statistik über die Monate August und September von heuer und vom vorigen Jahr weist kaum merkliche Unterschiede auf. Wo also soll die Not stecken, die uns bedroht? Gewiß, es gibt hundertfältige Störungen und Verschiebungen im Blutkreislauf des wirtschaftlichen Lebens, aber wir tragen sie, sie werden uns nicht viel anhaben können. Auch Störungen unserer Bequemlichkeit machen sich fühlbar, die Verkehrsmittel sind eingeschränkt, aus einzelnen Schulen sind Krankenhäuser geworden und unsere Kinder müssen weitere Wege wandern als sonst. Was tut's? Die Luxusgeschäfte leiden, alles, was auf den ertragreichen Fremdenverkehr eingestellt war, mußte sich mit dem Flüchtlingspublikum aus Galizien begnügen, da die Engländer und Amerikaner heuer ausblieben. Aber es scheint, daß auch aus den Kaffans der galizischen Juden mehr herauszuholen war als man glaubte. Notleidend schienen unsere Bühnenleute zu sein, denn die Theater zögerten bedenklich mit der Eröffnung, selbst die Pforten unserer Hoftheater taten sich erst am 18. Oktober auf, da die Sterne nicht mit sich reden lassen wollten. Und es wurde im September eine Ausspeisung unbeschäftigter kleiner Schauspieler und Sänger veranstaltet. Zum ersten gemeinschaftlichen Künstlermahl erschienen dreihundert, zum zweiten dreißig Personen; am dritten Tage aber zeigte sich niemand mehr. Genierte man sich? Das ist zu verstehen. Aber wirkliche Not bricht bekanntlich Eisen und kennt „kein Genieren net“, sagt der Wiener. Bemerkenswert war der Spielplan der ersten Wochen an unseren Bühnen. Sie taten sämtlich, als sollte jetzt eine neue, eine vaterländische Epoche beginnen im theatralischen Kunstbetrieb. Aber das ging rasch vorüber und unsere Vorstadttheater sind heute in demselben Operettenjumpf, in dem sie früher staken. Man hängt da und dort ein zeitgemäßes Mäntelchen um, die Sache blieb dieselbe. Nur die beiden Hofbühnen und das Deutsche Volkstheater pflegen einen ernsteren Spielplan. Eines aber ist bisher allen gemeinsam: es wird kein französisches Stück gespielt. Der Direktor des Burgtheaters, Hugo Thimig, erklärte, daß er nur Molière und Shakespeare von Franzosen und Engländern aufzuführen gedenke.

Wien blieb Wien auch in dieser schweren Zeit. Wenn wir, Deutschland und Oesterreich-Ungarn künftig in einer Welt von Daß mehr als bisher auf uns selbst angewiesen sein werden, könnte Wien vielleicht dem Gesamtdeutschtum wieder mehr sein als es ihm in den letzten Jahrzehnten gewesen ist.

A. M. G.

31. /x. 1914.

Die Rekruten im Prater.

Eine eigenartige Melancholie liegt über dem Prater — vereinsamt ist die Hauptallee, nur selten belebt von einem Spaziergänger oder einem Fuhrwerk, und auch der Wurstelbrater rüstet sich zum Winterschlaf. Die meisten Buden und fast alle Gartenlokale sind geschlossen, nur hier und dort dreht sich noch ein Ringelpiel und harret der Besucher; einzelne Schießbuden sind geöffnet, in denen verwundete oder angehende Krieger ihre Treffsicherheit erproben, und vor jedem Kino steht ein Ausrufer, der in resigniertem Ton die zahlreich abwesenden Zuhörer mit dem Drama „Der Leichenfledderer“ bekannt macht. In unmittelbarer Nähe, hinter dem Riesenrad, wo sich der langgestreckte Bau eines Tanzpalastes erhebt, geht es schon lebendiger zu.

Eine Anzahl junger Bursche, denen es augenscheinlich etwas kühl geworden ist, da sie von einem Bein auf das andere hüpfen, steht vor dem Portal in Reih und Glied, ihnen gegenüber eine Anzahl Frauen und Mädchen mit Handtaschen und Paketen, die offenbar „Proviand“ enthalten. Aber noch darf nichts abgegeben werden. Es erscheint ein Unteroffizier in Begleitung eines Infanteristen, „richtet“ die Leute, fragt sie ab, notiert etwas in sein umfangreiches Notizbuch und läßt sie dann wieder abtreten. Jetzt erst können sie sich mit ihren Angehörigen unterhalten und den mitgebrachten Proviand in Empfang nehmen. Denn einstweilen müssen die Ausgemusterten sich noch selbst verpflegen. Drinnen der große, prächtige Tanzsaal, sonst der Schauplatz heiterster Lebenslust, ist in einen Schlaftaal für die Rekruten verwandelt. Allerdings ohne Prunk und Komfort. Ein Riesenstrohlager, militärisch korrekt aufgeschichtet, neben jedem „Bett“ einer jener bekannten schwarzen Koffer, die das Hab und Gut der Leute bergen. Das Ganze bietet einen eigenartigen Anblick, und wenn mancher auch nicht so weich schläft wie daheim, so schläft er doch mindestens ebenso gut. In einem zweiten Tanzlokal gegenüber sieht es ebenso aus: der große Raum wird eben gerüstet, und zahlreiche Hände sind geschäftig, die schmutzlosen Lager für die künftigen Vaterlandsverteidiger instand zu setzen. Weiter drinnen im Wurstelprater, etwas unterhalb des „Chinesen“, ist ein anderes bekanntes Tanzlokal für Herbergszwecke requiriert worden. Die jungen Leute halten sich im Nebensaal auf, wo das Klavier steht. Einer von ihnen spielt heitere und wehmütige Lieder, einige singen dazu. Vor dem Lokal vergnügt sich eine Gruppe Einberufener bei einem Fußballmatch. Als Fußball dient ein großer, starker, weißer Baumwollknäuel, der unter riesigem Gallo bald hier hin, bald dort hin fliegt, lustig gejagt, von den aufgeräumten Burschen, bis er hinter dem Stand einer Schießbude verschwindet, wo er beinahe das rotbackige erschrockene Fräulein mitten ins Gesicht getroffen hätte.

In einem anderen Lokal sitzen die Burschen im Garten — sie dürfen zwar nicht heraus, dürfen aber ihre Angehörigen empfangen. Da plaudern sie nun und verzehren die von ihren Lieben mitgebrachten Leckerbissen. Einer von ihnen ruft hinüber zur gegenüberliegenden Bude: „Greisler, a Paar Saffel!“ Und im Nu sind die dampfenden Würstel am Gartengitter. Nebenan schieben einige Rekruten Regel — einer möchte notieren, aber die Kreide fehlt. Der Greisler wird gerufen und erweist sich wieder als Helfer in der Not. Und so sind es fast in jedem der zahlreichen von den Rekruten belegten Lokale wechselnde Bilder, die den Beschauer fesseln.

Während wir langsam zurückwandern, kommen immer neue Trupps aus der Stadt in den Prater. Alles junge, kräftige Burschen, die strammen Schrittes und in aufrechter Haltung marschieren. Und da ertönt in der Ausstellungsstraße lustige Marchmusik: am Praterstern, beim Tegetthoff-Denkmal, strömen die Neugierigen zusammen, man weht mit den Tüchern und bringt Hochrufe aus: ein Infanteriebataillon kommt vom Prater, in funkelneuem kriegsmäßiger Ausrüstung, die Offiziere hoch zu Ross.

Die Mützen der Soldaten sind mit Blumen in allen Farben geschmückt, und wenn man die ganze lange Reihe übersieht, so ist es ein farbenprächtiger Anblick. So hat man kaum Augen genug, zu schauen, denn der Krieg bietet immer neue Bilder voll melancholischem Reiz.

31./x. 1914.

* (Militärischer Abmarsch.) Mit Tannenreis und Blumen die Kappen geschmückt, bunte Papierfahnen an die Gewehre und Tornister gebunden, so stand gestern im hellen Morgen Sonnenschein wieder ein Bataillon des Landwehrinfanterieregimentes Nr. 1 im Hofe der Hütteldorfer Kaserne. Lauter junge, frohe, frische Menschen, die bereit sind, ihr Gut und Blut für Kaiser und Vaterland zu geben. Nach dem Gebet und der Ansprache ihres Obersten zog das Bataillon unter der Führung ihres innig verehrten Kommandanten durch ein schier endloses Spalier der zurückgebliebenen Kameraden und der jungen Rekruten über die Linzerstraße zum Penzinger Bahnhof: voraus die Marschmusik, rechts und links Tücherschwenker der Hausbewohner und begleitet und gefolgt von vielen hundert Frauen und Mädchen. Rasch war das Einwaggonieren beendet, und nachdem ein Kinoapparat noch viele Aufnahmen gemacht hatte, rollte der Zug mit den Blumenüberladenen Wagen um 10 Uhr unter den Jubelrufen der Soldaten hinaus in die Ferne. Immer sich wiederholende Glückwünsche wurden von den Zurückgebliebenen den Scheidenden nachgerufen: „Kriegsglück unsern Wiener Edelknaben Nr. 2!“

Heimatlose Kinder.

1./II. 1914.

Auf der Flucht. — Ein Akt im Wiener Modopalast. — Junge Erzieherinnen. — Die Beschäftigung und Ausweisung. — Gymnastik und Realchülerin.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals“.)

Ein luftiger, sonnendurchfluteter langer Saal mit hohen Fenstern und Balkonen; in ihm große Tische, die durch weiße Wachsstockbeleuchtung einen ungemein freundlichen Eindruck machen. Das ist das neueste Asyl vieler armer Kinder geworden die der Krieg heimatlos gemacht hat. Nicht nur Kranke, Verwundete und Arbeitslose erheischen Milderkeit und Fürsorge auch um diese Kleinen müssen sich nun gute Menschen kümmern, und für sie, die durch den Krieg ins Elend kamen sorgen. Die vor den Türen gehohlenen Einwohner verschiedener polnischer Orte sind meist mit zahlreichen Kindern in Eile von Haus und Hof weg ins Ungewisse hinausgerückt, alles zurücklassend, was sie an Kleidern und Wäsche hatten; kurz, sie kamen völlig mittellos nach Wien! Leute, die sich ihr Leben eben so eingerichtet hatten, wie es ihre Verhältnisse gestatteten, sind jetzt arm und hilflos geworden. Und nun sind sie hier in einer fremden Umgebung, einzig und allein auf Milderkeit angewiesen und wissen nicht, was sie mit ihren armen kleinen Wärtern anfangen sollen die frieren und hungern.

Da fand sich in der Präsidentin des Jugendschutzes eine Stütze und Hilfe. Frau Julie Berner, eine Dame, die sich seit langen Jahren mit Jugendsorge befaßt hat mit einigen Damen die ebenfalls demselben Vereine angehören eine Privatwohlthätigkeit organisiert. Sie nehmen sich liebevoll armer kleiner Kinder an und entziehen sie der Verwahrlosung und der Straße. Durch die Bereitwilligkeit des Herrn Batwiz, des Besitzers der Wiener Modenkunst, diese Sache zu unterstützen, wurden die Damen die den Jugendschutzfonds nur als eventuelle Selbsthilfe heranziehen wenn ihre Privatpenden versiegen — in die Lage versetzt, ihr Heim in dem prachtvollen Modopalast des Herrn Batwiz aufzuschlagen, wo Licht, Luft und Wärme und alle hygienischen Voraussetzungen gegeben sind.

Das Kriegsfürsorgeamt weist dieser Unternehmung Kinder zu, die teils Flüchtlings-, teils Reierwitensfamilien angehören und deren Mütter sich nicht mit ihnen betreffen können, da sie durch Arbeit oder Krankheit daran verhindert sind.

Schon früh am Morgen, um 1/8 Uhr, stellen sich also die Kleinen ein, die hier in dem schönen Raum den ganzen Tag verweilen können. Die Kinder, die in die Schule gehen, erscheinen erst nach Schluß; die frei sind, kommen aber schon früh hieher.

Junge Damen der Gesellschaft, die besondere Vorliebe für Kinder haben und dem Jugendschutzkomitee angehören wachen hier in rührender Weise ihres gar nicht leichten Amtes. Sie gehen mit den Kindern außer Haus baden, sie kämmen sie, sie beschäftigen sie nützlich und jedes der kleinen Mädchen strickt sich selbst Strümpfe und was sonst noch nötig und möglich ist. Ist das vollbracht, dann wird für Soldaten gestrickt — Wollen spenden gleichfalls die Damen —, und wenn das Wetter gut ist, gehen sie nach getaner Arbeit sogar mit den Kindern spazieren. Zum zehn-Uhr-Frühstück bekommen die Kleinen einen Becken Mittag, wenn die Schulkinder da sind und Arbeiterinnen aus den verchiedenen Nähstuben beginnt die Ausweisung. Mit Suppe wird begonnen, dann kommt der große Teller Gemüse mit Brot und zweimal die Woche gibt es auch Fleisch. Weiters erhält jedes Kind eine gute Mehlspeise, die von den Komitteesdamen beige stellt wird. Suppe und Gemüse kocht eine kleine Wirtin in der Nähe. Zur Pause gibt es Milch mit Semmel oder Brot mit Eingefottenem. Es ist reizend, zu beobachten wie brav die Kinder sind, sie würden den Kuchen der vor ihrem Blase appetitlich hergerichtet ist nicht berühren, bevor die jungen Damen, die sie auch bei Tisch bedienen, es nicht erlauben. Diese Fräuleins gehen zwischen den Tischen hin und her kennen ihre Zöglinge alle beim Namen und — es sind hundertfünfzig Kinder da — kennen auch alle kleinen Unarten, die sie ihnen mit viel abgemessenen Trachten, ihre vielen kleinen Wünsche, und werden allem mit erstaunlicher Genauigkeit gerecht. Es sind fünfzehn junge Damen da, die sich ablösen und die gleichmäßig freundlich ihrem schweren Dienst obliegen. Eine der jungen Damen, Fräulein Trude Dürst, die ihre kleine Schar geradezu händert, erzählt liebevoll von den Kindern, viel Trauriges und auch Heiteres. Von einem kleinen Polen berichtet sie eine lustige Begebenheit. Wenn nämlich einem der Kleinen ein Wäschstück fehlt oder schlecht wird, ist sofort Griaß da, denn werden sie sogar alle im November bekleidet, Schuhe werden beige stellt oder sind bereits ausgebessert. Und unter Kleiner hatte als er eintrat, kein Hemd. „Fräulein Trude“ brachte ihm also dieses notwendige Bekleidungsstück, und nach einigen Tagen kam er trotzdem wieder ohne Hemd. „Ja, wo hast du denn dein Hemd?“ wurde er gefragt. „Es ist schmutzig“ — sagte er darauf ganz treuherzig —, „und da hab' ich es weggeworfen!“ Also die Erziehungsmethode muß hier beginnen, wo man es fast wirklich nicht glauben könnte. Man muß ihnen oft sogar das klar machen, daß es Wäsche gibt und daß diese gewaschen werden kann.

Aber neben dem unwilligen Humoristen ist viel Jammervolles hier. Bei den Erzählungen mancher Kinder steigen einem Tränen in die Augen, man kann es nicht fassen, daß es so viel Elend gibt.

Die kleine Gymnastiklerin Klara, deren Vater Bankdirektor in Podhaice war, erzählt, wie lange sie es sich überlegt haben, zu fliehen, erst bis die Kosaken im Ort waren, entschloß sich der dort als wohlhabend geltende Mann mit der Familie wegzufahren. Ein Gutsbesitzer ließ ihnen Wagen und Pferde. Er selbst ließ sein Gut nur um nicht ebenfalls fort zu müssen, in ein russisches Spital umwandeln. Jetzt gehört dieses an Bequemlichkeit gewöhnte Mädchen zu den vielen anderen Heimatlosen.

Unter den Buben sieht man sehr viele polnische Gymnastiker in der Uniform, sehr nette Jungens, bescheiden und wohlgezogen. Da sitzt ein Quinjaner gegenüber seiner Schwester, einer Realschülerin der vierten Klasse mit dem Kraarnabzeichen der Studierend — Silberborten auf dunklem Kragen. Sie sind aus Larnobreg, Tietranig erzählt der Junge, daß sie auf der Flucht ihren Vater, der dort ein ansehnlicher Kaufmann war, verloren haben und nun mit ihrer Mutter hieher gekommen seien.

Ja, es gibt viel Elend und Kummer, Kinder, die ihre Eltern verloren haben, und Kinder, deren Väter eingezogen sind und deren Mütter schwer arbeiten müssen, um all das aufzubringen, was das Leben fordert!

Allen jenen möchte man innig danken, die sich so liebevoll der Armen annehmen und in das bittere Schicksal ein wenig Freude tragen. Der Jugendschutz ist ein edler Zweck, dem so viele tüchtige Frauen ihre Kräfte und ihr Können widmen. Reich belohnt fühlen sie sich alle, wenn sie ein tief dankbarer Kinderblick trifft. Nichts ist ja schöner, als diesen kleinen Erdenbürgern, die so hilflos sind, Liebe zu geben, und diese heimatlosen Kleinen sind so unendlich dankbar hierfür. . . . C. P.

Die Militärgräber auf dem Zentralfriedhofe.

Wien, 31. Oktober.

Die Vorbereitungen für den Gräberbesuch auf dem Zentralfriedhofe sind fast vollständig beendet. Viele, die einen lieben Verwandten oder Freund unter der Erde des mächtigen Gräberparadies liegen haben und dessen letzte Ruhestätte mit Blumen schmücken, haben noch ein Blümchen, einen Strauß oder einen Kranz mitgebracht, die sie für die Kriegerbegräbnisstätte gewidmet haben, und in allen Gängen und Alleen hört man die Frage, wo die gefallenen Krieger begraben seien. Hinter der mächtig aufragenden Kirche zeigen Tafeln die Aufschrift „Zur Kriegerbegräbnisstätte“. Eine breite Allee, zu deren beiden Seiten Gesträuche die Gräbergruppen verdeckt, führt etwa 600 Schritt weit zu dem die Allee abschließenden provisorischen Denkmal, das die Form eines steinernen Katafalks hat. Vor dem Denkmal ist ein Doppelposten des Deutschmeister-Landsturmkorps aufgestellt. Schon sind auch auf dem nahen Hügel zahlreiche Kranzpenden mit und ohne Schleifen niedergelegt. Ein Kiezenkranz aus Lorbeer- und Eichen-gewinden, mit den Blumen der Jahreszeit und der Allerjedenblume des Kriegshilfsbureaus geschmückt, trägt auf breiten grünen Schleifen die Inschrift „Den Felden Oesterreichs — Die Offiziere des Wiener Bürger-Scharfschützenkorps“, ein anderes gleich mächtiges Gewinde rührt von der Landsturm-Eisenbahnsicherungsabteilung Nr. 4 (Ostbahnhof) her. Daneben sind auch Kränze von den Familienmitgliedern solcher gefallener Krieger, die fern von der Heimat den Tod für das Vaterland gefunden und an Ort und Stelle beerdigt worden sind. Auch die einzelnen Gräber, die sich hinter dem steinernen Trauerwahrzeichen der Gemeinde Wien in einem Halbrund gruppieren, sind reich mit Blumen geschmückt. Die Friedhofverwaltung hat über Auftrag des Rathhauses zahlreiche Asternstöcke auf die Grabhügel pflanzen lassen, so daß jeder Hügel

einem weißen Blumenbeet gleicht. Aber auch hier hat manche liebende Hand ein übriges getan. Viele der Einzelgräber tragen Kränze und Laternen, in welchen Lämpchen und Kerzen brennen. Die ersten Reihen des Halbrundes sind Offiziersgräber, die weiteren Mannschaftsgräber, in denen je vier Kameraden im Tode vereint sind. Weiße Tafeln an der Kopfseite des Grabes künden den Namen, die militärische Charge des Gefallenen und Ort und Zeit, wann ihn das Soldatenschicksal ereilte. Abwärts auf einem Sektor ist in besonderer Lage ein einzelner Grabhügel. Hier ruht ein mohammedanischer Infanterist. Sein Grab ist durch die charakteristischen Holzplöcke gekennzeichnet. Aber auch dieses ist mit reichem Blumenschmuck geziert und trägt die Aufschriftstafel.

Der Jubel zu der Kriegsbehräbnisstätte ist sehr stark. Nicht etwa bloße Schaulust ist es, welche die Leute herzieht. Man sieht es ihnen an, daß sie, von eigener Trauer erfüllt, daherkommen, um den anderen im Leide beizustehen. Da steht der hocharistokratische Kavaliere neben dem greisen Mütterchen aus dem Volke, der im Wagen gekommene Bürger neben einem verwundeten Soldaten, der Offizier neben dem Arbeiter. Und im Banne der Stätte, an der sie weilen, entwickelt sich ein unüberstehliches Mitleidsbedürfnis. „Mein Bruder, mein Sohn, mein Mann . . . Er liegt nicht hier. Wer weiß, wo?“ Und es beginnt ein Erzählen von den Schlachten, von den Regimentern, von Heldentaten und liebendem Kummer, von Stolz über unsere Helden und Trauer um die, welche nicht mehr sind. Und dann verrichtet man an einem der weißblühenden Hügel oder am Fuße des hochaufragenden Katafalks ein stilles Gebet. Und andere kommen und das gleiche Bild entrollt sich. Unsere gefallenen Krieger, ob sie nun hier begraben sind oder auf dem Schlachtfelde oder in Feindesland, an der Kriegerbegräbnisstätte auf dem Zentralfriedhofe haben sie den Platz, wo ihre Lieben und Freunde ihren Namen das Totenopfer bringen.

Weit entfernt von hier, schon fast an der Mauer, welche den Friedhof gegen die Simmeringer Hauptstraße abschließt, befindet sich ein zweites Soldatengrab, das zum Gräberbesuch von der Gemeinde festlich geschmückt wurde. Es ist das Grab der, am 20. Juni dieses Jahres bei Fischamend verunglückten Offiziere und Mannschaften der Luftschifferabteilung. Hinter der kleinen Marmortafel, welche die im Kampfe mit der Luft als Opfer der Pflichtenlang Gefallenen nennt, wurde ein mit schwarzen Tüchern verhängtes und mit Fahnen geschmücktes Trauergerüst errichtet. Das Parterre, welches in braunen Asten einen Luftballon, in gelber Blüten dessen Gondel zeigt, ist mit Kränzen der Gemeinde Wien, der Luftschifferabteilung und der Angehörigen der Verunglückten geschmückt. Vier silberne Träger an den Ecken erheben in Opferchalen, in denen offenes Feuer unterhalten wird. Auch hier hält ein Doppelposten des Deutschmeistertorps die Ehrenwache.

1. / XI 1914.

Stürmische Kundgebungen in Budapest.

Ueber stürmische Sympathiekundgebungen für die Türkei in Budapest schreibt der „Bester Lloyd“ am 30. Oktober:

Das so unerwartete siegreiche Eingreifen der türkischen Flotte in die Ereignisse des Weltkrieges hat in unserer Hauptstadt großes Aufsehen und Begeisterung hervorgerufen, die abends in jubelnden Kundgebungen zum Ausdruck kamen, wie wir sie nur in den ersten Tagen der Kriegsbegeisterung gesehen haben. Die Menschenansammlung war so groß, daß der Stadtbahnverkehr nur mit Mühe aufrecht erhalten werden konnte.

Ein Mitglied des Freiwilligen Wachkorps hatte von irgendwo eine riesige Tricolore herbeigeschafft, und bald setzte sich mit der Parole:

„Auf zum türkischen Generalkonsul!“ ein riesiger Zug in Bewegung.

Ältere Bürger, Frauen, Eisenbahnbeamte, Studenten usw. schlossen sich begeistert dem Zuge an, aus dem ununterbrochen Ehrenrufe auf den Sultan, auf die Türken, auf Kaiser Wilhelm, auf König und Vaterland ertönten.

Als der Zug auf dem Oktogonplatz nach rechts auf die Andrássystraße einschwenkte, war er so angewachsen, daß die herbeigeeilten W. heute den Wagen- und Omnibusverkehr in die Nebengassen ablenken mußten.

Vor dem Hause Andrássystraße Nr. 61, wo sich das kaiserlich ottomanische Generalkonsulat befindet, machte der Zug halt. Die Manifestanten riefen: Hoch unsere türkischen Verbündeten! Es lebe Sultan Mehemed V.! Tschol Jascha! Plötzlich öffnete sich eine Balkontür im ersten Stock und Generalkonsul Ahmed Hilmed-Bei trat in Begleitung des Konsuls Simon Tschahyan-Efendi und des Generalsekretärs Doktor Ferdinand Siguel-Efendi auf den Balkon, begrüßt von nicht erdenklichem Applaus und Ehrenrufen. Der Generalkonsul grüßte nach orientalischer Sitte und schwenkte das Taschentuch. Nachdem sich der Applaussturm gelegt hatte, hielt Generalsekretär Dr. Siguel eine kurze Rede in ungarischer Sprache, in der er hervorhob, daß der Generalkonsul leider der ungarischen Sprache nicht mächtig sei, weshalb der Redner in dessen Namen für die Ovationen danke. Die Türkei tue jetzt nur ihre Pflicht. Es sei jetzt nicht die Zeit, viel Worte zu verlieren, nun sollen die Kanonen sprechen. Den Worten des Efendi folgte unbeschreiblicher Jubel. Aus den Fenstern der umliegenden Häuser wurden Tücher geschweift. Die Menge sang den Hymnus, den der Generalkonsul mit der Hand salutierend anhörte. Nachdem sich die Herren des Generalkonsulates zurückgezogen hatten, zog die Menge wieder auf den Oktogonplatz. Auf dem Wege dahin kamen den Demonstranten vier deutsche Artilleristen entgegen. Sie wurden unter großem Jubel auf die Schultern gehoben und marschierten dann im Zuge mit, der die „Wacht am Rhein“ sang. Aus den Kaffeehäusern traten die Zigeunerkapellen auf die Straße und spielten die „Wacht am Rhein“ und patriotische Lieder. Auf dem Diszt-Ferencz-Platz löste sich der Zug auf.

1. / 11. 1914.

Der Rennweg.

Allerseelenzeit.

Blumen an den fast ununterbrochenen Kolonnen der Straßenbahnen, Blumen auf den Dächern der Wagen und auf dem Lastfuhrwerk, Blumen auf Sandwägelchen und in den Armen der Fußgänger, und je mehr es gegen Simmering zu geht, desto heftiger schwillt, von den Nebenflüssen der Straßenzüge gespeist, die Flut der Blüten an. . . .

Ein Blumenstrom ist heute der Rennweg. Fast jede Wiener Straße hat ihre ganz besondere Physiognomie. Ein bestimmter Charakterzug der Stadt, irgendeine auffällige Note ihres Temperaments oder ihrer Geschäftigkeit kommt in ihr augenfällig zum Ausdruck. Wie man die Praterstraße als die Straße des Uebermutes und der Lust bezeichnen könnte, die Zeile des Bergnügens, die geradewegs ins flotte Leben führt, so ist die Alserstraße die Straße des Ernstes, der Wissenschaft, so trägt die alte Herrengasse mit ihrem Kaffeegeschäft feudale Züge, so kann man die Mariahilferstraße als die Hauptlinie des Kaufens bezeichnen.

Und fast jede dieser Straßen hat ihren Galatag, einen Zeitpunkt des Jahres, da sie die Stadt gleichsam beherrscht und ihr Knotenpunkt wird. Allerheiligen ist der Tag des Rennweg. Dort laufen heute alle Schienenstränge und alle Gehege, alle Interessen, alle Erinnerungen und Tränen, aber eben auch alles Grün und alle Blüten des Spätherbstes zusammen. Und wenn dann Sonne über der Straße liegt, so ist der Rennweg wunderschön. Frische Luft streicht von dem Hinterland der Gärten herüber, die sich vom Schwarzenbergpark über den Park der Garde, das Belvedere, die Gärten der Salesianerinnen und der Meditamentendirektion zum Botanischen Garten hinziehen. Aus dem Blumenmeer steigen süße, ein wenig melancholische Duftwogen auf. . . . Und doch ist's nicht schwermütig, denn das lebendige Leben klingelt und tutet, hastet und stürmt sieghaft über alle stillen Stimmen der Vergangenheit, über das Gewesene hinweg. . . .

Und namentlich heuer. Ueberall gibts Soldaten. Steht doch zu Eingang wie zu Ausgang des Rennwegs eine Kaserne. Dazu rechter Hand hinauf das Arsenal, links die Angargasse hinunter das Reifelehr-

institut, im Umkreise Militärspitäler und Lazarette des roten Kreuzes. Rekruten mit dem „Strängerl“ am Hut und Wein wie Vieder in den Rehlen, ziehen zum Ost-, Süd- und Spangbahnhof, kommen von dort her, Blessierte, in deren Augen noch ein Licht der andern Welt zu glimmen scheint, aus der man sie wieder zurückholte, eilige Ordonnanzen mit ihren Meldebüchern, marschbereite Offiziere und unter ihnen so manche, an deren Haltung und Gruß man merkt, daß sie erst im Begriff sind, wieder in die Uniform hineinzuwachsen. Solche Gestalten sah man auch sonst zu Allerheiligen, denn das war seit jeher der Tag, an dem die Reservisten vor dem Haupttrupp der vierten November mit ihren Monturen in neuerliche Fühlung zu treten versuchten. Wer hätte sie nicht gekannt, die Leutnants mit den zu eng gewordenen Waffenröcken und Stiefelschäften, mit den blank rasierten Gesichtern, den frisch geschnittenen Haaren und der kindlichen Freude an Säbel- und Sporenklirren, der alten, festen Jugendmelodie ihrer Einjährigzeit Kenneraugen entdeckten so oft, daß hier neue Regalifizierungen aufgesetzt oder Nähte „ausgelassen“ worden waren, von vorschristswidrigen Vollbärten, die in den jüngsten Jahren allerdings schon recht selten wurden, gar nicht zu reden. Da waren die braunen Mäntel der Artillerie, die verschmürten Uniformen der Husaren. . . .

Die Farben sind dem einheitlichen Feldgrau gewichen und die vergnügliche Pflicht dem Ernste. Ganz anders als sonst zu Allerheiligen sehen die Rennwegesoldaten aus. Sie sind nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart — unsre Zukunft. Weniger Distanz scheint zwischen Vorgesetzten und Mannschaft zu herrschen, und wärmer, inniger ist ihr Kontakt mit dem Publikum. Unter den Tunnel der großen Kreuzung bei der Fasangasse fährt gerade ein Zug ein. Zahllose Menschen, namentlich Buben, neigen sich über den Bahndamm hinunter und schwenken Hüte und Taschentücher: Hurra! Hurra! Heil! . . . Abziehender Landsturm ist es gewesen.

Vor Nummer eins, dem polnischen Ministerium, und gleich zwei Häuser weit neben der polnischen Kirche gibt's reges Treiben. Leute mit Papieren in der Hand stehen davor. Viele sehen ärmlich und gedrückt aus. Einzelne lesen bestimmte Stellen aus Zeitungen vor. Man lacht, weint. . . . Nach Hause? . . . Wieder zurück? . . . Menschen, die einander zum erstenmal sehen, freunden sich an — Flüchtlinge sind es.

Ein Stück weiter hinauf, erst seit heuer mit dem Vorposten der italienischen Botschaft, dem einstigen Metternichpalast, liegt das Botschafterviertel, das noch stiller ist als sonst, seit in den Residenzen der Beglaubigten Japans, Englands und Rußlands die Rollbalken und Tore geschlossen sind. Nur im Bereiche der deutschen Botschaft geht's froh und geschäftig zu.

Mit dem Belvedere grüßt das Schloß eines hohen Toten dieses Jahres, über dessen letzte Ruhestatt der rächende Ehrensalut des Kriegsdonnens dröhnt. Erzherzog Franz Ferdinand hat dort oben gewohnt im Palaste des „edlen Ritters“, dessen Geist der Tod des letzten Schloßherrn entsacht hat — wie wunderbar sich die Ringe des Schicksals schließen!

Leise fährt der Wind in die geweihten Flaggen mit dem Genfer Kreuz, die über den Klöstern hängen, Orgelspiel tönt aus den alten Kirchen — die Messen des Feiertages, und mitten in der Menschenwirrnis kommen und gehen die Betenden. Dann hört das Gartenland auf, die Herrenhäuser machen bürgerlichen Gebäuden Platz. Wo auf hügeligem Boden noch Ende des 16. Jahrhunderts ein guter Tropfen Wein gedieh und vor kaum fünf Dezennien Wiesenland sich weitete und ein Altwiener Ringelspiel sich drehte, stehen Fabriken, die Tag und Nacht für den Armebedarf arbeiten, und in denen jetzt mehrfach auch Frauen an den Posten von Männern stehen.

Nach der polnischen die böhmische Kirche. An den Lebzelterstandeln davor merkt man, daß der stolze Großstadtcharakter hier langsam verebbt. Menschen, mit Liebesgaben beladen, eilen ins Rudolphspital. Man sieht Zöglinge der nahen Landwehrkadettenschule — die schmucken, kleinen Soldaten und dann kommt linker Hand die große, alte Kaserne unsres Hausregiments mit den weiten Exerzierhöfen: die der Deutschmeister. Darin ist auch das Garnisonsspital Nr. 2 untergebracht. Man hat es kürzlich in diesem betagten Gemäuer förmlich gespürt, als der Kaiser vorfuhr, seine kranken Soldaten zu besuchen.

Da hört der Rennweg auf, da schließen sich so ziemlich die Soldatenbilder, aber die Blumen fluten weiter, vom Zufließen der Hauptstraße verdichtet, in buntem Schwall die endlos lange Simmeringer Zeile hinunter, die Seide entlang, bis vor die Tore der Vergangenheit, durch die die Pilgerzüge herüber gehen, dorthin, wo die Blumen zu Gedanken werden und die Gedanken Blumen geworden sind. . . .

Selenia Tuschat.

Der strickende Kriegstee.

Es ist die allerneueste Form der Wiener Geselligkeit. Eigentlich ist er gegenwärtig auch so ziemlich die einzige und wird darum mit denkbar größtem Eifer gepflegt. Der „Kriegstee“ unterscheidet sich von sämtlichen bisher dagewesenen gesellschaftlichen Veranstaltungen vor allem durch die Zusammensetzung der Gäste. Man bittet nämlich prinzipiell nur Damen dazu, das männliche Geschlecht ist unbedingt ausgeschlossen. Denn die waffen- und jourfähige Herrenwelt ist, soweit sie sich überhaupt noch in Wien befindet, überarbeitet und käme bestimmt nicht. Daher würde sie uns nur stören, und wir haben das aueregende Bedürfnis, doch „endlich einmal unter uns“ zu sein. Also werden nur Damen eingeladen, diese aber in großer Zahl, in allen Altersstufen von zwölf bis siebzig. Alle Tanten, Cousinen, Freundinnen ruft man zusammen, und die allerjüngsten jungen Mädchen dürfen mitkommen, weil doch keine Herren da sind, die sie „verderben“ könnten.

Die erste Ueberraschung, wenn man sich nach so langer Zeit wieder sieht, sind die Toiletten. Eigentlich könnte man heuer wirklich beinahe „Kleider“ sagen, so einfach sind sie. Ueberdies sind sie warm, und das ist im Winter bekanntlich etwas ganz Ungewohntes. Bisher trug man Gaze, Tüll und Spitzenstoff, um sich vor der Winterkälte zu schützen. Das ist jetzt anders geworden. Solide Wollstoffe treten auf, ernste Farben und bescheidene Schnitte beherrschen das Feld, und die „Kriegsbluse“ ist so kleidsam, daß man fortwährend versucht ist, sie „hic“ zu nennen.

Eine weitere Ueberraschung aber sind die Namen. Wir sind ja alle verwandt oder eng befreundet miteinander und sprechen einander mit dem Vornamen an. Da heißt es jetzt schnell umlernen. Frau Daisy heißt auf einmal „Sanna“, „Renée“ will von ihrem Namen nichts mehr wissen, hört nur noch auf „Gedwig“, und mehr als einmal passiert es, daß verwirrte, gedächtnisschwache Freundinnen anfangen: „Denise, ich bitte dich, wie heißt du?“

Über der „Clou“ des Zusammenseins ist doch das Stricken. Beim Kriegstee wird nämlich nicht musiziert, es wird auch nicht über Malerei gesprochen und nicht geflirtet, sondern es wird gestrickt. Wir haben diese nützliche Kunst zwar seit unserer Schulzeit nicht geübt und wollen fast alle nicht mehr sehr gern davon sprechen, wie lange das schon her ist. Wir zeigen also alle eine gewisse heitere Selbstverständlichkeit und belauern die Nachbarin, wie sie es machen wird. Ich hasse an meinem Faden und meinen Nadeln herum, denn ich habe nicht die allerleiseste Ahnung, wie man Maschen „anschlägt“. Das Botabel ist das einzige, was sich in meinen Erinnerungen erhalten hat. Ich luge zu Daisy, nein, Sanna, die auch nicht das Glück einer bereits eingerichteten Strickarbeit genießt, und sehe sie das Garn zerstechen. „Warum fängst du denn nicht an?“ frage ich sie harmlos und lasse meinen Knäuel auf den Boden gleiten. Sie fährt auf. „Ich — ich habe gerade so lebhaft an etwas anderes gedacht.“ Aber schließlich haben wir vor einander nicht so viel zu verbergen; wir sind ehemalige Schulkameradinnen, und jede hofft, daß die andere um ein halbes Jahr älter ist. Wir vereinigen also unsere blassen Erinnerungen und beginnen irgendwie Maschen zu formen. Marie, das Stubenmädchen, geht gerade durch das Zimmer, guckt über meine Schulter und grinst über das ganze Gesicht. „Es sie ganz falsch“, konstatiert sie zufrieden. Die Aufmerksamkeit der ganzen Runde wendete sich uns beiden zu, wir bekommen so viele und so widersprechende Rat schläge, daß wir erst recht nicht wissen, wie wir „anschlagen“ sollen. Die wissenschaftlichen Ansichten über diesen Punkt scheinen weit voneinander abzuweichen, wie die meisten wissenschaftlichen Ansichten. Manche geistreiche Theorie wird mit scharfsinnigen Argumenten verteidigt, aber niemand langt nach unseren Nadeln. Nur Marie. Sie schweigt in dem ganzen Sturm, reißt resolut den Faden ab, kratzt sich nachdrücklich mit der Stricknadel unter dem Häubchen (wahrscheinlich bedeuten die heimatischen Stricknadeln für sie Rückkehr zur Natur), und hat im Nu das Problem bewältigt. Sie legt befriedigt die begonnene Arbeit in meine Hände und fühlt sich als Herrscherin. Alle Damen aber rufen im Chor: „Siehst du, so habe ich es dir gesagt!“

Auch andere Schwierigkeiten gibt es. Else kann keine Ferse stricken, weil sie „bei der Ferse immer schon auf dem Land war“. Dieser nicht unwichtige Teil der weiblichen Bildung wurde nämlich stets erst im Juni erlernt. Jenny arbeitet an einer Schneehaube — Gott allein weiß, wer der Verfasser des ersten Teiles war —, sie strickt und strickt; das Loch wird immer enger, jetzt muß auch die längste Nase schon zugedeckt sein, und die tapfere Frau findet kein Ende. Sie hat nämlich total vergessen, wie man „abkettet“, das heißt abschließt, und so muß sie wohl bis zum jüngsten Tag weiter stricken, bis die Schneehaube für den Zwerg Nase sein wird. Wirklich erfahren in der schweren Kunst sind ja, außer Marie, nur die älteren Damen, die uns alle ein bißchen beleidigt und staunend beobachten. Sie glauben nämlich, die Guten, daß wir uns über sie lustig machen. Denn daß eine Frau, die einen Mann und Kinder hat, wirklich keine Ferse stricken kann, wird Tante Frida niemals glauben. Sie hält die ganze Sache für eine nette, kleine Komödie, freut sich, sie zu verstehen, und bemerkt mehrmals, daß Else wirklich sehr geistreich ist. Nur den beiden Badfischen will die wackere Tante helfen. Aber die lehnen ab, und Margot erzählt uns — sie ist selbstverständlich Gymnastin —, daß die Römerinnen auch nicht gestrickt haben und es daher kein lateinisches Wort dafür gibt. Das ist ihr Beitrag.

Wir anderen jedoch stricken, und die Nadeln flirren. Das entzückt uns alle. Was ist das Klirren der Schlüssel im Schlüsselbund der jungen Hausfrau gegen diese Stricknadeln!

Der preussische Kriegsteufel.

So wird mit effektivem Eifer fortgearbeitet, bis der „Kriegsteufel“ kommt. Er ist so schlecht, als nur jemals Tee gewesen; nicht der leiseste Gedanke an England kommt einem dabei. Dazu gibt es auf einer kleinen Tasse Butterröstchen mit sehr dickem Brot und schleierdünner Butter. (In besonders eifrigen Familien ist letztere ranzig.) Es ist die richtige Kriegskost, und wir sind alle sehr zufrieden. Aber irgendwie muß die Pause doch die Gedanken auf die Not und Entbehrungen unserer braven Soldaten im Felde lenken, denn kaum sind die Teetassen verschwunden, so beginnt eine der Damen nach der anderen in ihrem Täschchen zu framen und eine Spenderliste oder Block herauszuziehen. Eine eifrige Sammelthätigkeit setzt ein, Tauschgeschäfte und Verträge werden abgeschlossen: „Du mußt mir etwas für mein Spital geben, dann gebe ich etwas für deine Auspeisung“ oder: „Wenn du für Elsas Kindergarten zehn Kronen zeichnest, dann darfst du für die Flüchtlinge nicht nur sechs widmen.“ So wird eine Weile geschachert und debattiert. Aber zuletzt lassen wir alle befriedigt unsere Bleistifte, die durchaus nicht mehr „Crayons“ sind, aber dadurch keineswegs leichter und verlässlicher aus ihren Hülsen und Hülfsen hervorkommen.

Wenn wir in diesen verschiedenen Formen unsere patriotische Pflicht getan haben, dann dürfen wir zum Lohn auch noch ein bißchen politisieren. Das ist ganz unschädlich, denn Frauen sind immer Optimisten, und wir beschäftigen uns eine Weile sehr anregend damit, die Länder Europas an den Dreieck zu verteilen, wobei es zu lebhaften Debatten kommt. Denn Denise hat sich einmal in Nizza so ausgezeichnet unterhalten, daß sie es Italien nicht gönnt und durchaus, allen geographischen Verhältnissen zum Trotz, zu Oesterreich schlagen will. Dafür legen wir aber alle keinen besonderen Wert auf Warschau, und wenn der deutsche Kaiser gerade Lust darauf hätte, so werden wir ihm alle freundlich sagen: „Bitte sehr, Majestät, bedienen Sie sich.“ Endlich kommt noch ein wenig Kriegstratsch, ein paar rührende oder komische Episoden aus den Spitälern, der Wäschekorb mit Duchteln und der Kessel mit Zwetschkenknödel und einige glänzende Ausprüche der klugen Kinder.

Bei alledem aber stricken wir, stricken wie die Maschinen, und ich übertreibe keineswegs, wenn ich behaupte, dreiundeinhalbes Mal bei meinen Pulswärmern herumgekommen zu sein. Elsa will gar vier „Gänge“ bewältigt haben. Sie hat ja immer eine ausschweifende Phantasie gehabt. Aber beim Abschiednehmen, da danken wir alle aufrichtig und mit besonderer Wärme für den schönen Abend. Wenn dann schließlich in der Stille auch noch das Soll und Haben veralichen wird, so sind wir alle sehr zufrieden. Sogar die Hausfrau; denn trotz der Spenden für gute und schöne Zwecke zeigt ihr ein Blick in das vorjährige Wirtschaftsbuch, um wie viel kostspieliger der bisherige törichte Aufwand für Gesellschaften war, als der gemüthliche, herzerfreuende, strickende Kriegsteufel.

Und endlich — es geschehen ja noch alle Tage Zeichen und Wunder — am Ende wird einmal auch ein Paar Pulswärmer dabei fertig!

Mara Mautner.

Rundgebungen vor dem Wiener türkischen Botschaftspalais.

Wien, 2. November.

Den ganzen gestrigen Nachmittag über herrschte vor dem türkischen Botschaftspalais in der Prinz Eugenstraße lebhaftes Treiben und es fehlte nicht an Sympathiekundgebungen von einzelnen und von Gruppen, welche Vorläufer einer großen Abenddemonstration waren.

Es hieß, daß die Massenkundgebung der Wiener Bürgererschaft schon für eine frühere Stunde geplant war, doch erfuhr man, daß der Botschafter Hussein Hilmi Pascha nicht in Wien sei. Er war heute Gast des Grafen Elemer Lonyay und der Gräfin Stephanie, Prinzessin von Belgien, und kam abends im Automobil von Schloß Droszvar zurück.

Viele Hunderte standen schon vor dem Palais, als Hussein Hilmi Pascha heimkehrte, und begrüßten ihn bei der Einfahrt, aber die Menge wuchs wohl auf zweitausend Menschen an, als gegen halb 8 Uhr der Hauptzug der Manifestanten ankam.

Eine gewaltige türkische Fahne, rot und mit dem Halbmondzeichen, von Wienern gespendet, wurde vorangetragen. Eine Gruppe von Türken trug nur eine kleine Nationalfahne. Die türkische Kolonie in Wien ist auf ein Häuflein zusammengeschmolzen; die meisten sind schon heimgereist, um unter die Waffen zu treten.

Einen ganzen Wald von Fahnen sah man aus der Menge aufragen: schwarz-gelbe, rot-weiß-grüne, weiß-rote, schwarz-weiß-rote, dazwischen Tafeln mit den Aufschriften: „Hoch die Türkei!“ und „Hoch der Sultan!“

Auf den Balkon im hellerleuchteten ersten Stock trat gegen 7/8 Uhr der Botschafter Hussein Hilmi Pascha mit dem Botschaftsrat Blac Bey; es folgen die Sekretäre Tewfik Bey und Essad Bey, der Smanant der Botschaft und Konsul Bondy Bey.

Mit Hoch- und Heilrufen, mit Hurra begrüßt, dankte der Botschafter der Menge durch stetes Verneigen und Kopfnicken. Es wurde um Ruhe gebeten und aus der Menge wurden Ansprachen an den Vertreter der Türkei gehalten.

Im Namen des Botschafters erwiderte Botschaftsrat Blaque Bey:

„Meine verehrten Wiener Bürger und Oesterreicher-Ungarn!

Ich bedauere vor allem, Sie nicht in Ihrer schönen deutschen Sprache begrüßen zu können. Es liegt mir am Herzen, feierlichst zu bezeugen, daß von dem ersten Augenblick an, wo Oesterreich-Ungarn angegriffen wurde, das ganze Volk Vaterlandsliebe und einen patriotischen Opfermut zeigte, um den ihn alle anderen Völker beneiden können.

Der patriotische Geist, die hohe Tapferkeit und Opferfreudigkeit, die vom ersten Augenblick an sich im Volke und in der Armee kundgegeben haben, sind die besten Bürgschaften für den endgültigen und vollständigen Sieg der österreichisch-ungarischen Waffen.

Auch wir sind ungerechterweise und heimtückisch angegriffen worden. Nur eine gerechte Sache ist stets des göttlichen Schutzes sicher. Deshalb wird Gott der Allmächtige in diesem Kampfe bis zu seiner Beendigung mit Oesterreich-Ungarn sein, wie auch mit seinen Verbündeten.

Wir sind tief gerührt von der Sympathiekundgebung, die Sie unserem Lande entgegenbringen, und danken Ihnen aus vollem Herzen dafür.

Ich schließe mit dem innigsten Wunsche, daß der Lenker der Geschichte, der allmächtige Herr der Heerscharen, Seiner Majestät Ihrem allgeliebten Kaiser und König Franz Josef ein langes glorreiches Leben verleihen möge zum Heile der österreichisch-ungarischen Monarchie sowie der ganzen zivilisierten Welt.

Seine Majestät Ihr allgeliebter Kaiser und König Franz Josef, er lebe hoch! hoch! hoch!

Hoch die tapfere österreichisch-ungarische Armee!

Hoch die verbündete reichsdeutsche Armee.“

Stürmische Kundgebungen folgten, worauf der Botschafter selbst einige Dankesworte in französischer Sprache anfügte, die neuerdings Jubel hervorriefen. Als die Gruppe der Türken ihre Nationalhymne intonierte, trat ein Augenblick Ruhe ein, dann erbrauste in mächtigem Chorus die Volkshymne und verklang in tausendstimmigen Hochrufen.

Sympathiekundgebung für die Türkei.

Vor dem Botschaftspalais.

Gestern abends hat vor dem Palais der türkischen Botschaft in Wien eine spontane, eindrucksvolle Sympathiekundgebung der Wiener Bürgerschaft stattgefunden. Schon in den Nachmittagsstunden des Sonntags kamen in die Prinz Eugenstraße kleinere Gruppen von zwanzig bis dreißig jungen Leuten, die spontan Hochrufe auf die Türken ausbrachten und den Sultan Mehmed V. hochleben ließen. An den Fenstern der Botschaft im Hause Nr. 34 zeigte sich aber niemand, da der Botschafter Hussein Hilmi Pascha den Tag über nicht in Wien war. Gegen 8 Uhr abends erschien plötzlich eine große Volksmenge, die auf ungefähr dreitausend Personen geschätzt wird, vor der türkischen Botschaft. Vorangetragen wurde ihr eine riesige rote Fahne mit dem Halbmond. Polnische Legionäre in Uniform waren die Träger. Auch eine Fahne mit der Aufschrift „Hoch die Türkei“ war im Zuge. Dann waren auch Fahnen in den reichsdeutschen und in den österreichisch-ungarischen Farben zu sehen. Dicht gedrängt nahm die Menge die ganze Breite der Straße vor dem Botschaftspalais ein und erstreckte sich weithin zu beiden Seiten der Straße. Die Leute brachen in lebhafteste Hochrufe auf die Türkei aus, die nicht enden wollten.

Als die Hochrufe immer stürmischer wurden, wurden die auf den Balkon des Palais im ersten Stockwerk führenden Türen geöffnet, und der türkische Botschafter Hussein Hilmi Pascha erschien mit dem Botschaftsrat Blaque Bei, den Sekretären Lewfik Pascha und Esjad Bei, dem Botschaftsimam und dem Konsul Bondy Bei. Botschafter Hussein Hilmi Pascha winkte der jubelnden Menge zu. Es wurde still, und ein Wiener Bürger ergriff das Wort und richtete eine Ansprache an den Botschafter, in der er der großen Sympathie der österreichisch-ungarischen Bevölkerung für das ottomanische Reich Ausdruck gab. Auch ein Publizist namens Suleiman Stry hielt eine Ansprache, die mit Hochrufen auf Sultan Mehmed V. und auf die türkische Armee endete. Aus dreitausend Kehlen erschallten lebhafteste Hochrufe, und die Fahnen wurden geschwenkt.

Eine Ansprache des Botschafters.

Botschafter Hussein Hilmi Pascha war tief gerührt und verbeugte sich dankend für die großartige Kundgebung. Als der Jubel verklung, ergriff der erste Botschaftsrat Blaque Bei das Wort und hielt namens des Botschafters eine Rede in deutscher Sprache. Er sagte: „Meine verehrten Wiener Bürger! Oesterreicher und Ungarn! Ich bedauere vor allem, daß der Herr Botschafter Sie nicht in Ihrer schönen deutschen Sprache begrüßen kann. Es liegt ihm am Herzen, feierlichst zu bezeugen, daß von dem ersten Augenblick an, wo Oesterreich-Ungarn angegriffen wurde, die ganze österreichisch-ungarische Bevölkerung eine Vaterlandsliebe und einen patriotischen Opfermut gezeigt hat, um den sie alle anderen Völker beneiden können. Der patriotische Zug, die Opferfreudigkeit und die hohe Tapferkeit, die sich vom ersten Augenblick an im Volke und in der Armee kundgegeben haben, sind die sicherste Bürgschaft für den endgültigen und vollständigen Sieg der österreichisch-ungarischen Waffen. Auch wir sind jetzt plötzlich ungerechterweise angegriffen worden. Aber eine gerechte Sache ist des göttlichen Schutzes sicher. Der allmächtige Völker der Geschichte wird in diesem Kampf ebenso mit uns sein, wie er es mit Oesterreich-Ungarn und seinen Verbündeten war. Wir sind tief gerührt von der Sympathiekundgebung, die Sie unserem Lande entgegenbringen, und danken Ihnen aus vollem Herzen dafür. Ich schließe mit dem innigsten Wunsch, daß Gott der Allmächtige Seiner Majestät Ihrem allgeliebten Kaiser und König Franz Josef I. ein noch langes

und glorreiches Leben verleihen möge, zum Heile der österreichisch-ungarischen Monarchie und der ganzen zivilisierten Welt. Seine Majestät der allverehrte Kaiser und König Franz Josef I. lebe hoch, hoch, hoch! Hoch auf die tapferen österreichisch-ungarische Armee und die Armee des mit ihr verbündeten Deutschen Reiches!“ Es läßt sich kaum sagen, welchen Jubel diese Hochrufe auslösten. Minutenlang herrschte die enthusiastischste Stimmung, und die Menge brach in brausende und immer wieder sich erneuernde Hochrufe aus.

Dann wurde es auf ein Zeichen wieder still, und Gemeinderat Stangelberger ergriff das Wort namens der Stadt Wien. Er erklärte, daß die Wiener seit langem Freunde der Türkei sind und das vielfach bewiesen haben. Ganz Wien und das österreichische Volk sei erfreut, daß auch die Türkei jetzt zu den Waffen gegriffen habe. Er bitte, namens der Wiener Bevölkerung Seiner Majestät dem Sultan mitteilen zu wollen, welcher Sympathie er, das türkische Volk und die türkische Sache sich hier erfreuen. Auch Redner schloß mit Hochrufen auf die Türkei, den Sultan und die türkische Armee. Nun stimmte die Menge begeistert die Volkshymne an. Sie wurde von allen erklingenden Hauptes mitgejungen. Die Herren der türkischen Botschaft winkten ununterbrochen der Menge zu.

Die Ovationen dauerten länger als eine halbe Stunde. Mit neuerlichen begeisterten Hochrufen bewegte sich dann der stattliche Zug, der indessen noch weit größer geworden war, durch die Prinz Eugenstraße auf die Ringstraße. Mit einem Umzug über den Ring und zum Kriegsministerium, wo ebenfalls von einem Teilnehmer des Zuges eine politische Ansprache gehalten wurde, fand die Kundgebung ihr Ende.

Große Kundgebungen vor der türkischen Botschaft.

Eine Ansprache des Botschaftsrates.

Gestern abend hat vor dem hiesigen Palais der türkischen Botschaft eine großartige und eindrucksvolle Kundgebung stattgefunden, die Zeugnis ablegt von den Sympathien der Wiener für das Osmanische Reich.

Schon in den Nachmittagsstunden hatten sich in der Prinz Eugenstraße vor dem Hause Nr. 34, in dem sich die türkische Botschaft befindet, größere Menschengruppen eingefunden, welche Hochrufe auf die Türkei ausbrachten. Gegen 8 Uhr abends erschienen hier ungefähr dreitausend Personen. Dem Zuge wurde eine rote Fahne mit dem Halbmond durch polnische Legionäre vorangetragen. Im Zuge sah man auch eine Fahne mit der Inschrift: „Hoch die Türkei!“ sowie Fahnen in den reichsdeutschen und in den österreichisch-ungarischen Farben. Dicht gedrängt nahm die Menge die ganze Breite der Straße vor dem Botschaftspalais ein und erstreckte sich weithin zu beiden Seiten der Straße. Die Leute brachen in lebhaften Hochrufen auf die Türkei aus.

Als die Hochrufe immer stürmischer wurden, wurden die auf den Balkon des Palais im ersten Stockwerk führenden Türen geöffnet und der türkische Botschafter Hussein Hilmi-Bascha erschien mit dem Botschaftsrat Blaque-Bei, den Sekretären Lewsi-Bascha und Essad-Bei, dem Botschafts-Imam und dem Konsul Bondy-Bei auf dem Balkon. Botschafter Hussein Hilmi-Bascha winkte der jubelnden Menge zu.

Ein in Wien lebender Türke, Suleiman el Syryde, richtete eine Ansprache an den Botschafter, in welcher er der großen Sympathie der österreichisch-ungarischen Bevölkerung für das Osmanische Reich Ausdruck gab. Am Schlusse seiner Rede brachte er ein Hoch auf Sultan Mehmed V. und auf die türkische Armee aus. Aus Tausenden von Rehlen erschallten lebhafteste Hochrufe, und die Fahnen wurden geschwenkt. Botschafter Hussein Hilmi-Bascha war tief gerührt und beugte sich dankend für die großartige Kundgebung. Als der Jubel verklang, ergriff Botschaftsrat Blaque-Bei das Wort und hielt namens des Botschafters eine Rede in deutscher Sprache. Er sagte:

„Meine verehrten Wiener Bürger! Oesterreicher und Ungarn! Ich bedaure vor allem, daß der Herr Botschafter Sie nicht in Ihrer schönen deutschen Sprache begrüßen kann. Es liegt ihm am Herzen, feierlichst zu bezeugen, daß von dem ersten Augenblicke an, wo Oesterreich-Ungarn angegriffen wurde, die ganze österreichisch-ungarische Bevölkerung eine Vaterlandsliebe und einen patriotischen Opfermut gezeigt hat, um welchen sie alle andern Völker beneiden können. Der patriotische Zug, die Opferfreudigkeit und die hohe Tapferkeit, die sich vom ersten Augenblicke an im Volke und in der Armee kundgegeben haben, sind die

sicherste Bürgschaft für den endgültigen und vollständigen Sieg der österreichisch-ungarischen Waffen! Auch wir sind jetzt ungerechterweise plötzlich angegriffen worden! Aber eine gerechte Sache ist des göttlichen Schutzes sicher! Der allmächtige Lenker der Geschichte wird in diesem Kampfe ebenso mit uns sein, wie er es mit Oesterreich-Ungarn und seinem Verbündeten war! Wir sind tief gerührt von der Sympathiekundgebung, die Sie unserm Lande entgegenbringen, und danken Ihnen aus vollem Herzen dafür! Ich schließe mit dem innigsten Wunsche, daß Gott der Allmächtige Seiner Majestät Ihrem allgeliebten Kaiser und König Franz Josef I. ein noch langes und glorreiches Leben verleihen möge zum Heile der österreichisch-ungarischen Monarchie und der ganzen zivilisierten Welt! Seine Majestät, der allverehrte Kaiser und König Franz Josef I., lebe hoch, hoch, hoch! Hoch auf die tapferen österreichisch-ungarische

Armee und die Armee des mit ihr verbündeten Deutschen Reiches!

Es läßt sich kaum sagen, welchen Jubel diese Hochrufe auslösten! Die Menge brach in brausende und immer sich erneuernde Hochrufe aus. Dann wurde es auf ein Zeichen wieder still, und ein Gemeinderat der Stadt Wien ergriff das Wort namens der Stadt Wien.

Er erklärte, daß die Wiener seit langem Freunde der Türkei sind, und das vielfach bewiesen haben. Ganz Wien und das österreichische Volk sei erfreut, daß auch die Türkei jetzt zu den Waffen gegriffen habe. Er bitte, namens der Wiener Bevölkerung Seiner Majestät dem Sultan mitteilen zu wollen, welcher Sympathien er, das türkische Volk und die türkische Sache sich hier erfreuen! Auch dieser Redner schloß mit Hochrufen auf die Türkei, den Sultan und die türkische Armee. Nun stimmte die Menge begeistert die Volkshymne an. Sie wurde von allen entblößten Hauptes mitgesungen. Die Herren der türkischen Botschaft winkten ununterbrochen der Menge zu. Die Kundgebungen dauerten mehr als eine halbe Stunde. Mit neuerlichen begeisterten Hochrufen bewegte sich dann der städtische Zug, der indessen noch weit größer geworden war, durch die Prinz Eugenstraße zum Schwarzenbergplatz. Mit einem Umzug über den Ring zum Kriegsministerium schloß die Kundgebung.

Vor dem Kriegsministerium.

Die Menge nahm rings um das Radetzkydenkmal Aufstellung und Suleiman el Syryde hielt entblößten Hauptes neuerdings eine Ansprache, in der er ausführte: Mit tiefster Andacht beugen wir uns hier vor den Schatten jener Helden, die das Werk begonnen haben, das wir fortsetzen. Dieses Haus ist jetzt nicht mehr bloß ein Symbol des Mars, sondern eine feste Burg für unser Dasein und für das Weiterbestehen der großen Kultur und der wahren Moral. Wir gedenken unsrer Brüder, die gegenwärtig ihr Alles für unser Heiligtum opfern, und ich bitte Sie, einzustimmen in den Ruf: Hoch die unbesiegbare österreichisch-ungarische und deutsche Armee! Hoch die Türkei! Nachdem die brausenden Hochrufe sich gelegt hatten, fügte der Redner hinzu: Ich als Mohammedaner betrachte es als den glücklichsten Moment meines Lebens, daß ich die Hymne des ewigen Friedens anstimmen kann: Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land! Entblößten Hauptes sang die Menge hierauf die Volkshymne. Damit war die Sympathiekundgebung zu Ende und die Demonstranten zerstreuten sich.

Allerheiligen auf dem Zentralfriedhofe.

Ein herrlich schöner Spätherbsttag begünstigte gestern die Gedenkfeier der Toten. Schon der milde Morgen ohne Nebel ließ einen schönen Tag erhoffen und am Vormittag strahlte eine sommerliche Sonne über der Stadt. Das Bild, das die nach den Wiener Friedhöfen führenden Straßen, vor allem aber die beiden Straßen nach dem Zentralfriedhof, am Allerheiligentag bieten, ist jedem Wiener bekannt. Die Straßenbahnwagen sind mit Kränzen behängt, endlose Automobil- und Wagenkolonnen haben die Friedhöfe als Ziel und in endlosem Zuge, fast durchwegs kränzbekrönt, kommen die nach Hunderttausenden zählenden Besucher. So war es auch heuer; nur daß, wie in allem und jedem, sich auch dem Friedhofsbesuch der Stempel der großen Zeit, in der wir leben, aufprägte.

Der Besuch der zahllosen anderen Gräber hat auch heuer nicht gelitten, kaum ein Grab entbehrt des Schmuckes, die Grabstätten der berühmten Toten in der Kapellenstraße waren wie sonst mit Blumenspenden reichlich geschmückt, das Ziel der meisten Besucher aber war das Heldengrab der Kriegsgesetzten.

Hier fand um 11 Uhr vormittags eine eindrucksvolle Gedächtnisfeier statt, die erste dieser Art. Beim Hauptportal des Zentralfriedhofes hatten sich die Vertreter der gesamten bewaffneten Macht versammelt. Es waren erschienen: O. M. Edler v. Treysler in Vertretung des Stadtkommandanten, dann der Hauptmann Georg Bernhardt in Vertretung des Kriegsministeriums und zugleich der k. u. g. Landwehr, Landwehrplatzkommandant Oberst Wahl in Vertretung der k. k. Landwehr, Major Erbe in Vertretung der k. k. Gendarmerie, Oberst Hoppner und Major Zibser vom Militärkommando und in Vertretung des Kriegsministeriums (Marinesektion), Linienschiffskapitän Gustav Dassenbacher. Die Herren waren teils in Marschadjustierung, teils mit Paradekopfsbedeckung. Außerdem hatte sich der Direktor der städtischen Leichenbestattung, Dr. Rauscher mit mehreren Herren eingefunden. Um 11 Uhr schritten die Abordnungen zunächst zu der neben den Grabstätten der historisch berühmten Persönlichkeiten befindlichen Grabstätte der bei der Luftballonkatastrophe am 20. Juni l. J. bei Fischamend verunglückten Offiziere und Mannschaften. Auf diesem Wege hatten sich den Offizieren angeschlossen die Vertreter der Militärluftschifferabteilung Hauptmann Blumenwib, Oberoffizial Goder und Leutnant Ingenieur Kemecsek. An dem Grabe hielten Doppelposten des Deutschmeister-Schützenkorps Wache. Bei dem Grabe, das provisorisch eine Marmortafel mit den Namen der verunglückten Offiziere und Mannschaften trägt, war ein mächtiges

Altweiliger auf dem Zentralfriedhof.

Castrum doloris errichtet. Es war bis hoch hinauf mit Kränzen geschmückt. An den vier Ecken des weiten Parterres rauchten in großen silbernen Ständerschalen Opferflammen. Der Eindruck, den die Grabanlage mit ihrem Schmuck machte, war tief ergreifend. Vor das Grab traten die Offiziere, entblößten das Haupt und legten dann die den Opfern der Luft gewidmeten Kränze nieder. Der Kranz des Kriegsministeriums hat die Widmung: „Den Opfern treuer Pflichterfüllung“ auf den schwarz-gelben Schleifen. Auch die Luftschifferoffiziere legten einen herrlichen Kranz für ihre Kameraden nieder. Eine kurze Frist lang blieben die Offiziere in stillem Gebete; dann begaben sie sich zu dem Heldengrabe, das die Stadt Wien den im Kriege gefallenen österreichisch-ungarischen Soldaten und ihren deutschen Brüdern gewidmet hat. Es liegt hinter der Friedhofskirche und hat die Nummer 91. Die Ehrenruhestätte ist für 288 Offiziers- und 1312 Soldatengräber bestimmt. Inmitten der Anlage erhebt sich das vorläufige Denkmal aus granitähnlichem Kunststein. Auf einem wuchtigen Sockel steht ein mächtiger Sarkophag, über den sich eine von vier Säulen getragene Krone spannt. Eine breite Stiege führt zu dem Denkmal hinan, das eine Gedenktafel mit der Inschrift: „Den gefallenen Kriegerern der verbündeten Heere Oesterreich-Ungarns und Deutschlands die dankbare Stadt Wien“ schmückt. An dem Hügel, auf dem das Denkmal sich erhebt, waren schon zahlreiche Kränze niedergelegt, prunkvolle mit mächtigen Schleifen von Korporationen und Einzelpersonen, einfache Kränzlein, Butetts, Blumen, dann staken in dem Rasen viele Kriegsblumen. Auch die schon belegten Einzelgräber waren vielfach sehr schön geschmückt und man sah dort den ganzen Tag über sehr viele Hinterbliebene in inbrünstigem Gebet. Hinter dem Denkmal waren zwei erbeutete Kanonen aufgeföhren. An dem Kriegerehrengrabe hatte Bürgermeister Dr. Weiskirchner schon bald nach 10 Uhr einen mächtigen Kranz mit rot-weißen Schleifen im Namen der Stadt Wien niedergelegt. Gegen halb 12 Uhr erschienen die Vertreter der gesamten bewaffneten Macht. Der Platz um dieses Denkmal war in weitem Umkreise abgesperrt und Tausende drängten sich hinter dem Sicherheitswachspalier. Am Denkmal hatten Deutschmeister-Scharfschützen die Ehrenwache bezogen. Die Offiziere nahmen vor dem Denkmal, an dessen vier Seiten in Opferschalen Flammen brannten, in einer Front Aufstellung und entblößten das Haupt, dann schmückten sie das Grabmal der Helben. Hauptmann Bernhardt legte den Kranz des Kriegsministeriums mit der Inschrift: „Unseren tapferen Helben“ auf schwarz-gelber Schleife nieder. Oberst Wahl für Landwehr, Gendarmarie und Landsturm einen Kranz mit grün-roten Schleifen und der Inschrift: „Den heldenmütigen Gefallenen“, das Militärkommando einen Kranz mit den Worten: „Den gefallenen Helben“. Dann legte Hauptmann Bernhardt auch den Kranz der ungarischen Landwehr mit der Inschrift: „Az elsel hőstímet“ nieder. Auch vor dem Heldengrabe verweilten die Offiziere angefücht der vieltausendköpfigen Menge in stillem Gebete. Damit hatte die erste offizielle Feier am Grabe der Helben dieses Krieges um $\frac{1}{4}$ 12 Uhr ihr Ende erreicht.

Unter den vielen Grabstätten, die sich rings um das Heldendenkmal scharen, haben schon viele vorläufigen Schmuck: ein kleines Kreuz mit Namen und Charge, Zeit und Ort des Todes, schmückt die meisten. Unter ihnen fällt eines durch seine schlichten Verse auf. Es steht hinter dem Denkmal ziemlich allein. Eine Tafel auf dem Kreuz nennt den Namen des Toten: „Infanterist Leopold Zuref.“ Darunter sieht man die Verse:

„Fern von der teuren Heimat,
Im dunkelgrünen Hain,
Schließt einen jungen Krieger
Die Mutter Erde ein.
Ein Hügel zeigt die Stätte,
Wo traumlos schläft der Held,
Für deutsche Ehr' gefallen
Am großen Ehrenfeld.
Ein ehrenvoll' Gedenken
Ist unsere Liebesgab,
Nun ruhe, deutscher Krieger,
Im deutschen Heldengrab.“

Eine ganz besonders ergreifende Huldigung bereiteten die Militärflieger ihren verunglückten Kameraden. Gegen $\frac{1}{4}$ 4 Uhr nachmittags, zur Zeit des stärksten Gräberbesuches, erschienen über dem Friedhofe zwei Doppeldecker. Die beiden Flugzeuge nahmen, sich immer tiefer senkend, die Richtung zum Grabe der Opfer der Fliegerkatastrophe und ließen dann aus den Lüften einen herrlichen, mächtigen, aus Palmen und Lorber gewundenen Kranz auf den Grabhügel fallen. Die Schleifen trugen die Inschrift: „Die treuen Kameraden der Fliegerkompagnie IX in Aspern.“ Der Kranz fiel genau auf das Grab. Er wurde auf den Hügel gelegt und die beiden Flugzeuge schraubten sich dann immer höher und höher, bis sie in der Richtung nach Aspern den Blicken entchwanden. Die Huldigung hatte auf alle Besucher des Friedhofes tiefsten Eindruck gemacht. Die Flieger waren die Piloten Wanselt und Schmied.

Der Besuch des Friedhofes war auch in den Nachmittagsstunden sehr stark. Obwohl der Zentralfriedhof die meisten Besucher hatte, waren auch die übrigen Friedhöfe sehr stark besucht, und auch auf diesen war der berühmten Toten mit der Pietät gedacht, die bei uns Herzensbedürfnis ist.

2./11. 1914.

Die Lage der Toten.

Bei den Heldengräbern.

Ein herrlich schöner Spätherbsttag hat gestern am Allerheiligentag, der alljährlich den Gräbern den Massenbesuch bringt, die Gedenkfeier der Toten begünstigt. Zu den vielen Tausenden und Tausenden, die ihre im Friedhofe ruhenden Lieben besuchten, gesellte sich noch die ungeheure Menge jener, die zum Heldengrab der Gefallenen auf den Zentralfriedhof wanderten. Nur wenige der Gefallenen liegen hier, denn die größte Zahl deckt fremde Erde, und viele, viele ruhen in Rußland. Und da wanderten Gedanken und sehnsuchtsvolle trauernde Liebe weit in die Ferne, und wenn die zitternden Hände Kränze und Blumen am Denkmal der Gefallenen niederlegten, so vermerkten sie damit ein einsames verlassenes Grab in der Fremde zu schmücken.

Das Bild, das die nach den Wiener Friedhöfen führenden Wege, vor allem aber die beiden Straßen nach dem Zentralfriedhof, am Allerheiligentag bieten, ist jedem Wiener bekannt. Die Straßenbahnwagen sind mit Kränzen behangen, und endlose Automobil- und Wagenkolonnen streben den Friedhöfen zu. Und auf den beiden Seiten der Simmeringer Hauptstraße winden sich lange Bände von Fußgängern zum großen Totenfeld. Der gestrige Friedhofbesuch trug den Charakter der großen Zeit des Weltkrieges. Die offizielle Kriegsblume, aus denen die Kränze vielfach ganz oder doch zum Teil bestanden, der Massenbesuch des Heldengrabes der Gefallenen gaben dem diesjährigen Gräberbesuch ein neues Gepräge.

Das Ziel der meisten Besucher des Zentralfriedhofes war das Heldengrab der Kriegsgesetzten. An diesem Grabe fand auch um 11 Uhr vormittags eine eindrucksvolle Gedächtnisfeier statt, die erste dieser Art. Um diese Stunde hatten sich beim Hauptportal des Zentralfriedhofes die Vertreter der gesamten bewaffneten Macht versammelt. Es waren erschienen: SM. Edler von Tregler in Vertretung des Stadtkommandanten, Hauptmann Georg Bernhardt in Vertretung des Kriegsministeriums und zugleich der ungarischen Landwehr, der Landwehrplatzkommandant Oberst Wahl in Vertretung der österreichischen Landwehr, Major Grebner in Vertretung der Gendarmerie, Oberst Hoppner und Major Zipser vom Militärkommando und in Vertretung der Marine-sektion des Kriegsministeriums Linienschiffskapitän Gustav Dassenbacher. Außerdem hatten sich der Direktor der städtischen Leichenbestattung Doktor Rauser, Oberinspektor Sedlaczek und Oberstallmeister Binder eingefunden. Um 11 Uhr schritten die Abordnungen zunächst zu dem neben den Grabstätten der historisch berühmten Persönlichkeiten befindlichen Grabstätte der bei der Luftballonstrophe am 20. Juni d. J. bei Fischamend verunglückten Offiziere und Mannschaften. Auf diesem Wege schlossen sich den Offizieren die Vertreter der Militärfliegerabteilung Hauptmann Blumenwisch, Oberoffizial Goder und Leutnant Ingenieur Nemecel, an. Am Grabe hielt ein Doppelposten des Deutschmeister-Scharfschützenkorps Wache. Bei dem Grabe, das provisorisch eine Marmortafel mit dem Namen der verunglückten Offiziere und Mannschaften trägt, war ein mächtiges Castrum doloris errichtet, das bis hoch hinauf mit Kränzen geschmückt war. Die Friedhofsgärtnerei hatte einen überaus kunstvollen Blumenschmuck angebracht. Auf einem Parterre von braunen Asten ist in gelben und violetten Blüten ein Luftballon mit einer aus gelben Blüten gebildeten Gondel zu sehen. In den vier Ecken des weiten Parterres rauchten in großen silbernen Ständerschalen Opferflammen. Der Eindruck, den die Grabanlage machte, war tief ergreifend. Rings um das Grab war ein großer freier Platz durch Sicherheitswache abgesteckt. Die Offiziere traten vor, entblößten das Haupt und legten dann die den Opfern der Luft gewidmeten Kränze nieder. Der Kranz des Kriegsministeriums trägt die Widmung: „Den Opfern treuer Pflichterfüllung“, der Kranz des Militärkommandos Wien: „Den heldenmütigen Fliegern“. Ein Kranz

mit grüner und roter Schleiße hat die Widmung: „Den pflichttreuen Opfern ihres Berufes — Die k. k. Landwehr, der Landsturm, die k. k. Gendarmerie.“ Auch die Luftschifferoffiziere legten einen herrlichen Kranz für ihre Kameraden nieder.

Eine kurze Frist lang blieben die Offiziere in stillem Gebete, dann bekreuzten sie sich und verließen die geweihte Stätte, um sich zu dem Heldengrab, das die Stadt Wien den im Krieg gefallenen österreichisch-ungarischen Soldaten und ihren deutschen Brüdern gewidmet hat, zu begeben. Es liegt hinter der Friedhofskirche und hat die Nummer 91. Die Ehrenruhestätte ist bis zu einem Ausmaß von 50,000 Quadratmeter belegbar und kann 288 Offiziers- und 1312 Soldatengräber enthalten. Belegt ist bis jetzt nur ein kleiner Teil. Inmitten der ganzen Anlage erhebt sich das vorläufige Denkmal aus granitähnlichem Kunststein. Auf einem wichtigen Sockel steht ein mächtiger Sarkophag, über dem sich eine von vier gigantischen Säulen getragene Krone spannt. Eine breite Stiege führt zum Denkmal hinan, das eine Gedenktafel mit der Inschrift: „Den gefallenen Kriegern der verbündeten Heere Oesterreich-Ungarns und Deutschlands die dankbare Stadt Wien“ schmückt.

An dem Hügel, auf dem sich das Denkmal erhebt, waren schon zahlreiche Kränze niedergelegt, prunkvolle mit mächtigen Schleifen von Korporationen und Einzelpersonen, einfache Kränzlein, Buquets, Blumen und Kriegsblumen. Auch die schon belegten Einzelgräber waren vielfach sehr schön geschmückt, und man sah dort den ganzen Tag über sehr viele Hinterbliebene im Gebet. Hinter dem Denkmal sind zwei erbeutete Kanonen aufgestellt. In einer der ersten Reihen ist ein Grab für den Deutschmeisterhauptmann Otto Claus, einen Freund der Familie des Bürgermeisters, reserviert. Die Leiche des im Norden gefallenen Offiziers ist noch nicht in Wien. In dem Kriegerehrengrabe hatte Bürgermeister Dr. Weiskirchner schon bald nach 10 Uhr einen mächtigen Kranz mit rotweißen Schleifen im Namen der Stadt Wien niedergelegt.

Gegen 12 Uhr erschienen die Vertreter der gesamten bewaffneten Macht. Auch der Platz um dieses Denkmal war in weitem Umkreise abgeperrt, und Tausende drängten sich hinter dem Sicherheitswache-spazier. Deutschmeisterscharfschützen hatten an dem Denkmal die Ehrenwache bezogen. Die Offiziere nahmen vor dem Denkmal, an dessen vier Seiten gleichfalls in Opferschalen Flammen brannten, in einer Front aufstellung, entblößten das Haupt und schmückten das Grabmal der Helden. Hauptmann Bernhardt legte den Kranz des Kriegsministeriums mit der Inschrift „Unsere tapferen Helden“ nieder, Oberst Wahl für Landwehr, Gendarmerie und Landsturm einen Kranz mit grün-roten Schleifen mit der Inschrift: „Den heldenmütigen Gefallenen“, das Militärkommando einen Kranz mit den Worten: „Den gefallenen Helden“. Dann legte Hauptmann Bernhardt auch den Kranz der ungarischen Landwehr mit der Inschrift: „Az eelsok Hösöttnek“ nieder. Auch vor dem Heldengrabe verweilten die Offiziere ange-sichts der vieltausendköpfigen Menge in stillem Gebet. Damit hatte die erste offizielle Feier am Grabe der Helden dieses Krieges um 12 Uhr ihr Ende erreicht.

Eine Huldigung aus den Lüften.

Eine ergreifende Huldigung bereiteten die Militärflieger ihren verunglückten Kameraden. Gegen 14 Uhr nachmittags — zur Zeit des stärksten Gräberbesuches — hörten die zahlreichen Leute, die im Zentralfriedhofe weilten, das den Flugzeugen eigene Säusen. Zum Himmel blickend, gewahrten sie zwei Doppeldecker, die aus großer Höhe allmählich näher kamen und über dem Friedhof ihre Spiralen ausführten, um, ohne zu landen, in möglichste Tiefe zu kommen. Die beiden Flugzeuge nahmen die Richtung zum Grabe der Opfer der Fliegerkatastrophe. Als sie es erreicht hatten, ließen sie aus den Lüften einen herrlichen und mächtigen, aus Palmen und Lorbeer gewundenen Kranz auf den Grabhügel fallen. Die Schleifen tragen die Inschrift: „Die treuen Kameraden der Fliegerkompagnie IX in Aspern.“ Der Kranz fiel genau auf das Grab. Er wurde auf den Hügel gelegt, und die beiden Flugzeuge schraubten sich dann wieder höher und höher, bis sie in der Richtung nach Aspern den Blicken entschwanden. Die Huldigung machte auf alle Besucher des Friedhofes tiefsten Eindruck. Die Flieger waren die Piloten Wanselt und Schmieb.

3./II. 1914.

Deutsche Soldaten in Wien.

Am Sonntag um 1 Uhr nachmittags sind ungefähr 150 Mann des deutschen Infanterie-Regiments Nr. 51 mit der Ostbahn aus Deutschland hier eingetroffen. Im Perron wurden sie von Vertretern unserer Militärbehörden auf das herzlichste begrüßt. Dann machten die freudigst empfangenen Waffenbrüder einen Rundgang durch die Stadt, in der sie, wo immer sie sich zeigten, lebhaft akklamiert wurden. Um 1/4 Uhr nachmittags weilten sie im Café Siller auf dem Ferdinandsplatz und wurden von Herrn Siller mit einer Pause bewirtet. Danach gingen die deutschen Gäste, die ein Mitglied der Akademischen Hilfslegion führte, in den Prater, der bei dem schönen Herbstwetter einen sehr freundlichen Anblick bot und starken Besuch aufwies. Auch hier bereitete ihnen die Wiener Bevölkerung einen ungemein herzlichen Empfang. Die deutschen Krieger wurden im Restaurant Brohaska zu einem Imbiß geladen.

Um halb 7 Uhr abends standen bei der Schleife nächst dem Zirkus Busch für die deutschen Krieger mehrere Sonderwagen der Straßenbahn bereit. Ungefähr 100 Mann begaben sich ins Theater an der Wien, wo sie der Vorstellung „Gold gab ich für Eisen“ beiwohnten. Der Rest fuhr zum Raimund-Theater und wohnte der Vorstellung „Komm, deutscher Bruder!“ bei. Die Theaterdirektion hatte den lieben Gästen eine Anzahl sehr guter Orchesterplätze angewiesen. In beiden Theatern kam es zu überaus herzlichen Kundgebungen nicht nur des Publikums, sondern auch der Künstler. Im Theater an der Wien trat nach dem ersten Akte Fräulein Kartousch auf die Bühne und begrüßte in fernigen Worten die Deutschen. Sie schloß ihre sehr herzliche Ansprache mit den Worten: „Unsere deutschen Waffenbrüder, sie leben hoch!“ Das Publikum hatte sich von den Sätzen erhoben, und ein Sturm der Begeisterung ging durch das Haus, während die Musik das „Heil dir im Siegerkranz!“ anstimmte. Alle Besucher sangen mit und jubelten den deutschen Gästen zu. Im Raimund-Theater hatte Direktor Cavar die Gäste mit einer innigen Ansprache begrüßt. Der Sänger Otto Vanger brachte dann das „Neue Kriegslied“ von Lehar zum Vortrag. Auch hier kam es zu begeisterten Ovationen für die Deutschen. Das Publikum sang das „Heil dir im Siegerkranz!“ und jubelte den Deutschen mit einer Innigkeit und Herzlichkeit zu, die kaum einer Steigerung fähig ist. In beiden Theatern waren die deutschen Soldaten auch reichlich mit Liebesgaben bedacht worden: Erfrischungen und Zigarren und Zigaretten. Im Theater an der Wien hatte sich im Auftrag der Deutschen der ihnen zugeteilte akademische Hilfslegionär zu Fräulein Kartousch begeben und ihr im Namen der Deutschen für den schönen Empfang herzlich gedankt. Auch den Direktoren der beiden Theater wurde für die gastliche Aufnahme Dank gesagt. Nach Beendigung beider Vorstellungen haben die deutschen Soldaten Wien verlassen und sich nach Budapest begeben.

Auspeisung.

Wie dieses Wort hart klingt! Auspeisung! Man denkt da unwillkürlich an einen Drill, an eine Zucht, wie in einem Arrestlokal. Schlüssellappern und Türenschlagen, barsche Worte eines Beschließers usw. Jetzt in Kriegszeiten jedoch bekommt man einen wesentlich anderen Begriff davon, man weiß, jetzt ist es ein Akt der Barmherzigkeit und Milde, geschaffen, um Not zu lindern, wo der Dienst fürs Vaterland eine Lücke schuf. Der zurückgebliebenen Frauen, der Kindlein nimmt man sich an und ruft sie zur „Auspeisung“.

Ich wollte auch einmal eine Auspeisung mitmachen, um den Eindruck, den diese Wohlfahrtseinrichtung auf die Armen macht, beobachten zu können. Dank der Liebenswürdigkeit der Damen des Frauenhilfskomitees, denen ich meine Absicht mitteilte, konnte ich, mit einer Karte versehen, das in der Kaiserstraße 92 befindliche Charitashaus des katholischen Wohltätigkeitsverbandes für Niederösterreich betreten und mich persönlich von der Güte und Reichlichkeit der gebotenen Speisen überzeugen. Dem netten Häuschen strömten viele zu. Der Hintertrakt hatte seine einladende Pforte schon geöffnet, durch die ich den Auszuspeisenden folgte. „Hurra!“ hätte ich bald gerufen denn ich hatte schon entdeckt, daß meine „Magenweide“, Topfen nudeln aufgetragen wurden. Jawohl, aufgetragen! Man braucht sich die Speisen nicht einmal selbst zu holen. Ein nettgekleidetes junges Mädchen, das unverschuldeter Unglücksfälle halber im Hause selbst Aufnahme gefunden hat, ist eifrig bestrebt, die Bedürftigen nun mit kräftiger Speise zu versorgen. Vier lange Tafeln stehen in dem Raum, blütenweiß geschauert, die Wände sauber, nichts beschmiert. Dazu das einladende Steingutgeschirr. Da kann man mit Appetit essen. Und es schmeckt auch großartig. — Erwachsene und Kinder finden sich zusammen und es ist rührend anzusehen wenn die „Speisenträgerin“ in einem Augenblicke der Ruhe so einen kleinen Erdenbürger auf den Schoß nimmt und das hungrige Mäulchen stopft. Eine Weile stand ich beobachtend da, dann ging auch ich schnurstracks auf mein Ziel los. In der einen Ecke des Saales saß kein Herr, der Leiter der Auspeisung, und, wie ich später erfuhr, Herr Stefan F ü r l i n g e r,

der Bruder des Sekretärs Raimund F ü r l i n g e r. Ihm händigte ich meinen Beglaubigungsschein ein und erhielt dafür einen Zettel mit einem großen blauen Einser. „Eine große Portion“ bedeutete das, die kleinen Portionen werden mit Rotstift bezeichnet und gelten für Kinder. Ich setze mich an eine der Tafeln und schon kam das Mädchen, nahm die Karte ab und brachte mir erst einmal einen Teller kräftiger, guter Rahmsuppe und ein tüchtiges Stück Brot: „Gel'ns, dö is guat, dö Supp'n.“ fragte mich so ein kleiner blonder Knirps. „Ja.“ sagte ich, „schmeck's Dir auch?“ „Zummer!“ Der Junge schien sich in seiner lakonischen Kürze zu gefallen. „Sie san heut' 's erstemal da, i hab' Jhna no nie net g'seh'n, aber da wird's Jhna g'fall'n. Da hab'n m'rs ja guat.“ Auf einmal teilte er dem neben ihm sitzenden Kameraden einen Rippenstoß aus. „Mach' Di net so breit, der Herr da neben meiner hat lan' Platz net.“ Der nahm mich also in seinen Schutz, ich hatte schon einen kleinen Freund. „Kommen S' abends a her?“ „Ja, kriegt man denn da auch was?“ fragte ich meinen kleinen Beschützer. „Natürlich, gnu a noch, i bin jedesmal ganz satt. Aber jetzt muß i geh'n. I muß in d'Schul. Kommen S' abends a! Adje!“ Fort war er, nachdem er noch ein herrlich gemeintes „Vergelt's Gott!“ und „Kuß d'Hand!“ dem Herrn F ü r l i n g e r zugeschmettert hatte. Bei der Küche steckte er noch den Kopf zum Fen er herein und fröhlich tönt's der Verwalterin ins Ohr „Pfiat Jhna Gott, Frau Hufschauer!“ und weg ist er. Mittlerweile habe ich meine Suppe gegessen und schon steht eine Portion Topfanudeln vor mir. Zu mir setzt sich jetzt ein alter Mann mit ehem Stetsfuß. „Net wahr, da is besser, als in der Volkstuchl. Am Sonntag müssen's herkumma, da gib't a Rindfleisch. Dos is net schlecht, da kommen a alle her. Und an die ander' Wochen'ag' is a a guat's Essen, Suppe und Gemüse. Ich kumm' schon a paar Wochen her. Amal hätt' i wo anders hingeh'n soll'n, da hab' i bitt', daß i wieder dahergehen darf.“ Ein pausbäckiges Kerchen lenkt meine Aufmerksamkeit auf sich. „I bitt', kann i no a Stück Brot hab'n?“ — „Ja, Du hast ja schon zwei Stück bekommen.“ sagt Herr F ü r l i n g e r.

„Ja, dö's gib i meiner Muatter, aber in d'Schul möcht i no a Stückl.“

Und schon steckt ihm die brave Hausmutter auch das dritte Stück Brot zu. „Daß d'net verhungert, Klaner.“ sagt sie herzlich. Jetzt schleichen sich zwei junge Mädchen herein. Nett gekleidet, machen sie den Eindruck von Verkäuferinnen. Wahrscheinlich stellenlos. Sie setzen sich in den letzten Winkel, verzehren schweigend ihre Mahlzeit und gehen gesenkten Blickes mit einem geflüsterten „Danke“ wieder fort. Und so geht es weiter. Ein schwächlicher Bursche, fünfzehn Jahre alt, erzählte mir schüchtern, daß er mit elf Jahren zu seiner Ziehmutter kam. Diese war damals in Wöllersdorf in der Patronenfabrik. Seit zwei Jahren leidet der arme Bursche an epileptischen Anfällen. Seine Ziehmutter mußte, da der Bursche wegen seines Leidens keine Lehre fand, ihren Posten aufgeben, da sie, um ihren Jungen in ihrer Obhut zu haben, nach Wien übersiedeln mußte. Nun arbeitet sie in der Nähstube, wo sie einen Wochenverdienst von sechs bis sieben Kronen hat. Der Bursche nimmt für sein Mutterl auch eine Portion mit. „Vergelt's Gott!“ Er geht. Armer Bursche, du mußt den Leidenskelch schon in frühen Jahren kosten. Tag für Tag und Abend für Abend daselbe Bild. So zählt es sich zusammen und die Tagesbilanz ergibt eine Auspeisung von rund zweihundert Personen. Und das alles aus Mitteln des Verbandes, die Auspeisung ist nicht offiziell, Spenden aus mildtätiger Hand ermöglichen sie.

6./X. 1914

* „Die Watschen war von guate Eltern!“ Ein Gesoffe schreibt uns: Es mag schon so zwanzig Jahre her sein, daß ich ein Erlebnis hatte, das mir, trotz scheinbarer Bedeutungslosigkeit, bis heute unvergeßlich geblieben ist und dessen ich mich, obwohl es in keine Beziehung zum Weltkrieg zu bringen ist, gerade in der letzten Zeit häufig erinnert habe. An einem Sonntagabend im Hochsommer war's. Ich fuhr in einem Lokalzug der Franz Josefs-Bahn von Klosterneuburg nach Wien. Der Wagen, in dem ich saß, war überfüllt, von seinen Insassen hatten ersichtlich nicht wenige ein Tröpfchen zu viel hinter die Binde gegossen, es war ungemütlich heiß, kurz, es fehlte nicht an Gründen zu einem artigen Strakeel. Und der Strakeel kam. Ein „Wiener Vig“ nahm plötzlich Anstoß daran, daß seine Nachbarn tschechisch redeten, und fing spöttisch zu „powidaln“ an. Einer von den Tschechen nahm diese Verulkung übel, so daß alsbald eine anregende Unterhaltung im Gange war. Sie strebte aber ihrem Ziele nicht so rasch zu wie der Zug, der uns beförderte, und wir kamen in Wien an, ohne daß auch nur die kleinste Ohrseige gefallen wäre. Damit war den beiden Kampfhähnen natürlich nicht gedient; sie setzten also die Debatte auch nach dem Aussteigen fort, und zwar so energisch, daß sie schon auf dem Plage vor dem Franz Josefs-Bahnhof den ersehnten Höhepunkt erreichte. Der Tscheche versetzte seinem nationalen Widersacher einen heftigen Schlag ins Gesicht, dann aber nahm er Reißaus, als wäre der Teufel hinter ihm her gewesen. Der Wiener verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart und nahm unverzüglich die Verfolgung des heimtückischen Feindes auf. Aber der hatte nicht nur die flinkere Hand, sondern auch die flinkeren Beine und unser Vig mußte unverrichteter Dinge zu seiner Gesellschaft zurückkehren. Er fluchte, schimpfte und stieß die fürchterlichsten Drohungen aus: „Den Kerl derwisch' i scho no amal, den derwisch' i und dann laß i eahm ane anschau, daß er gnua hat! Aber,“ fuhr er nach einigen ergänzenden Drohungen fort, „ans muuß ma eahm lassen: Die Watschen war von guate Eltern. Alle Achtung!“ Ich war damals noch ein junger Hund, der Welt und Menschen nur sehr mangelhaft kannte, und konnte mich über diese Neußerung nicht genug wundern. Hat denn der Mensch, dachte ich, gar kein Schamgefühl? Und ich grübelte und grübelte, bis ich endlich begriff, daß der Mann nicht aus Eynismus, sondern aus ganz anderen, edlen Gründen von einer Mißhandlung, die ihm widerfahren war, in so anerkennenden Worten gesprochen hatte. Ich verstand: Er freute sich der Kunst, in der er selber zweifellos ein Meister war, auch wenn andere sie an ihm und zu seinem Schaden übten, wofür sie sie nur als Meister übten. Das aber kennzeichnet den höherstehenden Menschen. Der gewöhnliche Mensch treibt sein Handwerk nur um seines schnöden Vorteils willen und er ist erbost, wenn andere, und sei's noch so tüchtig, dasselbe Handwerk zu seinem Nachteil treiben. Der Höherentwickelte aber übt seine Kunst um der Kunst willen aus und er bewundert die Kunst anderer, auch wenn sie ihn schädigt oder lächerlich macht. Der Raufbold, der sich an einer „Watschen“ ergötzen konnte, die er nicht gegeben, sondern empfangen hatte, war kein Strizzi, kein Pülcher, sondern ein Künstler, ein Mann, in dessen Seele die Fachleidenschaft alle anderen Leidenschaften zurückgedrängt hatte. Und ich werde seiner stets dankbaren Sinnes gedenken, weil er mir das Rätsel der Künstlerseele gelöst hat. Warum er mir aber gerade jetzt so oft einfällt? Weil ich die Kriegsbetrachtungen der englischen Blätter lese und aus ihnen mit Staunen ersehe, daß der englische

Bourgeois, den man als Krämersseele verhöhnt, als einen Kerl, der nicht fähig ist, einen Wert zu begreifen, der sich nicht in Pfund und Schilling ausdrücken läßt, daß sich dieser Vielgeschmähte jetzt genau so benimmt wie mein Watschenempfänger. Mit welcher Bewunderung spricht er von den Taten der deutschen Kriegsschiffe! Als ob er nicht der Leidtragende, sondern ein unbeteiligter Zuschauer wäre. Als ob ihm nicht sein Profit, sondern „die schöne Gebärde“ das Wichtigste auf dieser Welt wäre. Soll man ihm glauben? Ist die Bewunderung, die er den Deutschen zollt, echt? Will er mit ihr nicht vielleicht nur die Welt verblüffen, sie an seinen unerschütterlichen Gleichmut glauben machen? Oder lobt er die deutschen Schiffe nicht am Ende nur aus Bosheit? Um die englische Admiralität auf eine recht empfindliche Weise daran zu erinnern, daß sie sich in diesem Kriege noch nicht mit Lorbeeren bedeckt hat?

Wiener Kriegsstimmung.

„Jetzt sind die Tage, da man weder jubeln noch klagen, sondern schweigen soll. Der nicht mittun kann, dem gebührt ehrfürchtiges Schweigen vor dem, was andere leisten, vor dem, was die Vorsehung uns bestimmt hat.“ Diese Worte schrieb Peter Kosegger in Heimgärtner's Tagebuch, als er die Frage besprach: Benehmen wir uns würdig genug gegenüber den Nachrichten, die uns das Schicksal täglich von den Schlachtfeldern zusendet? — Nach Kosegger's Ansicht herrscht also in der Reichshauptstadt wohl die richtige Kriegsstimmung. In den letzten Wochen ist manche freudige Nachricht von den Schlachtfeldern zu uns gedrungen, in Wien aber ist der Siegesjubel nicht in begeisterten Straßenkundgebungen zum Ausdruck gekommen. Wien dankt für die Fortschritte der Soldaten im Felde mit einem strahlenden Lächeln, es feiert

werden Liebesgaben gesendet, für ihre zurückgebliebene Familie und für die in Not geratenen Bewohner der Stadt sorgt die öffentliche Verwaltung und die private Wohltätigkeit.

Aber selbst die Zahl derjenigen, die durch die öffentliche Wohltätigkeit vor der dringendsten Not bewahrt werden müssen, ist nicht übermäßig groß; auf 20.000 werden sie geschätzt, kaum eine Division, und die Mildherzigkeit wird mit ihnen ebenso fertig werden, wie die verbündeten Truppen draußen auf den Schlachtfeldern mit den Armeen unserer Feinde.

Die Kriegsbeleuchtung von Wien.

Zu den vielen äußeren Kennzeichen des Weltkrieges, die wir in Wien zu beobachten Gelegenheit haben, gehört auch die verdüsterte Beleuchtung der Reichshauptstadt. Gerade Wien zählt zu jenen Städten, die förmlich in einem Meer von Licht geschwommen sind. Wir haben ja unsere eigenen Gaswerke, deren Erträgnis ein so ausgiebiges ist, daß noch überdies die gesamte Gasbeleuchtung der Kaiserstadt ohne einen Heller Kosten geliefert werden kann. Tatsächlich sind Paris und London — von der Gegenwart gar nicht zu reden — auch sonst in Friedenszeiten weit schlechter beleuchtet als Wien; in unseren Straßen brennen nicht weniger als 45.000 Gasflammen, davon etwa 25.000 halbnächtige und 20.000 ganznächtige und etwa 1550 Bogenlampen. Bald nach Ausbruch des Krieges ist nun in Wien die große Beleuchtung vermindert worden. Schon am 27. August beschloß der Stadtrat, der jetzt an Stelle des Gemeinderates die laufenden Geschäfte erledigt, von den elektrischen Bogenlampen in den Straßen nur die Hälfte in Betrieb zu setzen und die halbnächtigen Flammen, die mit den ganznächtigen zu Doppelflammen vereinigt sind, nicht mehr zu entzünden. Zu dem Beschluß gesellte sich am 18. September ein zweiter, nach dem mit dem Löschen der halbnächtigen Beleuchtung, Gas- und elektrischen Beleuchtung, statt um 12 Uhr schon um 11 Uhr begonnen wird. Was die elektrische Beleuchtung anlangt, so sind die Bogenlampen in Serien zu je fünf Lampen durcheinander geschaltet, das heißt beim Einschalten leuchten nicht alle fünf Lampen auf einmal, sondern zunächst jede zweite und nach einer weiteren Einschaltung folgen dann die übrigen. Gegenwärtig brennen von den Bogenlampen nur alle zweiten in der Reihe. Eine Ausnahme hiervon wurde bei der Oper, am Schottenring und bei der Kreuzung der Währingerstraße und Rudolfsplatz gemacht, wo der kolossale Verkehr eine starke Beleuchtung erfordert. Die Ersparnis bei der halben elektrischen Beleuchtung ist immerhin eine respektable. Im Jahre 1912 sind die Kosten für die elektrische Beleuchtung Wiens per Jahr mit 700.000 Kronen beziffert worden; würde der Krieg ein Jahr dauern, so würde man also bei halber Beleuchtung rund 350.000 Kronen, das sind zirka 1000 Kronen per Tag, ersparen. Die Ersparnis bei der Gasbeleuchtung beschränkt sich hauptsächlich auf das um eine Stunde frühere Auslöschen der halbnächtigen Straßenlaternen. Das Gas für eine halbnächtige Laterne stellt sich jährlich auf 42 Kronen. Rechnet man im Durchschnitt eine Brenndauer von sechs Stunden (im Winter mehr, im Sommer weniger), so kostet die Stunde 7 Kronen jährlich. Es ergibt sich also bei 20.000 halbnächtigen Flammen durch die Stunde, um die jetzt früher ausgelöscht wird, eine Ersparnis von ungefähr 140.000 Kronen im Jahr, auch eine ganz nette Summe.

10./X. 1914.

* (Bayerische Krieger in Wien.) Vergangenen Sonntag hat sich eine Abteilung des königlich bayerischen Chevau-légers- und 2. Schwere Reiter-Regiments auf der Durchreise in Wien aufgehalten. Die schmucken Reiter wurden überall aufs herzlichste begrüßt. Vormittags besichtigten sie unter Führung einiger Herren der Akademischen Hilfslegion das Arsenal, besonders das Heeresmuseum, in welchem Herr Hauptmann Dr. Well in liebenswürdiger Weise Erklärungen und Beschreibungen gab, die von den deutschen Kriegern mit größtem Interesse angehört wurden. Nach dem Rundgang, der zwei Stunden dauerte, dankten die Herren Offiziersstellvertreter Bergmüller und Wachtmeister Magerl in kernigen Worten für das liebenswürdige Entgegenkommen des Hauptmanns, und in der Ruhmeshalle wurden schließlich begeisterte Hurras auf Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm ausgebracht. Nachmittags besichtigten die Bayern, von denen viele schon im Felde standen, die Stadt, den Prater, begleitet und geführt von ihren österreichischen Waffenbrüdern. Voll des Lobes über den herzlichen Empfang, fuhren sie des Nachts nach Budapest weiter.

Soldatenauspeisung im Prater.

Dies ist die Zeit, da der Wurstelprater zum Winterschlaf die Augen schließt, müde von der lachenden Sommerherrlichkeit. Er sinkt in Stille und Vergessenheit. Der Wiener Bürger, der ihn an schönen Sommerabenden so gern aufgesucht und seine Sonntage hier verbracht hat, ist seiner müde geworden. Und die andern, die vom Landaufenthalt zurückkehrten, haben ihm einige Antrittsbesuche abgestattet und haben sich nun, da sie den Freunden, die er bietet, blasiert gegenüberstehen, den Winterfreunden zugewandt, die ihnen nur die Stadt bietet. Wenn die letzte Pfirsichbowle getrunken ist und die kühlen Herbstwinde die ersten braungefärbten Blätter von den Bäumen der Wirtshausgärten reißen und über die Tische wirbeln, dann ist die Zeit des Praters um. In den sonnigen Nachmittagsstunden nur belebt er sich wieder bei dem Besuche seiner treuesten Gäste, der Kinder, die sich noch einmal an dem Bimmeln und Klingeln der Ringelspiele erfreuen wollen und an dem Brüllen der Orchestrions. Aber der rechte Jubel und Trubel will nicht mehr aufleben, und die Budenbesitzer bohren frierend und mißgestimmt die Hände in die Taschen des Ueberrockes und sinnieren traurig der verklungenen Herrlichkeit nach.

In diesem Jahre aber hat der Prater eine Nachjaison. Und sie steht — wie alles, was wir in diesen Tagen erleben — im Zeichen des bunten Modes. Einige tausend Soldaten haben hier provisorische Unterkunft und Verpflegung gefunden. Die Praterwirte haben bereitwillig ihre großen, schönen Gartensäle den Militärbehörden zur Verfügung gestellt. Nun beherbergen ihre Lokale die jungen Rekruten, die in den Kasernen nicht mehr Platz gefunden haben. Da ist zum Beispiel der große Saal beim Swoboda, in dem stets hundert walzerfreudige Füße sich bei der Melodie der Geigen drehen und zum Brummen der Bassgeige, die mit ihrem unentwegten Sm-ta-ta Takt in die ausgelassene Gesellschaft zu bringen suchte. Heute dient er als Schlafstätte — ein Begriff, der seiner bisherigen Bestimmung geradezu konträr und entgegengesetzt ist. Wenn man zur Mittagstunde einen Blick durch die hohen Fenster wirft, kann man die Regimentsbarbiere gerade bei der Arbeit sehen — die Gigerln der Kompagnie, die des Morgens nicht Zeit zur Toilette gefunden, geben sich jetzt ihren verschönernden Händen hin. Wenn sie dann antreten, um zum Essen zu gehen, sehen sie genau so nett und geputzt aus wie die blanken Menageschüsseln in ihren Händen.

Sie sind bei den Praterwirten in „ganzer Pension“. Vom Frühstückstafel an bis zum warmen Nachtmahl. Und wenn sie auch keine einträglichen Gäste sind und ihre Verpflegung mehr Arbeit und Mühe als Gewinn einbringt, so unterziehen sich doch die Praterwirte ihrer Aufgabe gern und sorgen nach Kräften für das Wohl ihrer „Pflegerlinge“. Das ist ja auch kein Wunder bei dem ausgesprochen militärfreundlichen Sinn des Wiener, der schon in Friedenszeiten den Soldaten stets höher schätzte als den schlichten Zivilisten und der jetzt seiner Vorliebe doppelt gerne nachgibt, da sie fast zu einer patriotischen Pflicht geworden.

Im „Goldenen Kreuz“ allein werden mehr als 800 Mann gespeist. Da geht es denn in den Mittagsstunden in der Küche so lebhaft zu wie sonst nur an den besten Sonntagabenden im Sommer. Denn wenn auch der Speiszettell knapp und einfach ist — Suppe, Fleisch, Gemüse —, so müssen die Rationen dafür doppelt groß gegeben werden. Und mancher von den jungen Rekruten, dem der mütterliche Extrazuschuß gar zu herausfordernd im Sack klumpert, leistet sich einen Extragenuß — ein Krügel Bier oder eine Riesenportion echten Wiener Apfelschtrudels. Ebenso lebhaft geht es im Wirtshaus zu, wo die rührige Gattin des im Felde stehenden Bezirksvorstehers Dr. Blajel sich der Soldaten in aufopfernder Weise annimmt.

Nach dem Essen kommt eine Stunde der Ruhe, die jeder nach seinem eigenen Behagen ausfüllt. Einige stehen in Gruppen vor den Gärten, schauen nach den Vorübergehenden und genießen die milde, wärmende Herbstsonne. Kommt ein junges Mädel vorbei, so rufen sie ihr wohl ein rasches Scherzwort zu, daß sie errötend und lichernd rascher vorüberfliehet. In manchen Saalecken haben sich auch wohl zwei oder drei gleichgesinnte Kameraden zu einem Kartenspiel zusammengefunden. Am häufigsten aber sieht man die jungen Rekruten in den Gärten um die Tische geschart und über ein Briefblatt gebückt. Wie vieles werden sie zu berichten haben! Diese Zungen aus niederösterreichischen Dörfern oder aus den ungarischen Ebenen, die vielleicht zum erstenmal fern von der Heimat weilen. Jeder hat ein Liebes zu Hause gelassen — Vater, Mutter, Geschwister —, der oder jener vielleicht schon gar ein blondes oder braunes Mädel. Da heißt's von der großen Stadt erzählen und von dem Dienst, dessen Elementar-begriffe ihnen eben beigebracht werden und der doch nur ein leichtes Vorspiel ist zu dem großen Erleben, dem sie entgegengehen. Aber man sieht keinen, dem das Heimweh die Augen trübt. Vielleicht sind sie von all dem Neuen, das sie erfahren und das ihrer noch harret, so sehr erfüllt, daß kein Gedanke für rückschauendes Bedauern übrig bleibt. Man freut sich daran, diese Jüngsten der Armee lachen und scherzen zu sehen. Diese starken, frischen, jungen Menschen. Und man fühlt — sie werden auch dem Ernste froh und mutig ins Auge schauen. Jeder einzelne eine freundliche Garantie für die Zukunft.

15. / XI. 1914.

Kriegsbäckereien.

Gemeint ist nicht das Kriegsbrot, das Kriegsg Gebäck, sondern eine minder seriöse Luxusgabe, in der sich der spielerische Witz des Konditors zeigt, der selbst vor dem grauenhaften Ernst des Krieges nicht Halt macht. Da gibt es niedliche Kanonen aus Tragant, aber auch schwarz-gelbe Kreuze, die dem bekannten Abzeichen in Vergrößerung nachgebildet und aus dem Schwarz der Schokolade, dem Gelb der Bäckerei, dem Rot des Zuckers zusammengesetzt sind. Surtig hat der Konditor so seine Ware dem Kriege und dem Kriegsgeschmack angepaßt. Süßliche Novitäten dieser Art kamen vom Deutschen Reich nach Wien: zierliche Attrappen, die miniaturliche 42 Zentimeter-Mörser darstellen, mit Bonbons gefüllte „Lüttich-Bomben“, preussische Tellerkugeln und andere „zeitgemäße“ Bonbonnieren. Besonders beliebt sind schließlich Papierbonbons, die das Bildnis des deutschen Kaisers tragen.

Die Zeit

15./II. 1914.

Die Kriegsanleihe.

Immer wieder müssen wir eigentlich denken: von all den Millionen, denen unsere Monarchie Heimat und Vaterland ist, steht nicht der zehnte Teil im Felde. Alle, alle anderen gehören zu den Zurückgebliebenen, die ja freilich mit ihren Gedanken, Wünschen und Hoffnungen jede Stunde bei den Hinausgezogenen weilen. Millionen gibt es unter ihnen, die verzagen möchten, weil sie selbst nicht dabei sind, die Tag für Tag mit dem stillen Vorwurf gegen sich selbst herumgehen, unnützlich zu sein, weil sie in dieser Zeit, die die Anspannung aller Kräfte verlangt, sich abseits stehen fühlen, auf einmal überflüssig geworden und unverwendbar. Und der Trost, der tausendmal gespendete, daß jeder Mensch in diesen Tagen, ob nun im Felde stehend oder zu Hause sitzend, sich verdienstlich machen könne, versagt bei ihnen. Sie denken sich, was denn dies auch schon für eine Leistung sein sollte, wenn man einige Kronen spendet, oder Zigaretten stopft, oder Strümpfe strickt, wo zur selben Stunde unsere Väter, Satten, Söhne, Brüder in jedem Augenblick des Todes gewärtig sein müssen. All diesen Unruhigen naht nun ein neuer, starker Trost. Die Kriegsanleihe ist da! Wer dem Vaterland helfen will, kann dies heute in ausgiebigster und wirksamster Weise tun. Er zeichne so viel, als er kann, ja noch mehr: so viel, als er hat. Der glänzende Erfolg, den das Deutsche Reich mit seiner Milliardenanleihe hatte, soll uns Ansporn und Vorbild sein; die ganze Welt soll sehen, daß dieser Krieg für uns eine Sache des Volkes und also die jedes einzelnen ist. Das Anlagepapier, das nun neu geschaffen wird, soll die Rente des Millionärs wie des kleinen Sparerers werden, und nicht nur jene, die den Drang in sich fühlen, mitzuwirken an der heißen Arbeit, die jetzt auf den Schlachtfeldern geleistet wird, sondern auch die wenigen Mißtrauischen, die es vielleicht geben mag, sollen mit beiden Händen zugreifen. Denn diese Anleihe gibt Zinsen von ganz besonderer Reichlichkeit, und ihre Sicherheit ist größer als die irgendeiner anderen. Man trifft also zwei Fliegen mit einem Schlag. Vor allem aber gibt sie jedem, der sich an ihr beteiligt, das wunderbare ruhige Gefühl: ich, der zurückblieb, schaffe nun auch mein Teil mit am Kriege; ich bin kein Unbeteiligter mehr, denn mein Beitrag wird ja auch mitgezählt, und er ist so nötig wie irgendeine Arbeit, die ein Bajonett oder ein Maschinengelehrer verrichtet. Zum Kriegsführen gehört seit altersher Geld, Geld und wieder Geld, und wir daheim gebliebenen friedlichen Leute müssen es sein, die es schaffen. Wir bauen an der breiten Unterlage, auf der unser Vaterland festen Fuß faßt für seine Angriffe gegen die Feinde ringsum. Das sollten wir eigentlich um Gotteslohn tun, aber man gibt uns dafür noch die schönsten irdischen Zinsen. Drei Monate nach der Mobilisierung der Armee kommt nun die Mobilmachung von uns zu Hause Sitzenden, und wir sind davon überzeugt, daß sie nicht weniger glänzend, nicht weniger wichtig sein wird. Wenn damals Millionen von Menschen die Waffen ergriffen, so werden es diesmal Milliarden von Kronen sein, die für unsere Kriegsanleihe gezeichnet werden.

17/XI. 1914.

Die Hausfrauen in Kriegszeiten.

Stets ist die unbekannte Gefahr mit tausend Schrecken erfüllt, mit denen unsre Phantasie sie umgibt. So waren wir, denen das Wort „Kriegszeiten“ ein fremder Klang aus weiter Ferne war, geneigt, die Leiden und Schrecken der kommenden Tage uns doppelt schwer und düster zu malen. Die Bestimmten waren in ihrem Element — und man weiß, es gibt ihrer viele in unserm lieben Vaterland. Das Wort vom österreichischen Nörgler und Schwarzseher ist nicht grundlos populär geworden. Dieselben, die das Silbergeld ansammelten und verbargen, legten sich auch einen gehörigen Vorrat von Lebensmitteln an, um die Zeit der Hungersnot und Teuerung, die sie prophezeiten, gut überdauern zu können. Heute können wir über diese Allzuängstlichen lachen. Im Anfang aber schien es, als würden sie eine Gefahr bedeuten, denn naturgemäß schnellten die Preise für die besonders stark und in großen Quantitäten begehrten Waren rapid in die Höhe. Dem energischen und zielbewußten Eingreifen der Behörden ist es zu danken, daß dieser Gefahr rasch und gründlich gesteuert wurde, und heute wickelt sich der Marktverkehr so glatt und lebhaft ab wie fast in Friedenszeiten.

Wer in den Morgenstunden die Marktplätze und die Markthallen besucht, der gewinnt bald die beruhigende Ueberzeugung, daß der Appetit des Wieners auch in der Kriegszeit nicht gelitten hat und daß auch reichlich dafür gesorgt ist, ihn zu befriedigen. Das laufende Publikum drängt sich um die grün gestrichenen Bretterhäuschen. Hausfrauen und Köchinnen schleppen die schwergefüllten Einkaufstaschen nach Hause. Die Kauflust, respektive Kaufkraft der Bevölkerung scheint auch im Punkte der Lebensmittel nicht gelitten zu haben. Der Verbrauch von Brot und Kartoffeln, diesen hauptsächlichsten Nahrungsbeheften der Armen, gibt selbstverständlich keinen Maßstab hierfür. Aber die allgemeine Nachfrage gilt auch den vielen guten Dingen, die den behaglichen Luxus für den Mittagstisch bedeuten. Geflügel wird viel begehrt, das aus Mähren und Steiermark hiehergebracht wird, auch Wild, und der geforderte Preis hält sich völlig auf normaler Höhe. Es wird viel Obst gekauft, und manche dieser Frauen, die hier zwischen den großen elbblauen Birnen, den zartgelben oder rot-erfarbten Äpfeln, den roten und blauschwarzen Trauben sorgsame Auswahl treffen, hat vielleicht einen lieben Verwundeten im Hause, für den diese gesunde Erfrischung bestimmt ist. Auch an Gemüse ist kein Mangel; das frische Grün der Kraut- und Kohlköpfe türmt sich in den Körben der Händlerinnen neben den vollen weißen „Rosen“ des Blumentohls. In schwarzen Tafeln sind die behördlich festgesetzten Höchstpreise für verschiedene Lebensmittel angemerkt, und die Marktaufsicher wachen über die Einhaltung dieser Bestimmungen. Aber sie haben nicht allzu oft Veranlassung, einzuschreiten. Eine wilde Szene vor ersten Kriegstage, da eine Volksmenge den „Stand“ einer allzu geschäftstüchtigen Händlerin anstürmen wollte, findet schon lange keine Wiederholung. Die Händler haben eingesehen, daß für die Versorgung der Stadt in ausreichender Weise gesorgt wurde.

Daß trotzdem einzelne Artikel im Preise stiegen, ist wohl nicht zu verwundern und hat auch teilweise seine Begründung in Ursachen, die abseits der Kriegereignisse zu suchen sind. So zum Beispiel die kürzlich aufgetretene Milchnot, welche auf die herrschende Maul- und Klauenseuche zurückzuführen war. Auch die Eier werden immer teurer, und an Mehl herrscht Mangel. Hier ist der Punkt, wo die kluge Hausfrau eingreifen und verständnisvoll der Parole folgen muß, die von Zeit zu Zeit gegeben wird. Hier vor allen Dingen muß die soviel gepredigte und so oft falsch angewendete Sparsamkeit sich betätigen. Sicherlich wird es selbst der allgeringste Hausvater verzeihen, wenn die Mehlspeise an einem oder mehreren Tagen der Woche gestrichen wird, oder wenn anstatt des Weizenmehls Kartoffelmehl zur Verwendung kommt. Die Frauenzeitungen haben hier ihre Berufung zur Führerschaft erkannt und geben den Hausfrauen manchen guten Rat, wie sie ihre Küchensettel zweckmäßig einteilen können. Aus der Speisefolge, die sie aufstellen, geht übrigens deutlich genug hervor, daß die österreichischen Städte von Kriegsnot und Teuerung nicht allzusehr berührt werden, denn trotz der Bemerkung, daß sie dem Ernste der Zeit durch besondere Einfachheit Rechnung tragen wollen, können sie die Ansprüche jedes Gourmands befriedigen. Andererseits aber helfen sie mit praktischen Winken, selbst kleinen und mittleren Haushaltungen den Mittagstisch abwechslungsreich zu gestalten und mit schmackhaften Berichten zu versehen, deren Herstellungskosten keine großen sind. Es käme nur auf den Versuch an, das Neue einzuführen und ihm durch Gewöhnung Geltung zu verschaffen. Die Verwendung der Kartoffel bei der Bereitung von Mehlspeisen gehört hieher, oder der Ersatz des Fleischgerichtes durch Gemüseschnitzel oder Gemüsepuddings. Hammel- und Schöpfensfleisch, das in andern Ländern, zum Beispiel England, ein nationales Leibgericht ist, wird bei uns wenig geschätzt, während das Kalbsfleisch immer stark begehrt wird und darum im Preise steigt. Und doch liegt es in der Hand der Hausfrau, der Teuerung verschiedener Lebensmittel selbst den Niesel vorzuschreiben, indem sie solche Waren von ihrem Küchensettel streicht oder ihre Verwendung auf ein Minimum beschränkt und dafür nach den billigeren Ersatzmitteln greift. Es heißt nur, fleißig die Marktberichte studieren und vor allem — dem Herrn des Hauses die Wichtigkeit der Neueinführungen klar zu machen. Das ist die Politik im Haushalt — und wer wollte zweifeln, daß unsre Frauen die gebornen Diplomaten, also jeder Politik gewachsen sind?!

Arbeiterzeitung

187^{1/2} 1914

* Haben S' scho g'hört, daß ... Tausendmal konnte man gestern diese und ähnliche Anreden hören, im Gasthause und in der Kaffeewirtschaft, auf der Straßen- und Stadtbahn, auf der Gasse, beim Bretzler und beim Maronibrater — wo zwei Menschen beisammen standen, hatten sie sich gewichtige Neuigkeiten zu erzählen. Gestiegen wichtige mit dem Fortschreiten des Tages. In der letzten Vormittagsstunde hieß es, Belgrad sei gefallen, in der ersten Nachmittagsstunde war schon daraus geworden, daß Serbien bedingungslos die Waffen gestreckt habe, und in der dritten Nachmittagsstunde kam dazu, daß Rumänien an Rußland den Krieg erklärt habe. Das einzig Gute war an all dem müßigen Gerede, daß man sich seine Herkunft erklären konnte. Vormittags hatte nämlich der Bürgermeister den Auftrag gegeben, die Amtsgebäude zu beslaggen. Eine Stunde später kam die tägliche „Mittagszeitung“-sensation — irgend was mit Belgrad, was nur für den Staatsanwalt geschrieben war. Die Stelle blieb weiß. Diese beiden Tatsachen waren der Nährboden der Gerüchte. Beslagt wurde offenbar — wir wissen es nicht — wegen der Einnahme von Valjevo. Da dies der Bevölkerung nicht als ein genug wichtiger Anlaß zum Fahnenhissen erschien, suchte sie nach anderem, und da die „Mittagszeitung“ Belgrad an die Spitze stellte, war es Belgrad — erst der Fall, dann Serbiens Waffenstreckung, endlich Rumänien. Niemand siegt so rasch als der Gerüchtemacher, und niemandem wird leichter geglaubt als diesem; besonders dann, wenn ein Ereignis als Anlaß zum Flaggen genommen wird, dessen Bedeutung den breiten Massen verschlossen bleibt.

Belgische - Kon - vink Monting - Zeitung
15. / 10. 1914.

Lettre de Vienne.

Que de liens et combien de bonnes relations ont existé pendant des siècles entre la Belgique et l'Autriche ! La guerre y a apporté une interruption pénible, mais les divisions et les ressentiments, inévitables qu'elle amène à sa suite ne paraissent pas être aussi aigüés qu'entre les autres belligérants. Il est impossible aux familles nobles ou bourgeoises, d'origine belge, qui se sont fixées en Autriche, notamment à la suite de l'invasion française sous la Terreur, il y a cent vingt ans, d'oublier les sympathies et les liens de parenté, qui souvent encore sont entretenus avec soin et qui les attachent toujours à notre cher pays. Les noms de Tilly, de Clerfayt, de Bacquehem, de Coudenhove, de Clary et bien d'autres appartiennent ainsi aux deux Etats. Et dans le monde des affaires, nous constatons que les maisons et sociétés commerciales belges établies en Autriche ne sont aucunement atteintes : elles continuent à jouir de la faveur du public viennois comme auparavant : ainsi en est-il des auto-taxis qui appartiennent à une société bruxelloise ; de la firme belge Esders (la « Grande Fabrique ») : beaucoup de Belges continuent à y être employés sans être aucunement molestés. Il en est de même de la Compagnie belge des Bodegas, dont les établissements sont toujours très fréquentés sur le « Ring » ou boulevard circulaire qui entoure la partie ancienne de la cité. Les maisons anglaises et françaises, notamment plusieurs hôtels, ne sont pas inquiétées non plus. L'agence anglaise de voyages de Cook n'a pas non plus dû interrompre son activité, et ses « boys » en uniforme brun continuent à promener dans les rues les réclames de leur maison.

La ville de Vienne paraît du reste beaucoup moins affectée par la guerre que des récits tendancieux auraient pu le faire croire. Il ne s'élève pas à la surface de la vie viennoise, sauf vis-à-vis de la Serbie, ce sentiment de haine que l'on voit éclater dans d'autres pays : les enseignes en français et en anglais ont été respectées, et le « Wiener Leben » reste en général aimable et gracieux, voire pacifique et débonnaire. Les théâtres, les concerts, les conférences et les travaux universitaires et scientifiques continuent à animer la capitale. Il en est de même d'ailleurs en Allemagne, où l'on a même ouvert en pleine guerre une nouvelle Université à Francfort.

A Vienne, quatre théâtres jouent en matinée et le soir, six autres le soir seulement, soit en tout quatorze pièces en un jour, et tous font salle comble, de même que les concerts. Il est vrai que la plupart des spectacles cherchent à intéresser en se rattachant de près ou de loin à l'actualité belliqueuse : Schiller occupe naturellement une place d'honneur avec ses grandes tragédies historiques de Wallenstein et de Guillaume Tell ; ailleurs on donne des pièces dont le titre est significatif : « Triple-Entente », « Le mariage du réserviste », « De l'or pour du fer » (souvenir des anneaux

de mariage offerts à la patrie il y a cent ans et remplacés alors par des alliances en fer), etc.

Il arrive que les représentations soient interrompues par l'arrivée d'éditions spéciales des journaux : il a même fallu donner lecture au public d'un bulletin de victoire sur les Russes ! Les journaux paraissent d'ailleurs cinq fois par jour.

S'il y a abondance de nouvelles, il n'y a pas de disette non plus ou point de vue des subsistances. Il n'y a ni famine ni panique. La toilette, l'élégance et la vie mondaine continuent à trouver à Vienne une patrie. Même le deuil y est porté avec grâce, avec « chic ». D'ailleurs, les pertes autrichiennes sont bien moindres jusqu'ici qu'on ne l'avait prévu et que de loin on pourrait le croire : de même chacun peut constater que les deux tiers des places sont vides dans les ambulances.

Le changement le plus visible résulte de l'invasion à Vienne d'un grand nombre de réfugiés de la partie de la Galicie occupée par les Russes. C'est au point que la Place Saint-Etienne et le Café d'Europe qui le borde ont déjà reçu le nom de « Petite-Galicie ». Il faut reconnaître que cette immigration d'une population à moitié orientale apporte une note étrange ; elle n'a ni l'aisance, ni l'urbanité, ni l'élégance viennoise. Elle parle soit polonais, soit ruthène, soit roumain, soit ce bizarre dialecte « yiddisch », consistant en mélange d'allemand, de hébreu et de slave, qui est parlé avec un accent à la fois guttural, nasal et criard que l'on ne croirait pas pouvoir exister en réunissant ces trois caractéristiques. C'est le langage habituel d'une grande partie de ces immigrants ; israélites en bonne partie, ils ont fui par la crainte, justifiée parfois, disent-ils, de devoir subir pendant l'occupation russe des rééditions de ces « pogroms » (destruction, massacre) qui ont ensanglanté maintes fois les juiveries russes voisines.

Beaucoup de ces Juifs sont d'ailleurs de très pauvres gens, dignes de toute pitié ; beaucoup se distinguent par la conservation des meilleures traditions religieuses et morales de leur race et méritent des égards. Il en est qui portent encore le bonnet fourré, le caftan graisseux tombant jusqu'à terre, et qui tiennent à encadrer leur visage déjà amplement barbu par ces étranges boucles en tire-bouchons que la caricature a rendues célèbres.

L'administration communale chrétienne-sociale de Vienne, malgré les origines antisémites du mouvement qui l'a amenée au pouvoir avec Lueger, il y a une vingtaine d'années, s'est montrée accueillante pour tous ces réfugiés sans distinction de race ni de religion. J'ai sous les yeux des témoignages de source israélite qui rendent hommage aux mesures prises par le bourgmestre Weisskirchner en vue du logement et du ravitaillement des immigrants comme en faveur des chômeurs en général et des familles des soldats en campagne. Les denrées restent à un prix abordable, le numéraire ne fait pas défaut.

D'ailleurs, après la période nécessairement troublée de la mobilisation, l'industrie et le commerce ont repris assez bien : les chemins de fer, y compris les trains express, la poste, le télégraphe et le téléphone fonctionnent à l'intérieur de l'Autriche-Hongrie presque sans atténuation. Il continue même à y avoir un service direct entre Vienne et Constantinople par Bucarest et Rustschuck, à travers la Roumanie et la Bulgarie.

L'appréciation des Viennois est que les puissances occidentales n'auraient pas dû intervenir dans le conflit oriental, latent depuis longtemps, et que le crime de Serajewo a fait éclater. Sans cette intervention, la Belgique aurait été épargnée....

Vienne, en novembre 1914.

Feuilleton

6.9. 1914.

-Beilage.



Nacht Wochen Abrihtung und dann gehts an die Front ins Feindesland. Er empfindet darüber Freude, fühlt sich hochbeglückt, sieht schon, wie seine persönliche Tapferkeit, seine Unererschrockenheit, sein kluges Ueberlegen und auch sein Draufgängertum zum Siege führen werden, wie er ruhmbedeckt, als gefeierter Held heimkehren wird, wie seine Eltern Freudentränen weinen werden, wenn sie ihren Krondiamanten wieder werden behüten dürfen und wie das liebe Mädel, mit der er eben jetzt ein bißchen Treueschwüre wechseln wollte, ihn mit Küßsen schier erdrücken wird. . . . Und an die Möglichkeit, daß in dem Augenblicke, da er die Schwelle betritt, welche in das Leben des Mannes führen soll, ein ehernes Schicksal dröhnend die Pforte zuschlagen könnte, denkt er gar nicht. Er will ein Held werden, will mitjauchzen, wenn es gilt, den Feind im Sturm Oesterreichs Soldatenehre und Soldatenmut zu lehren, will ein Held bleiben und das nicht nur im Kriege. . . . Denn wer diesen Krieg mitgefochten haben wird, der wird zeltlebens wissen, was Kampf und Sieg, was Bitternis und Entbehrung heißen und seine Kinder werden eine strammere Lebensführung als natürlich empfinden, als die Väter sie kannten, ehe sie in den Krieg zogen.

So ungeheuer die Schlacht im Norden und Osten der Monarchie, so ungeheuer war die Spannung in den letzten Tagen über Wien. Es ist ein eigenartig Ding diese Spannung. Wir alle kennen sie aus unserem Leben, wenn ein bestimmendes Ereignis zu erwarten war, wir mußten oft und oft unter ihrem Druck ächzen, aber sie war stets nur eine Einzelercheinung, ein Zustand, der Seele und Körper des Individuums marterte. Neu war die Massenspannung der letzten Tage. Sie packte Millionen Menschen an und stellte deren Denkfähigkeiten auf das gleiche Zentrum ein. Kein Vernünftiger konnte an etwas anderes denken als an die furchtbare Schlacht und wenn trotzdem das tägliche Geschäftsleben seinen natürlichen Verlauf nahm, so ist dies darauf zurückzuführen, daß mechanisches Handeln imstande ist, in gewöhnlichen Betrieben geistiges Erwägen zu ersetzen. Diese kolossale Spannung herrschte mit einer Gewalt über Wien und die Monarchie, wie nie zuvor der krasseste Despot sein Schredenregiment über ein Reich geführt. Da galt kein Auflehnen, das furchtbare Muß dieser Spannung unterjochte jeden Einzelnen, auch den, der herkulische Nerven sein eigen nennt.

Ganz merkwürdig, wie diese Spannung die Lager der Optimisten und Pessimisten teilte. Unzählig sind die, die schon am ersten Tag einen unermesslichen Sieg mit größter Bestimmtheit erwarteten und in jeder neuen Nachricht eine moralische Stütze für ihr „Ich habe es ja gleich gesagt“ fanden und gleich unzählig die Schwarzseher. Endlich das Heer derer, die — einer eigenen Meinung unfähig — zwischen den Freunden des rosigen Rot und des tiefen Schwarz hin- und herpendelten, die Unglücklichen, die von den strahlenden Höhen eiserner Zuversicht in die gähnenden Abgründe der Verzweiflung stürzten und doch wieder mit rasender Eile auf die Gipfel zurückkletterten, um neuerdings und wiederholt das aufreibende Spiel mitzumachen. . . .

R. K.

Aus dem Reiche der Frau.

Wiener Bilder.

Sonntäglich siehts in den Straßen aus. Die Geschäfte öffnen spät und sperren früh. Nur wenige Fuhrwerke eilen durch die Stadt. Tramway und Omnibus haben ihren Verkehr stark eingeschränkt, das Postfuhrwerk hat seine Pferde bereitstellen müssen und die Behikel, die eigentlich dem Wiener Verkehr das Großstadigepräge verleihen, die Automobile, behindern nicht mehr das Ueberstreiten der gefährlichen Verkehrscentren. Die Wachleute auf der Schotten- und der Rärntnerkreuzung haben wenig Gelegenheit zur Betätigung. Es ist ruhiger geworden in den Straßen und Gassen. Die Autos aber, denen wir begegnen, bieten einen ganz eigenartigen Anblick. Zuerst waren wir über die Bedeutung der querübergespannten Stahlmontur nicht im Klaren. Der militärische Chauffeur mutete uns seltsam an. Nun wir aber wissen, daß die Drahtschere, die das ganze Auto bedeckt, den Zweck hat, ein Unglück, wie es ja vor wenigen Monaten erst auf der Rixdorferstraße bei Berlin in einem Raubüberfall geschah, zu verhüten, begreifen und bewundern wir die Vorsicht unserer Behörden und mit Freuden sehen wir die Militärchauffeure ihre militärischen Insassen rasch und sicher an ihr Ziel bringen. Sie muten uns so stramm,

19/9. 1914.

Wien und der Krieg.

Auf den Straßen stauen sich die Menschen vor den Auslagen, in denen Landkarten, mit bunten Fähnchen bestückt, hängen, mit den Fingern verfolgen sie die Wege, die unsere tapferen Truppen zurücklegen müssen, lebhaft und erregt erörtern sie die einzelnen Phasen des Krieges, ganz anders als während der Balkanwirren, da man vielfach dasselbe Bild beobachten konnte. Denn jetzt sind sie mit dem Herzen und mit der Seele dabei, jetzt sind sie nicht unbeteiligte Zuschauer, sondern unmittelbar Interessierte. Jemand einer, der das Talent zum Strategen in sich entdeckt hat, hält mitten in einer kleinen Ansammlung einen belehrenden Vortrag und knüpft Mutmaßungen für die Zukunft daran. Man hört ihm andächtig zu. Bis er sich in zu hohe Regionen wagt und ein anderer dreinsfährt... „Sie, Herr, da können Sie mir nichts erzählen. Ich hab einen Neffen als Korporal beim Landsturmbereichs-Kommando... also, ich weiß auch meine Sachen!...“ Rasch bilden sich zwei Parteien, die Gemüter erhitzen sich, bis plötzlich einer ausruft: „Wenn mer nur g'winnen! Das andere is ja do Nebensach!“ Das war das erlösende Wort. Die Gegner reichen einander versöhnt die Hände.

Einfache Leute, die sonst ganz zufrieden waren, wenn sie Sonntags die Vorgänge des vergangenen Montags in ihrem Zeitungsblatt erfuhr, drängen sich nun um die Zeitungsverleiher und die Trafiken, damit sie das „Allerneueste“ nur ja nicht zu spät zu Gesicht bekommen. In der Straßenbahn wird eifrig politisiert, die Menschen lesen im Gehen, im Stehen, im Sitzen, im Fahren, stolpern, stoßen einander und doch ist keiner dem anderen gram. Denn alles verstehen heißt alles verzeihen. Wir sind milder und geduldiger geworden, nachsichtiger gegenüber den Schwächen unserer Mitmenschen. Unsere angeborene, so oft verspottete Gutmütigkeit zeigt sich jetzt von ihrer edelsten Seite. Wohl weil jeden von uns derselbe Gedanke erfüllt, derselbe Wunsch: Krieg und Sieg!

Wir Wiener neigen von Haus aus trotz unserer Frohnatur eigentlich zum Pessimismus hin. Und wenn wir nicht jeden Tag unseren Sieg aufgetischt bekommen, ergeben sich in unserem Seelenbarometer bereits allerlei Witterungswandlungen. Doch das dauert zum Glück nicht lange an. Die gesunde Vernunft und das heitere Selbstvertrauen erlangen bald wieder die Oberhand. Unsere braven Soldaten im Felde, bei denen sind wir ja gut aufgehoben, die leisten Uebermenschliches zum Ruhme und zum Heile des Vaterlandes. Es gilt, eines mächtigen, riesenstarken Feindes Herr zu werden, der sich mit voller Wucht just auf uns gestürzt hat. Solch Ding braucht Weile. Aber es ist ein gut Ding, und drum werden wir's vollbringen. Wir haben allen Grund, zuversichtlich und hoffnungsfreudig zu sein. Und wir sind es auch.

An den Stätten lärmender Vergnügungen ist es still geworden. Uns alle hat dieser Krieg reifer, ernster gemacht, nicht nur oben auf, sondern wirklich tief im Innersten. Wir wissen, daß der Kampf um die kostbarsten Kulturwerte, um die heiligsten Güter geht, wir wissen, welche Mission das Schicksal unserer Generation zugewiesen hat, wir fühlen und würdigen die historische Bedeutung der Stunden, die wir durchleben. Zu tändelnden Lustbarkeiten ist heute kein Raum, unser fröhlicher Sinn nimmt eine andere Richtung. Wenn wir von Erfolgen unserer Braven vernehmen, ein paar Zeilen eines unserer Nächsten erhalten, der im Felde steht, wenn wir unser bescheidenes Scherlein beisteuern können, um hier und dort Rot und Glend zu mildern, Trost und Viderung zu spenden, dann feiern wir unser schönstes Fest. Und es scheint fast, als wären wir glücklicher in diesem Wirken und Genießen als zu der noch nicht allzu fernem Zeit unseres Phäakentums.

Und die Kinder: Ihre Spiele sind heute mehr denn je ein Spiegel der Geschehnisse. Krieg ist die Lösung der Erwachsenen, und wie die Alten jungen, so zwitschern die Jungen. Wer jetzt durch einen unserer prächtigen, noch sonnenbelegten Gärten geht, in die sich schon verstohlen und unbemerkt der Herbst geschlichen hat, Farben und Lichter hervorzaubernd, daß man sich kaum satt zu sehen vermag, wer da ein wenig bei einem Spielplatz verweilt, der kann seine Wunder erleben. Die Knirpse treiben praktische Zeitgeschichte, freilich nach ihrem Geschmade und ihrem Gerechtigkeitsempfinden appetitiert, aber immerhin mit einem erstaunlich richtigen Blicke für das Wirkliche. Die graue Theorie genügt ihnen nicht, sie wollen nicht nur stumme Zuschauer bleiben, sondern mitwirken in diesem grandiosen Stücke, mitwirken nach ihrem Gefühle und in ihrer Welt. Diese aktive Rolle erkämpfen sie sich mit allen Mitteln, die dem Kinde zu Gebote stehen, bis Buben mit Troß und mit der Kraft ihrer

Fäuste, die Mädchen mit Tränen und Zürnen, denselben Waffen, die ihnen auch später im Streite mit den Männern so treffliche Dienste leisten.

Alle anderen Kinderspiele scheinen verbannt. Die modernen, die erst die letzten Jahre hervorgebracht, und die aus früheren Tagen, die damals bereits, als der Großvater die Großmutter nahm, den Kleinen ein lautes, übermütiges Jubelgeschrei entlockten und sie auf Stunden zu fesseln vermochten. Nun gibt es nur eine Zerstreuung, nur eine Beschäftigung für sie: das Kriegsspielen. Im Volksgarten ist's. Ein Dirndl von kaum fünf Jahren kauert abseits vom Ehefeustempel und schluchzt bitterlich. Die Knaben haben es nicht mitspielen lassen „im Kriege“, mit der derben Aufrichtigkeit, wie sie nur Kindern eigen ist, haben sie es abgewiesen: „Das ist nur für Buben.“ Und einer fügt hinzu: „Die Mutter hat auch zuhause bleiben müssen, der Vater aber ist bei den andern. In Wirklichkeit lassen sie also die Frauen auch nicht mit!“ Dieses „bei den andern“. Was jagt es nicht alles! Als fühlte der Junge, der es stolz und selbstbewußt ausspricht, daß sein Vater jetzt dort ist, wo sie alle sind, wo er hingehört, wo er sein muß, mit den übrigen, die nur das eine Streben beherrscht: „Gut und Blut für unsern Kaiser! Gut und Blut fürs Vaterland!“ Und der kleine Bursche fährt fort: „Ich bin auch schon groß und hätte mitdürfen, aber ein Mann muß doch bei der Mutter bleiben!“ Wer könnte ihn dieser unschuldigen, kindlichen Aufschneiderei wegen schelten. Hat er sie durch den Zufall doch reichlich gut gemacht. Fast erscheint er uns bei seinen letzten Worten wirklich wie ein Mann. Und man möchte ihm die Hände segnend auf das blonde Köpchen legen. Aus solchen Kindern sind unsere Helden auf den blutgedüngten Schlachtfeldern erstanden, aus solchen Kindern wird das einige Jungösterreich erstehen.

An einer anderen Stelle im Parke. Die Mädchen haben sich dort emanzipiert und ihre selbständigen militärischen Abteilungen gebildet. Da wird geübt und befohlen, daß es nur eine Lust ist. Verlassen und vergessen liegen Puppen und Bälle am Boden, eine Modedame aus Porzellan, die „Papa“ und „Mama“ sagen und die Augen bewegen kann, ist sogar aus ihrem Wägelchen ausquartiert worden, denn dieses wird eben als Geschütz verwendet. Die Amazonen haben es umgedreht, eine Papierröhre darauf getan und vollführen nur Artilleriemänner. Eine Gruppe von Knaben, die in der Nähe eine „Festung“ berennt, ist dadurch aufmerksam geworden und versucht daher, sich dem in diesen Jünglingsjahren noch stark verachteten weiblichen Geschlechte anzubiedern. So eine Kanone ist ein wichtiges Ding. Da verlohnt es sich schon der Mühe, ein paar Minuten den Galan zu spielen. Und der größte der Buben tritt zu der „Generalin“ heran und meint großmütig: „Ihr könnt mit uns spielen, aber den Wagen müßt ihr mitnehmen!“ Der Junge ist eine Siegenatur. Er versteht die Art, mit Herzen umzugehen. Allein die „Generalin“ scheint auch so etwas von einer künftigen Frauenrechtlerin in sich zu haben, denn sie erwidert kurz: „Die Mama erlaubt nicht, daß wir mit euch spielen. Ihr seid zu wild und zu — schmutzig!“ Mit einem mitleidigen Blick streift sie seine verstaubten Schuße, seine erdfarbenen Hände und sein verschwitztes Gesicht. Der junge Mann lehrt zu seinen Kameraden zurück, die das Ergebnis der Expedition abwarten. Mit den dummen Gänsen kann man nicht spielen, berichtet er, „die weinen gleich!“ Kein Mensch weiß, wieso er zu dieser Auslegung, zu dieser Sentenz kommt. Jedenfalls hat er seine Niederlage geschickt verschleiert. Veinabe, als hätte er in englischer, französischer oder russischer Schule die Abfassung von Kriegsberichten gelernt.

Der Krieg! Wir haben ihn nur vom Hörensagen gekannt, nur aus der Geschichte und aus einer Reihe von Zitaten, mit denen wir gerne unsere Rede würzten, wenn man, wie so oft in letzter Zeit, darauf zu sprechen kam; höchstens noch aus den Zeitungen, als die Balkanvölker einander befehdeten und Italien mit der Türkei im Kampfe war. Nun aber ist er bei uns, dieser Krieg, den ein geistreicher Mann die stärkende Eisenkur der Menschheit genannt hat. Wir müssen es uns eingestehen: die Welt hat dieser Eisenkur bedurft, die Welt, wie wir sie meinen. Geduld und Nachsicht hätten es fast gestatt, daß Unkultur und Barbarei triumphieren. Die berufenen Hüter der Zivilisation haben aber gewacht. Hammer oder Ambos sein! Mit solchen Nachbarn kann man nur im Frieden leben, wenn man ihnen im Kriege den Herrn gezeigt hat. Und in Blut und Eisen wird das Schwert geschmiebet, das der Bezwinger schwingt.

Smilliton.
das rote Kreuz.

Die heutige Nummer enthält:
„Militärisches Nachrichtenblatt“
Aus dem Sandwehrevorordnungsblatt.
Seite 12.

erner:
Die 18. Fortsetzung des Romans: „Im Reich
und Glieb“ von Friedrich Spielhagen.
Seite 13.

Smilliton.

Das rote Kreuz.

Neben den bunten Fahnen und Stimpeln, die hier und dort die Straßen der Wienerstadt schmücken, als hätten die Häuser in dieser ersten Zeit selbst das Bedürfnis, mit freundlichen Worten sich gegenseitig zu grüßen, begegnet man jetzt immer wieder dem einen Banner, das wie eine Mahnung zu uns spricht. Schmerzlich weiß ich es, Steiden und Beschönigung tönend, und doch steht in seiner Mitte ein rotes Kreuz, wie ein ätzender Blutstropfen. In dieser Phase sehen die verarmten Krieger heim, Fremd und Feind, nachdem sie unter verschiedenen Sachen gegeneinander gekämpft haben. Seltig können Automobile durch die Straßen und die Menge hat sich allmählich daran gewöhnt, nicht mehr gestrandet zu verweilen, wenn sie vorüberfahren. Es ist so, als fürchte man die Gie dieser Wagen auch nur durch das eigene Sinfischen zu vergewern. Die lauten Rumpfe der ersten Tage sind verstummt, still und ehrsüchtig tritt man zur Seite, nicht sodann den Gut vom Kopf. Man fühlt sich von einer großen Stube hinweggezogen zu den Menschen, die da vorüberfahren, und auch des Nachts, wenn man auf der

Straße unten das bekannte schillerige Signal vernimmt, hält man den Atem an, lauscht in die Ferne, am Ende doch beschwichtigt in dem Gedanken, daß hier müde Menschen heimrücken, zu irgendeinem gelassenen Gange mit der Fahne des roten Kreuzes am Kopf. Es ist schön, zu beobachten, wie dieses Zeichen die verschiedenartigsten Gebärden um und um gewandelt hat, daß man ihre ursprüngliche Bestimmung gar nicht mehr erkennen mag. Wie die jungen Leute jetzt, sobald sie nur ihr bürgerliches Kleid mit der Uniform vertauschen, auch gleich alle Erinnerung an ihre friedlichen bürgerlichen Taten zu verlieren scheinen und sich ganz als Soldaten fühlen, als wäre der Krieg von jeder ihr Beruf gewesen, so wirkt auch die rote Kreuz-Fahne das Wunder, daß sie allen Häusern, die sich ihr unterstellen, ein besonderes militärisches Prestige verleiht. Selbst die Spitäler, in die doch auch sonst Geruch und Stiche aller Art entfangen halten und die so auf ihre Art das ganze Jahr entlang Krieg führen, verändern jetzt ihr Gepräge. Man könnte glauben, es gäbe keine bürgerlichen Krankenhäuser mehr. Über vielleicht sämen sich die Straßen, jetzt ihre Schmerzen zu klagen, vielleicht verweisen sie des eigenen Ungemachs, da die Straßen, die ihnen nach und nach freudig auf sich nehmen. Auch das Geld hat sich unjoviert. Nur ein Streichum nimmt unter ganzes Mitgefühl in Anspruch: die Verbannung durch eine feindliche Maske. Sogar gegen jene Menschen sind wir ungerecht, die, von einem inneren Mangel ergriffen, von der Front zurückgebracht werden, und die oft mehr gestehen haben, als andere, denen eine feindliche Stugel in den Arm oder ins Bein fuhr. Das Geschick, das jeden ersten Sonntag, der zu Hause blieb, findet geringere Teilnahme, und nur wer gleichsam ein sichbares Zeichen der Tapferkeit mit nach Hause bringt, wer durch das Abwinken seines Störers bewiesen kann, daß er im Feuer stand, dem gilt alle Achtung und alle Ehre. Man ist jetzt in den

Spitälern noch mit dem Krüge verbunden, jeder will hier sein Selbst tun, will irgendeine mittelsten an der gemeinsamen Sache. Die verbundenen Soldaten, die hierher gebracht werden, kommen aus der Glosch, die meisten werden wieder dahin zurückgeführt. Der Ernst unserer Zeit dringt auch in die Krankenhäuser, die Menge tragen den Stod des Kaisers und an ihrer Seite Hirt der Gabel. Man hat Geschäfte und Bitten in Spitalen verhandelt, Geschäftehändler, Kletter und auch manche Schützen, Neben den Zintensteden, die sich in den Boden gesessen haben, sieht man jetzt hier und dort kleine Blutspitzer wie rote Fortreturen des Lebens in dem Aufstuf eines solchen Schülers. Aber auch solche Häuser sind jetzt dem roten Kreuz gewidmet, die aller Sorge und Qual der Menschheit entrückt scheinen und deren Gahnen sonst die Menge nur zu einem Gese luden. Die Kenntnis ist Camaraderie geworden und begegnet uns im weißen Habit als Krankenschwester. Seit einiger Zeit schon ist die Fahne des roten Kreuzes auf dem Gebäude der „Gezessen“ gesetzt. Wie von selbst hat sich diese kleine Fahne in ein Spital verhandelt. Aber Stacht, betraue wie die Detonationen eines Theaters, ist vom Strahlenden Licht der Kavillon aufgestellt worden, in dem man die Gerhunden, wenn sie von ihrer langen Reise kommen, ihrer Reiter entlebig, sie lobet und in die schneeweiße Spitalwände hüllt. Es zeigt sich wieder einmal, daß ein richtiger Künstler, ganz besonders aber ein Maler oder Bildhauer, den Mitgefühligen des Lebens durchaus nicht abgelehrt sein kann und daß er seine Künstlerkraft gerade dann am besten beweist, wenn er, zum raschen Handeln gedrängt, es den anderen durch süßeren Blut und schnelles Geschaffen des Momentlichen hinweg wird der Mensch der großen Geschicklichkeit 1914 fortleben, des Schicks, in dem die menschliche Künstler das Leben selbst zum Ziele werden lassen. Sein Geschickere-

27. 19. 1914

Der vermisste Franzi.

Der vermisste Franzi.

Von F. St. Gunther.

Die arme Frau Neuninger vom „Berg-Karmel“-Hause saß am Küchenfenster und nähte Soldatenhemden. Und war froh und dankbar, daß sie diese harte, sorg bezahlte Arbeit erhalten hatte. Denn die vormittägige „Bedienung“ bei dem ledigen Herrn Beamten im ersten Stock hatte sie verloren, seitdem dieser eingerückt war, und was sie als Unterhaltsbeitrag aus öffentlichen Mitteln erhielt, reichte doch nicht vollständig hin, sie und ihren Buben, ihren einzigen, ihren Franzi, ordentlich zu kleiden und zu ernähren. So war ihr der Verdienst mit der Nadel als reines Himmels Geschenk in den Schoß gefallen.

Vor sechs, sieben Wochen noch, ja, da war es ihr besser gegangen. Aber dann war der schreckliche Krieg gekommen, und mit ihm auch die Einberufung ihres Mannes. Als Eisendreher in der großen Maschinenfabrik hatte er einen schönen Lohn gehabt. Als Landsturminfanterist stand er jetzt vor dem russischen Feind und konnte vorläufig — konnte vielleicht nie mehr für Weib und Kind sorgen.

Ein heißer Tropfen fiel auf Zwirn und Leinen. Frau Neuninger wuschte ihn hastig weg. Nein, sie wollte durchaus nicht verzagt und kleinmütig werden. Hunger brauchte sie nicht zu leiden. Und ihr Mann, wenn Gott ihm beistand, kam wohl auch wieder heil nach Hause. Und als Trost und Freude war ihr der Franzi geblieben, der in die vierte Volksschulklasse ging und brav und fleißig lernte — und der eben jetzt unten im Hofe den schulfreien Nachmittag in kindlicher Ahnungslosigkeit zu einem fröhlichen Kriegsspiel mit jüngeren und älteren Kameraden benützte.

Frau Neuninger versuchte, fröhlich dreinzuschauen, und nähte, nähte wader darauf los. Jetzt war es ein Uhr nachmittags, und bis zum Abend mußte sie ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet haben.

Da knarrte plötzlich die Tür. Und herein kam ihr Franzi. „No, was is's denn?“ wollte Frau Neuninger erstaunt fragen. Ein Blick auf das verstörte, von Tränen Spuren durchzogene Gesichtchen ihres Sohnes ließ sie aufspringen: „Um Gott's wöll'n, hab'n s' dir was 'tan? Is dir was g'scheg'n?“

Der Franzi schüttelte den Kopf:

„G'scheg'n is mir nix. Aber...“

„Was, aber?“

„Aber mitspül'n darf i nimmermehr.“ Und fast drohte den Kleinen die mühsam bewahrte Fassung zu verlassen.

„Wer hat dir denn 's Mitspül'n verboten? Wer? Sag' mir's, daß i abigeh'... Msdann, wer?“

Der Franzi hatte einen Namen auf der Zunge. Jedoch er sprach ihn nicht aus.

„Na“, sagte er, „sa Denunziant bin i net. Und eigentli“ — wieder ver schluckte er ein Tränlein — „eigentli is mir net so unrecht g'scheg'n.“

„Ah so... No, wann's d' selber manst... Aber du list ja bloßkopsel. I hab' dir do dö schöne, neuhe, blaue Sand'n aufg'setzt, weils d' es partuh hast hab'n woll'n zum Soldaten-spül'n. Wo hast s' denn jekten?“

Der Franzi hatte bisher die linke Hand krampfhaft auf dem Rücken gehalten. Jetzt brachte er sie langsam nach vorn: Eine dunkelblaue Matrosenmütze mit baumelnden Schleifen und goldglänzendem Aufschriftband hielt sie umklammert.

„Jessas!“ rief Frau Neuninger. „Wia dö scho aussichaut! Warum zerdrückt s' denn a so? Vor an' Vierteljahr erscht hat dir s' der Watta kauft. Aber wart', i gib dir s' nimmer, wanns d' in Hof gehst.“

„Sätt' er mir s' halt net 'kauff! Sätt'st d' mir s' halt net geb'n. Waar' vielleicht g'scheiter g'wesen!“ entgegnete der Franzi trozig.

Ein dem fromm Bürgerinnen.

nommen, als auf dem blutigen Schlachtfelde, von uns Helden in stolzer und rührender Weise gesungen, unsre Volkshymne erklang.

Eines der furchtbarsten Geschehnisse war auch unser bravouröser Angriff am 30. August bei Tarzimech, wo wir die Entscheidung herbeiführten. Meine sechste Feldkompagnie lag mit der Maschinengewehrabteilung zum Schutze unserer linken Flanke in einer vorbereiteten Stellung, als wir aus dem gegenüberliegenden Walde von heftigem Brisanzgranatenfeuer beschossen wurden. Diese unheimlich mächtigen Geschosse ereilten mit ihrem schrecklichen Geräusch meine Reserven und begruben mehrere Leute durch die emporgeworfenen Erdschollen. Ich erkannte, daß die Russen tabellos eingeschossen waren, und gab daher den Befehl zum „Vorwärts!“, welchem meine braven, biedereren Helden trotz des heftigsten Artillerie- (Granaten- und Schrapnell-) sowie Infanteriefeuers wie auf dem Exerzierplatze folgten. Bis auf die nächste Feinddistanz konnte ich trotz der Verluste — ich verlor mehr als dreißig Mann — vorrücken, und ruhig wie auf der Schießstätte gaben die Helden das vernichtende Feuer ab. Das war mein größter Stolz!

Der Armeekommandant beauftragte den Regimentskommandanten, allen Angehörigen des Regiments aus vollem Herzen seinen Dank für die bisherigen Leistungen, die geradezu bewundernswürdig waren, zu verlautbaren. Die schönsten Stunden seines Lebens, sagte er, würden für ihn stets der Angriff des Regiments am 30. August bleiben!

Bei der Frau Bürgermeisterin.

„Erzellenz, die Frau Weisenberger ist da und bittet wegen der Spitalspöster . . .“

„Die Frauen vom 16. Bezirk sind gekommen . . .“

„Herr Dr. Pichler läßt Erzellenz fragen, wann er . . .“

„Bitte, zwei Damen vom 20. Bezirk möchten nur ein paar Worte . . .“

So geht's jetzt im Salon der Frau Bürgermeisterin zu. Alle Augenblicke klopf das Stuben-

Bittstellerinnen einzuwirken, was in Zeiten von Seuchengefahr von so hoher Bedeutsamkeit ist.

Alle diese Zentralstellen werden von der Frau Bürgermeisterin persönlich inspiziert.

„Wie ich mir meinen Tag einteile? Ach du lieber Gott, der ist zum Uebergehen voll.“

Frau Weiskirchner sagt es förmlich frohgemut. Man sieht es ihrem klugen, echt wienerischen Gesichte und der Regsamkeit ihrer Gesten an, daß sie von brennender Arbeitslust erfüllt ist.

„Vormittags“, sagt sie, „Sie sehen ja, da muß ich Auskünfte erteilen, Sitzungen abhalten, meine Spendenbogen führen und buchen, Bittgesuche erledigen, und nachmittags fahr' ich dann in die Bezirksämter der Frauenhilfsorganisation, in die Nähstuben, Spitäler, im Settlement war ich . . .“

Eine Dame kommt in Angelegenheiten des Schwarzen Kreuzes, denn die Frau Bürgermeisterin ist auch Vizepräsidentin dieser segensvollen Aktion, die bekanntlich der Auspeisung gilt und sich somit der Frauenhilfsorganisation angliedert. Sofort hat die Bürgermeisterin die betreffenden Akten zur Hand — die Geschäftsführung ist ungemein prompt und klar. Das Schwarze Kreuz tut viel Gutes und ist sehr zu unterstützen. Gelänge es uns nur noch, einen weiteren, recht großen Absatz zu erzielen.

Die Bürgermeisterin will weiter von der Einteilung ihres Tages sprechen und beginnt zu erzählen, wie sehr der Besuch der Spitäler ihr ans Herz greift. Sie ist über jedes einzelne unterrichtet; sie weiß, woran es in der Rotunde gebricht und was auf der Wieden nottut . . ., aber schon wieder wird sie unterbrochen.

Eine Dame bittet, das von der Bürgermeisterin entworfene Modell für gestrickte Schneehauben zum Nachahmen sehen zu dürfen.

Die Herrin des Bürgerpalastes beschäftigt sich nämlich auch damit. Bereitwillig steht sie auf und holt ihre Modelle: Stützen, Handschuhe und Schneehauben, ungemein zweckvoll und leicht zu arbeiten, die sie selbst entworfen hat. Daneben zeigt sie das Modell eines ganzen Wollanzuges, das ein Sektionsrat erdacht.

Und nun wird erklärt: soundsso viel Millimeter dicke Nadeln, soundsso viele Maschen, Kettelmaschen, Qualität der Wolle. . . Ueberdies steht das alles auch klipp und klar in den „Strickrezepten“, die Frau Weiskirchner verfaßt hat.

„Ja, aber wann stricken Erzellenz, dann?“

6./9. 1914.

Feuilleton-Beilage.

Die geschlossenen Hoftheater.

Von Felix Salten.

Die Wiener Theater spielen. Freilich: noch haben die Geigen nicht zum neuesten Operettenwalzer angefetzt und man vermag sich's auch nicht vorzustellen, daß solch ein Versuch gemacht wird. Aber die anderen Wiener Theater haben ihre Pforten geöffnet und spielen ernste oder fröhliche Stücke, die patriotische Begeisterung wecken, anfeuern, ermutigen, erheitern.

Es sind lauter Privatinstitute. Und das Wagnis, in der heutigen Zeit, in der alle unsere Mittel dem Ernst und gewiß nicht dem Vergnügen geweiht sind, dieses Wagnis kann jeden einzelnen Unternehmer für immer zugrunde richten. Dennoch setzen sie ihre Existenz dran, der Kriegsnot Trost zu bieten. Ein soziales Pflichtgefühl scheint ihnen zu befehlen, ihre Angestellten, ihre Arbeiter, Musikanten und Künstler nicht preiszugeben. Vielleicht sagt ihnen auch ein patriotisches Empfinden, daß geschlossene Theatertüren den Eindruck machen würden, als stünde die Reichshauptstadt unter dem Einfluß einer lähmenden Katastrophe (die wir doch nicht einmal zu besorgen brauchen), als sei ganz Wien in Trauer versunken über einen Mißerfolg (den wir doch als ausgeschlossen betrachten dürfen).

Genug, die Theater spielen. Ihre Daseinsmöglichkeit, auch in Kriegstagen, braucht nicht mehr erörtert werden, denn sie hat sich nun selbst bewiesen.

Die Privattheater spielen. Aber die Hoftheater sind immer noch geschlossen.

Es heißt: die Verhandlungen haben bisher noch zu keinem befriedigenden... Dann heißt es wieder: die Verhandlungen dürften demnächst...

Zwischen ist der September verstrichen. Die erste Oktoberwoche ist vorbei und die Hoftheater bleiben immer noch geschlossen.

Verhandlungen... Der Krieg ist am 25. Juli unvermeidlich, am 28. eine Tatsache gewesen.

Vier lange Augustwochen hatte man also zu Verhandlungen reichlich Zeit. Wäre die Burg am 1. September, die Oper ein paar Tage früher oder später eröffnet worden, das hätte einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. Man hätte gesehen, daß wir unsere Wirtschaft in Ordnung weiter führen. Es hätte beruhigt, hätte weit über Wien, ja weit über die Landesgrenzen hinaus eine große moralische Wirkung geübt.

Die Hoftheater in Berlin spielen längst schon ruhig weiter. Reduzierte Gagen — aber auch ermäßigte Eintrittspreise. Die Sache war im Handumdrehen geordnet. Die Hoftheater in Dresden und München spielen. Nur die Burg und die Oper sind noch verriegelt.

Das Publikum beginnt den paar großen Künstlern, von denen es verlautet, daß sie sich den neuen Verhältnissen nicht fügen wollen, ernsthaft zu zürnen.

Aber auch die Künstler sind erregt. Nicht bloß die paar wider-spensstigen, sondern beinahe alle.

Das Publikum wirft seinen einstigen Lieblingen jetzt vor, ihr Widerstand sei häßlich, sei rücksichtslos vor allem gegen die kleinen, wirtschaftlich schwächeren Kollegen. Ihr Verhalten sei undankbar. Man habe sie in Friedenszeiten zu sehr verwöhnt. Man habe sie lächerlich überzahlt. Der Krieg, der so manche Dinge auf das wahre Maß ihres Wertes zurückführe, werde auch hier Wandel schaffen. Harte Worte.

Das schadet den Herrschaften gewiß nicht. Es ist, im Kriege wie im Frieden, sicherlich Anlaß genug vorhanden, den verhässelten Bühnenhelden und den verzärtelten Theaterprinzessinnen raue Wahrheiten zu sagen. Und in jeglichem Streit, der mit ihnen ausbricht, bin ich allemal geneigt, zu glauben, daß sie Unrecht haben. Ob freilich der Krieg die Folge haben wird, die hochgeschraubten Gagen unserer Bühnengrößen auf ein vernünftiges Maß herabzusetzen, das ist ein Thema, dessen Erörterung mir jetzt verfrüht erscheint. Darüber werden wir nach dem Kriege sprechen. Heute glaube ich nur, daß die öffentliche Meinung den Künstlern doch ein wenig Unrecht tut.

Es fällt doch auf, es muß ja bei ruhiger Ueberlegung auffallen, daß gerade die Mitglieder der Hoftheater Schwierigkeiten machen. Man vermag sich's nicht zu denken, daß gerade diese Künstler einem so überwältigenden Argument, wie der Krieg es ist, taub und unzugänglich sein sollen. Gerade die Hofschauspieler und Hofopernsänger verschließen sich einer patriotischen Notwendigkeit und lassen es an Pferwillen fehlen? Seltfam!

Wenn man diese Leute kennt, dann weiß man auch, welchen Schrecken sie vor der öffentlichen Meinung haben. Man weiß ganz genau, welche ehrgeizige Begierde sie erfüllt, in einer möglichst schönen Beleuchtung dazustehen. Und hat es oft mitangesehen, wie rasch, wie bedingungslos sie vor einer unfreundlichen Beurteilung ihres menschlichen Verhaltens zurückweichen. Dennoch gehen sie jetzt verstockt und erregt in der Stadt herum? Sie müssen also vollkommen verrückt geworden sein. Oder... sie sind doch nicht die alleinige Ursache, daß die Hoftheater immer noch geschlossen bleiben. Ohne die geringste Zuneigung, für die Künstler Partei zu nehmen, aber auch ohne jede Eucht, an getroffenen Maßregeln wohlfeile Kritik zu üben, kann ich doch nicht verschweigen, daß ich den Eindruck habe, als sei hier manches von Anfang an verfehlt worden. Ich habe das erste Rundschreiben der Burgtheaterdirektion gesehen, darin die neuen Bestimmungen mitgeteilt wurden. Es war ohne Aufschrift, noch Unrede. (Das Zirkular der Operndirektion sah ich nicht; es hatte wohl die gleiche Form.) Sicherlich nicht schlimm gemeint — aber gerade in solch einem Augenblick und in solch einer Angelegenheit verfehlt. Hier sprach man ja doch nicht zu disziplinierten Beamten. Sondern der Direktor des Burgtheaters, der selbst ein Künstler ist, sprach zu Künstlern. Und es wurde ein Opfer verlangt. Man muß nicht so schroff sein, wenn man ein Opfer fordert. Eine freundliche Ansprache, ein warmer Appell an die loyale Bereitwilligkeit hätte sicherlich von Anfang an eine ganz andere Stimmung bewirkt.

Es war aber ein noch größerer Fehler, die Wiedereröffnung der Hoftheater von der ausnahmslosen, unbedingten Zustimmung aller Mitglieder beider Institute abhängig zu machen. Den Großen wurde damit gesagt: Wenn die kleinen Leute nun brotlos werden, ist das eure Schuld! Vielleicht glaubte man, ihre Kollegialität dadurch umso sicherer zu fassen. Das Kalkül ist gut, ist sogar geistreich. Aber es hat sich als unrichtig erwiesen. Die bedeutenden unter den Künstlern besitzen langlaufende, oft lebenslängliche Verträge und betrachten diese natürlich als ihr kostbarstes Gut. Jetzt entstand bei ihnen die — gewiß grundlose — aber aufregende Meinung, diese Verträge wolle man ihnen nun um jeden Preis abdringen. Es war wohl nicht beabsichtigt, doch auch nicht nötig und den Wiener Traditionen nicht entsprechend, bei Künstlern, die viele Jahre und ruhmvoll gedient haben, solch einen Glauben zu erwecken.

Es mußte die Einzelnen verstimmen, daß sie die Verantwortung für den eingestellten oder fortgeführten Betrieb plötzlich auf die eigenen Schultern abgewälzt sahen. Können sie nicht mit einem Ansehen von Berechtigung sagen, man habe sie in eine peinliche Zwangslage gebracht, indem man die Entscheidung über das Ganze jedem Einzelnen von ihnen anheimstellte? Der Fortbetrieb der Hoftheater hätte einfach ins Werk gesetzt werden müssen. Das entsprach der Noblesse dieser Institute, entsprach der unbedingten Autorität, die man den leitenden Behörden wünscht. Solch einer Maßregel, begleitet von einem warmen Appell an den Patriotismus, hätte sich niemand entziehen dürfen, hätte sich niemand entziehen können. Die Möglichkeit eines Widerstandes trat ja erst ein, als man die Frage „Sein oder Nichtsein“ auf den Meinungen und Empfindlichkeiten der Künstler schaukeln ließ. Der Einzelne mochte hundertmal auf seinen Vertrag pochen; — wenn er sah, daß der Betrieb in Kriegsordnung weiter lief, hätte er in Reih und Glied treten oder streikten müssen, für immer die Achtung seiner Mitmenschen zu verlieren. Keineswegs durfte man aus der Schar der Burgschauspieler und Opersänger eine Art polnischen Reichstag machen, darin das Veto eines einzigen genügt, die wichtigsten Beschlüsse zu vereiteln. Die Disziplin, die man doch aufrecht erhalten sollte, ist dadurch kaum gestärkt worden.

Und aufrecht erhalten müssen wir jetzt alles, was wertvoll ist: unsere Arbeit, unsere Ordnung, unsere Wirtschaft. Besonders aber unser Selbstvertrauen, unsere Zuversicht in unsere Kraft.

Ein Kraftbeweis ist es gerade nicht, wenn wir die Hoftheater geschlossen halten, die Burg und die Oper, die den Stolz des Wiener Theaterlebens ausmachen, die mit der Geschichte und der lebendigen Gegenwart der Stadt Wien verwurzelt sind wie kein anderes Kunstinstitut neben ihnen. Müssen sie wirklich geschlossen bleiben?

Die Zeiten sind schwer. Aber die Privattheater spielen dennoch, die Konzertsäle haben sich geöffnet und das Publikum drängt sich in die Aufführungen. Trotz dem schicksalsschweren Ernst dieser Tage gibt es doch so viel Besonnenheit, so viel starkes Hoffen in unserer Stadt, daß die Leute Ruhe finden, für ein paar Abendstunden ihre Nerven im Theater zu entspannen. Es ist wundervoll, es ist mehr als erfreulich, daß man das als eine Tatsache feststellen darf. Die Wiener

8.7.1914.

(Dank der deutschen Regierung über die Aufnahme des Stutari-Detachements.) Das Kriegsministerium richtete folgendes Schreiben an den Bürgermeister Dr. Weiskirchner: „Laut Mitteilung des L. und L. Ministeriums des Aeußern hat die kaiserlich deutsche Regierung ersucht, allen in Betracht kommenden Stellen für die dem Marine-Infanterie-Detachement Stutari von seiten der österreichischen Militär- und Zivilbehörden sowie der gesamten Bevölkerung zuteil gewordene, über alles Erwarten warme Aufnahme und weitgehende Unterstützung ihren wärmsten Dank mit der Versicherung zum Ausdruck zu bringen, daß die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft mit der L. und L. Armee von der kaiserlichen Marine stets in hohen Ehren gehalten werden wird. Das Kriegsministerium beehrt sich, Eurer Exzellenz hievon die ergebenste Mitteilung zu machen.“

konventionellen Wendungen viel Interessantes zwischen den Zeilen enthält, das alle Welt versteht, nur er nicht.

Das Kriegsoffer. Opfer des Weltkrieges sind nicht die Soldaten, die dahinsanken, nicht die Frauen und die Mütter, die weinen, nicht die Flüchtlinge, die Hab und Gut lassen mußten, nicht die Geschäftsleute, die in der Enge der Geschäftsverhältnisse unterzugehen drohen. Das eigentliche Opfer des Krieges ist der Herr Bureauvorstand. Überall klagt er: „Ich habe heuer keinen Urlaub gehabt.“ Das bringt er mit sorgenvoller Miene vor, als wollte er das Urteil der Weltgeschichte anrufen, die bekanntlich das Weltgericht ist. „Ich habe keinen Urlaub gehabt — es ist entsetzlich, wie ein Krieg in das Leben eines jeden eingreift.“ Ja, ja, es ist eine bedrückende Zeit, in der wir leben. Der Herr Bureauvorstand hat keinen Urlaub gehabt. Genau gesehen, verhält sich allerdings die Sache so. Am ersten August hätte er von Triol, wo er zum Sommeraufenthalt weilte, zurückkehren sollen, er wäre in normalen Zeiten erst am dritten angekommen. Die stürmenden Ereignisse der letzten Julitage drängten ihn aber schon am 27. Juli nach Wien. So hat der Herr Bureauvorstand sieben Tage seines Urlaubes geopfert. Das ist der Tatbestand. Aber in seiner Einbildung und in der seiner mitfühlenden Familie nimmt dieses an sich schon historische Ereignis Riesendimensionen an. Der Herr Bureauvorstand ist erschöpft, von Arbeit und Mühen eines Jahres — was, eines Jahres! — vierundzwanzig Monaten zu Boden geworfen, so kann nicht weiter, er sieht dahin. Natürlich geht der Krieg ihn nichts an, er hat im Bureau so wie so nie etwas getan und jetzt tut er nichts anderes, als auf der Landkarte Ortlichkeiten suchen, von denen kein Geograph der Welt je etwas gehört hat. Die üblichen Stunden verschläft er im Bureau nach wie vor so ruhig, als würde kein Weltkrieg mit seinem ehernen Tritt die Erde erschüttern. Wenn der Bureauvorstand dann, am Mittag von seinem Fantel aufschreckt, wankt er schlaftrunken hinaus und marmelt: „Ja, ja, wenn man keinen Urlaub gehabt hat.“

Die Unentschlossenen. Sie will etwas tun, die Liebe, die sich allerorten betätigt, läßt sie gewiß nicht kalt. Sie will dabei sein, helfen, arbeiten. Nur müssen einige Fragen erst erledigt werden. Was soll sie tun? Wo soll sie helfen? Wie soll sie arbeiten? Wird sie stark genug sein? Wird sie all das Schreckliche, das man zu sehen bekommt, aushalten? Wird sie dabei nicht ihre Stimme schädigen? Nimmt sie niemandem, der es braucht, etwa einen bezahlten Posten weg? Wird sie in Wien bleiben können? Wird sich niemand gegen sie unziemlich benehmen? Wird sie das Klavierspiel ganz aufgeben müssen? . . . Die Hände werden bei grober Arbeit steif? . . . Diese und noch einige, nur wenige Duzend Fragen müssen erst von Bekannten, Verwandten und besonders von Leuten, die schon einige Erfahrung über die Hilfsaktionen haben, beantwortet werden, dann will sie unbedingt auch an die Sache gehen unbedingt. Eigentlich ginge sie am liebsten auf eine Kinderklinik, denn Kinder hat sie gar zu gern. Aber das fehlt sie ein, daß man für Kinderkliniken jetzt nicht mehr und besonders keine freiwilligen Pflegerinnen braucht. Es wäre schließlich auch in Betracht zu ziehen, ob sie sich überhaupt nicht auf einem anderen Gebiete betätigen soll, als auf dem der Krankenpflege. Es gibt ja so viel für alle zu tun, die sozial denken. Und bedenkt sozial. Unbedingt. Aber die Idee der Krankenpflege gibt sie nicht auf. Sie will sich nur noch informieren. Man muß doch die ganze Organisation kennen, ehe man sich ihr verschreibt. Hoffentlich dauert aber der Krieg nicht so lange, bis sie die ganze Organisation kennt und sich genau informiert hat. Und dann wird sie sich beklagen, daß man in Oesterreich nicht einmal mit dem besten Willen ans Ziel kommt.

Der Reformator. Der Krieg zerstört viel, aber er bringt auch viel zur Reife. Für fruchtbare Gehirne ist er ein Frühlingswind förmlich, der immer neue Ideen gedeihen läßt. Der Reformator heft an jedem Tage eine aus. Im kritischen Kreise hat er besonders geschickte strategische Pläne, die er zum besten gibt. Aber für die Öffentlichkeit streut er seine Ratspläne gegen das kriegsführende Ausland aus, ferner hat er ganz originelle Gedanken über die Interpretation der Genfer und anderer internationaler Konventionen. Aber die Wohlthätigkeit, über die Väter, Frauen und Waffenuntätige für den Krieg zu beschäftigen, über die Veranstaltung patriotischer Demonstrationen, über die Zukunft nach dem Kriege, über die enge Verbindung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Das spricht nur so. Man darf in seiner Nähe keinen Uebelstand beklagen, ohne daß er sofort bis ins kleinste Detail eine Aenderung verspricht und diese Reform zuerst womöglich in der Zeitung verankern will. Glücklicherweise verfolgt er eine Idee nur so lange, bis er eine

Wiener Kriegstypen.

Von
Paul Kurmann.

Der Neugierige. Die Genfer Konvention hat nicht die entsetzlichen Nebenwirkungen des Krieges einzudämmen gesucht. Der Wohlinformierte darf von den Regierungen in Washington und im Haag unbehellig, die ihm von hochsehender Seite anvertrauten Geheimnisse preisgeben, und der Neugierige braucht keine Repressalien zu fürchten. Der Neugierige ist ja ein sehr lebenswürdiger Herr, seine Stimme löst geradezu verführerisch. Er kann prachtvoll zuhören, mit Interesse, mit Ergebenheit, mit Spannung. Er lauscht förmlich. Nie unterbricht er. Aber wenn der Saal voller Neugierigen geleert ist, beginnt seine Rolle. „Also, da Sie so viel wissen, so können Sie mich vielleicht darüber informieren, wann der Krieg zu Ende sein wird. In einem Winter- oder in einem Frühjahrsmonat? Und wie werden die Friedensstipulationen sein? Glauben Sie, daß die Kriegsentwädigung mehr als zwanzig Milliarden ausmachen wird? Und wie werden sich dann die Handelsbeziehungen gestalten? Sie wissen doch gewiß, wo der Friedenskongreß sein wird? Hat man Ihnen nicht mitgeteilt, ob Afghanistan eine förmliche Kriegserklärung abgegeben wird? Wird man gleich nach Beendigung der Feindseligkeiten die Schifffahrt aufnehmen, wegen der Minen nämlich?“ Das prasselt nieder wie ein Sommerregen. Der Neugierige greift in die verhältteste Zukunft und ist überzeugt, daß man ihm die Antwort nur aus Bosheit vorenthält. Aus purem Egoismus will man ihm nicht die letzten Siege melden, von denen man erfahren hat. Alle Leute wissen alles, nur er nicht. Es geht ja so viel vor, da muß doch immer, wenn er da ist, auch etwas Neues für ihn hervortreten werden. Eine inhaltslose Depeche von den Kriegsschauplätzen ist eine persönliche

23. / X. 1914.

Winn Jantrolaban in Springzitten.

minutigen zweier des ... nach einer Durchsöpfung des Landes, der Meiß wurde für die in Eisenbürgen und ...

Sie 44. Fortsetzung des Niederdruckes des ... Spieltagen befindet sich auf Seite 17.

Seuilleton.

Wiener Theaterleben in Kriegszeit.

Mitten hinein in die Sommerferien unserer Theater, da alle Plätze schweben, mitten hinein in das geruchsame ...

Nur eine Fähigkeit scheint uns im Sturm der ... Regenernort gänzlich verloren gegangen zu sein: die ...

Struß entrag, als er zum erstenmal den russischen Ören ...

Wie die Russen vom ungarischen Boden betrieben ...

einer arbeitslosen Mähern oder Moldawien, einem be ...

Nur zaghaft und langsam haben die Wiener Theater ...

von neuen Entwürfen vergrüßt, zu der ...

Das Theater an der Wien gehörte damals dem ...

Das Theater an der Wien gehörte damals dem ...

25. 1914

Am Tisch.

Der ältere Herr dort mit seiner Frau und drei Kindern ist ein Bürgerschuldirektor aus Galizien, und auch das hübsche, gut gehaltene Mädel, das, zwischen den Eltern sitzend, hungrig seine Suppe löffelt, gehört wohl in die Reihen der vorübergehend Heimatlosen. Da ist ein Goldarbeiter, der entlassen wurde, ein Handlungsangestellter ohne Posten, ein Buchbinder, der auf Halbtagsarbeit gesetzt ist, und ein Schauspieler, der darbt. Die zwei Mädchen drüben, die stricken, während sie auf's Essen warten, sehen wie Kontoristinnen aus. Ein drittes junges Ding gesellt sich zu ihnen. „Ach!... Wie wohl das tut!“ sagt sie, als sie sich setzt. Man ahnt, daß sie den ganzen Vormittag auf Suche nach Arbeit herumlaufen mußte und nun froh ist, in einem warmen Raum vor vollen Tellern ein wenig rasen zu können.

Hinter dem Speiselokal am Herd sind die Vorstandsdamen des Frauenstimmrechtskomitees Ernestine v. Fürth und Gisela Urban, von Frau Sophie Deutsch und andern freiwilligen Helferinnen unterstützt, emsig tätig. Sie schneiden die Würstel, feilen die Nudeln ab, teilen Brotportionen vor und tragen selbst auf, so daß mit den vierzig Helfern der Mittagstisch, der auch das Brot einbezieht, wirklich beglückt ist, weil ja Getränk und Trinkgeld entfallen. Das Komitee hat im Verein mit der „Vereinigung der arbeitenden Frauen“ eine ähnliche, ausschließlich für weibliche Teilnehmer bestimmte Aktion im Frauenerwerbverein auf dem Wiednergürtel eingeleitet und behält sich vor, sobald die entsprechenden Mittel aufgebracht sind, auch in andern Bezirken noch Kriegsmittagstische zu errichten. Ihre Institution ist segensreich, schon darum, weil dabei niemand die Demütigung des Almosenempfängers verspürt.

„Im Settlement.“

Wer das Haus in der Friedrich Kaiserergasse nicht kennt, das den Verein beherbergt, dem weist es jedes Kind. Denn die Ottakringer Jugend ist darin zu Hause. Halb zwölf Uhr mittags ist es — man tritt in den Hof. In schier endlos langer Doppelreihe steht da liebes kleines Gefindel beisammen und wartet auf die Fütterung. Die einen barfuß, die andern im fadenfcheinigen Kittelchen und alle sperren sie halb unbewußt die Schnäbel auf wie hungernbes Spazenvolk, dem Abzug winkt. „Dräng' net, i war z'erscht da!“ ruft ein Bub mit hellen Augen. „Drängen is a Gemeinheit...!“ Und der vorwitzige Knirps, der offenbar gar nicht das Zeug hat, in der Reihe zu bleiben — wird flugs wieder auf seinen Standort zurückbugsiert.

Auch Frauen sind da, mit dem Kleinsten im Arm und den Größeren an der Hand und Kittelfalte. Ein erschüchternes Dummerl schluchzt vor sich hin, ohne Grund, nur aus Verlegenheit, wie Kinder oft zu weinen pflegen, wogegen in den nassen Augen der Mutter schon Sinn liegen mag, ein Sinn, den sie selbst wohl schwer fassen kann...

Drinnen in den primitiven Speisestuben herrscht bereits frohe „Genießerstimmung“. Leberreisuppe gibt's und per Kopf einen Viertellab Brot. Ein dünnes Kerlchen hält seinen Teller hin und bittet um „viel“. „Aber,“ meint die freundliche, alte Dame, die an diesem Tische ansteht, „du hast ja schon zweimal geg'abt. Du mußt den andern auch was lassen, Stefferl!“ Als sie aber die betrübten Mienen des Kleinen sieht, bekommt er doch noch einen Schöpfer voll.

Ein halber Liter Suppe ist für jedes Kind gerechnet, und da es hier täglich 1400 kleine Lebensrekruten auszuspeisen gibt, werden Tag für Tag seit dem 1. August 700 Liter Suppe geschenkt und etwa 400 Laib Brot verschnitten. Für die vom Magistrat zugewiesenen Kinder kostenlos, andre zahlen sechs Heller. Es ist den führenden Frauen des Settlements, den Damen Elise Federn, Friedenstein, Urban und Martin, die so hingebungsvoll die Auspeisung leiten, sicherlich nicht leicht geworden, Spenden anzubringen und den mühselig erworbenen Baufonds anzugreifen, aber die Armut war dort draußen zu groß und der Hunger muß gestillt werden, ehe man an das Dach eines neuen Asyls denken kann.

Wie es schmeckt! Man vermag sich keine besseren Animieresser vorzustellen. Der drollige Kleine Kratochwill mit dem verschmitzten Gesicht trägt eine Note-Kreuz-Binde am Arm — er ist also ein Sanitätsmann. Sein Nachbar hat hingegen einen Stern auf den Kragen genäht und einen Stod zur Seite liegen. „Bist du Soldat?“ fragt man ihn. Er schaut auf und nickt, einer Antwort wird man nicht gewürdigt. Das heißt offenbar: Wie man aber auch so Dumme fragen kann, wo man's doch sieht!

„Sicher bist du General.“
„A!... Jugsführer!“
Das erscheint dem dreifüßigen Krieger natürlich ungleich mehr. Soldaten sitzen da überhaupt in Menge — es ist eine famose, wehrfähige kleine Schar. Aber nur wenige können heute nach

mittag an den „entscheidenden“ Kämpfen „beim Pepi, wo der große Hof ist,“ teilnehmen, denn da ist der Biegler Josef, der mit der Mutter in den Wald muß, um Eicheln für den Eichellaffee zu suchen, und der Winkler, der beim Strohsackfüllen hilft, und der prächtige Volkstanz Franz, der „im Häuslichen“ arbeitet. Daß er praktischen Sinn hat, beweist er. Er und sein Bruder werden nämlich Seldner, denn: „Wärscht, das wird immer kauft.“ Das Wort „Wärscht“ klingt wie eine Fanfare, wie eine Art Daseinsprogramm.

So liebe Gruppen sind da zu beobachten. Ein Mädel, das dem noch hungrigen Schwesterchen etwas von ihrer Portion auf den Teller löffelt. Sechsjährige, die mit mütterlichen Gesten Kleineren zeigen und ihnen klug zusprechen, wenn sie zu wenig gesund sind, um es sich ordentlich schmecken zu lassen. Da ist die Annerl mit „lauter Einsen“, die schon sechs Jahre im Settlement ist, und dort marschiert eine urdrolliger Kabakler in „Glacéhandschuhen“ daher. Dem Frau Friedenstein, die ihre Leute kennt, lachend zuzuruf: „Ja, wo hast du denn die her, Franzl? Siedler hast du schmutzige Hände. Schnell geh' zum Brunnen und wasch' dir!“ Auch Fräulein Grete Bal, die Brotportionen ausgibt, eskortiert einen Jungen vorerst zur Säuberung. Die vier Witwensmädchen sehen hingegen brav gefhlegt aus, obgleich die Mutter mit den giftigen Händen schwer verdient und der Bruder, der Schanzengraber ist, die ganze Familie erhalten muß. Soviel Portionen Suppe, soviel trübe Schicksale, soviel...

Aber es ist sonderbar, man wird dennoch nicht traurig gestimmt, wenn man ein Mittagessen im Settlement mitmacht. Ist der Hunger auch groß, sein Stillen hat etwas um so Versöhnlicheres. Ueberhaupt: Man lernt jetzt verstehen, wie schön das Bild des Sattessens ist. Niemals ist der Blick klarer, als wenn das scheinbar Selbstverständliche plötzlich fraglich wurde.

Bei der „Bereitschaft“.

Zubelnde Stimmen ertönen aus einem großen Hof. Lustiges Krähen und Rufen, übermäßiges Geklapper und dazwischen, gleichsam als Grundierung, sonores Männerlachen. — Man ist im Hause des Arbeiterheimes in der Lagerbuzerstraße Nr. 8. Ein weiter, hellenähnlicher Saal mit verandaartigem Vorban, der sich gegen den Hof öffnet und an den sich ein Seitentrakt schließt. An diesem seitlichen Flügel des Hauses lehnen Soldaten. Ein paar massige, wuchtige Patrone sind es, prächtige Kriegerexemplare von der schweren Artillerie, und rings um sie laufen und springen die Kinder, wie ein Mädchenschwarm. Ihr Reich sind Saal und Veranda und der Hof ist das gemeinsame Gebiet, da treffen sie einander, die kleinen Kinder und die großen Soldaten und tauschen aus, was sie sich zu geben haben: Die Lachen und Lebenslust und drüben Lebensernst. Das scheint sich prächtig zu vertragen, und gerade jetzt, da das Soldatentum all unsere Boxstellungen durchzieht, paßt dieser Kontrast. Sonnenschein liegt über den lichten und dunklen Köpfen und blüht auf den blank gepulsten Knöpfen der Monturen. Ein plumper Kanonier hat zwei dieser Knirpse auf den Arm genommen, und sie zupfen ihn an seinem schwarzen Bart: „Mein Vatter is im Krieg“, sagt der Bub, „gehst du a hin?“ Freilich, Aud. Wo ist denn dein Vatter hin?“ „Fort.“ „Aber wo: fort?“ „Er is in an Ort, der was „Fort“ heißt.“

Um einen Korporal hat sich eine Gruppe gesammelt. Er hat seine Pfeife aus dem Mund genommen und zeigt den Zungen sein Taschenmesser. „Ist das für die Russen?“ Angstvoll fragt es ein niedlicher Flachskopf, während in lecken Guben geschickern die Augen blitzen. Da ertönt die Glosse. „Surra! Essen!“ Fort schiebt die Wande. „Bart auf mi!“ ruft ein Fünfjähriger noch dem großen Kanonier zu, und im nächsten Augenblick sieht alles artig bei Tisch.

120 im Arbeiterheim und weitere 1300 auf die übrigen Wiener Bezirke verteilt, und sie alle Gäste des tief menschenfreundlichen Vereines „Bereitschaft“, der diese vierzehnhundert Kinder von Arbeitslosen oder Einberufenen verköstigt, tagsüber beaufsichtigt und beschäftigt. Junge Damen der besten Gesellschaftskreise spielen und arbeiten aufopferungsfreudig und mit froher Liebe zur Sache mit dieser kleinen Schar. Wie im Settlement, so tut man auch hier mehr als Hunger stillen: Man bringt die Kinder auf eine bessere soziale Stufe, man macht sie lebensfähiger. Neben den freiwilligen Helferinnen stellt auch der Verein „Freie Schule“ geschultes Kindergärtnerinnenmaterial, und es ist so herzlich, zu sehen, wie zutraulich die putzige Wande die Großen umkreist, wie liebebedürftig sie alle sind und wie innig sie um Beschäftigung und ums Vorlesen betteln können. „Es war einmal...“ und gleich ist's mäusehinstill. Höchstens der Rudi schaut noch nach seinem Kanonier aus, dann ziehen die Märgen in

Städtische

W

Bei Tisch.

In der Stumpergasse.

Ein hübsches Gassenlokal. Die schmalen Tische sind mit weißer Wachsteinwand gedeckt. Drauf stehen in Vasen ein paar frische, einfache Herbstblumen, die etwas Warmes, Behagliches in den bescheidenen Raum tragen und ein wenig Heimempfinden auslösen. Das Gefühl lebenswürdiger Sorgfalt tut immer wohl.

Es gibt Kohlsuppe mit Würsteln und dann Mohanudeln. Gestern stand Suppe und Rindfleisch mit „Paradeis gemischt“ auf dem Speisettel — das ist der „Kriegsmittagstisch“ um 40 S., den das „Frauenstimmrechtskomitee“ jenen bietet, die Volkstischen nicht in Anspruch nehmen wollen, aber doch zu mittellos sind, um sich kostspieliger zu ernähren. Es ist eine Aktion, die in erster Linie für Intelligenzkreise bestimmt ist: für stellenlose Beamte, Lehrer und Kaufleute oder für Flüchtlinge.

Ohne Männer

Wiener Neuigkeiten.

Ohne Männer.

Von F. St. Günther.

„Ein Vierteljahr müssen Sie Ihnen halt noch gedulden, Frau Doktor,“ hatte die Hausbesitzerin auf das geharnischte Ultimatum der Konzipientensgattin Anna Lehnert geantwortet. „Aber im August — für 'n November kündig' ich denen Tapeziererischen, selbstverständlich. Denn so viel Wert ich drauf leg', daß Sie, Frau Doktor, und Ihr Herr Gemahl mir als Partei erhalten bleiben, so wenig ist mir um die Hofmann und ihn — ihn sogenannten Mann 'rum. Das Verhältnis von die Zwei hat mir eh schon lang nimmer 'paßt in mein anständigen Haus. Aber jetzt, wo die Hofmann gar noch a'stritten hat und fest war mit Ihnen, Frau Doktor, jetzt is's Rest. Alsdann am November muß' geh'n, die freche Person die...“

Mit diesem Erfolg ihrer Anklage gab sich Frau Doktor Lehnert zufrieden. Der Augusttermin war ja ganz nahe. Ein Vierteljahr lang mochte ihr dann die Tapezierersgattin — nein, die Tapeziererkonfubine — noch alles „zu Fleiß“ tun, mochte die Wasserleitung auf dem Gange leichtfertigerweise „rimmen“ lassen, mochte die Kleider in aller Gottesfrüh knapp vor der Wohnungstür des Herrn Notariatskonzipienten lärmend klopfen, mochte mit herausforderndem Bettelstolz an ihr, der Frau Doktor, ohne Gruß vorübergehen. Aber bald kam der Tag der gerechten Strafe und der süßen Rache. Wie sich Frau Anna Lehnert sonnte im Borggefühl ihres Triumphes!

Und siehe, über Nacht gesellte sich zu den beiden Gründen, die die Hauseigentümerin für ihren raschen Kündigungsentwurf genannt hatte, noch ein dritter. Ende Juli brach der Krieg aus, Ende Juli erfolgte vorerst die Teilmobilisierung, und da war zufällig der Tapezierergehilfe Leopold Hofmann unter den allerersten, die einrücken mußten. Nun stand es überdies ziemlich schlecht mit den Einkommensausichten seiner zurückbleibenden Lebensgefährtin und den Mietzinsausichten der Hausfrau. Ein Glück also, daß diese schon „fertig“ war mit jener!

Pünktlich kam die versprochene gerichtliche Kündigung. Früher aber noch kam — die allgemeine Mobilisierung, die zum namenlosen Schreck und Schmerz der Frau Doktor auch ihren Gemahl, den Herrn Doktor, unter die Fahnen rief. Und keine drei Wochen waren vergangen, seitdem der Tapezierer sich von seiner „Konfubine“ ernst verabschiedet hatte, da nahm auch der Herr Notariatskonzipient von seiner rechtmäßig angetrauten Ehehälfte herzbeweglichen Abschied.

Nun war die eine einsam wie die andere. Nun hätten sie die rechte Muße gehabt, einander zu bedauern und zu reizen und zu ärgern.

Aber nun achtete die Frau Doktor gar nicht mehr darauf, ob die Tapeziererische noch immer fünf Minuten vor sieben Uhr bereits vor der Wohnung rücksichtslos zu „bempeln“ und zu „stauben“ und zu „pritticheln“ begann. So man sie aufs Gewissen darüber befragt hätte, sie wäre die Antwort schuldig geblieben. Als sie jedoch wieder einmal der Tapeziererin auf der engen Stiege begegnete und ihr Antlitz möglichst weit zur Seite wendete, damit die rohe, schadenfrohe Person nicht ihre dickverweinten Augen sehe — war es ihr da nicht, als ob ebendiese verhasste Persönlichkeit mit belegter, leiser Stimme sagte: „Gut'n Abend, Frau Doktor?“ Und geschah es da nicht, daß sie selbst, anstatt verachtungsvoll zu schweigen, faust und höflich antwortete: „Guten Abend — Frau Hofmann?“

Und die Tapeziererin hieß ja gar nicht Hofmann, denn sie war nicht einmal verheiratet mit dem eingerückten Hofmann!

Aber von da an grüßten sie einander regelmäßig, die beiden Frauen ohne Männer. Ja, wie unglaublich es klingt, manchmal hätte man kaum entscheiden können, welche zuerst begrüßt und welche nur gedankt habe.

Und eines Tages, als Frau Doktor Anna Lehnert von ihren vermöglichen Eltern auf dem Lande eine große Kiste voll Geflügel und Gemüse zugesandt erhielt, da schickte sie der Hofmann, von der es hieß, daß es ihr gar nicht gut gehe, nach einigem Ueberlegen einen Teil der schmackhaften und erwünschten Sendung hinüber in ihre Wohnung.

Ob und wie sich die Hofmann dafür bedankte, ist nicht bekannt geworden. Sicher dagegen ist, daß ein paar Tage später, da endlich von dem Tapezierer eine Feldpostkarte einlief, in der geschrieben stand, daß er gottlob noch unverletzt und gesund sei — daß da die Hofmann in ihrem Glück spornstreichs zur Frau Doktor hinüberlief und ihr noch zwischen Tür und Angel die frohe Nachricht wies. Und es traf sich, daß Frau Lehnert unmittelbar vorher eine ähnliche Botschaft von ihrem Gatten bekommen hatte, mit der sie nun nicht hinter dem Berge hieß. Und während die Frau Doktor die Karte des Tapezierergehilfen las, las die sogenannte Frau Hofmann das Schreiben des Herrn Konzipienten.

Und beide seufzten: „Heiliger Gott, wann er nur gut wieder heimkommt!“

Buchstäblich so sagten beide. Kurzweg „er“ sagte jede. So daß ein unbeteiligter Zuhörer den Lehnertischen Wunsch auch auf den Tapezierer, den Hofmannischen auf den Herrn Doktor beziehen konnte...

Aber die Wohnung war der Hofmann gekündigt. Es wurde September, es wurde Oktober, doch ein neuer Mieter hatte sich noch nicht gemeldet. Das Angebot an freien Wohnungen war ja seit dem Kriege viel, viel größer als die Nachfrage.

„Wissen Sie vielleicht,“ fragte die Hausfrau, als sie die Frau Doktor einmal auf der Gasse traf, „hat die Hofmann schon eine neue Wohnung?“

„Nein,“ jagte Frau Anna Lehnert. „Alles eins,“ erwiderte die Hausfrau, „ausziehen muß sie doch. Das hab' ich Ihnen ja fest versprochen, Frau Doktor.“

Darauf die andere rasch und lebhaft:

„O, deswegen... Meinetwegen... Ich geh' Ihnen Ihr Wort gern zurück!“

Die Hausfrau staunte:

„Wirklich? Aber nein, sie soll nur geh'n. Sie muß geh'n!“

Frau Doktor Anna Lehnert räusperte sich und trat von einem Fuß auf den andern und rang offenbar nach Worten. Plötzlich aber brach sie los:

„Also, wann die Hofmann geh'n muß — wann die arme Person, die jetzt ohne Mann dasteht, auf die Straße gesetzt wird... dann... dann, Hausfrau, geh' ich auch. Ja, dann kündig' ich. So wahr ich selber ohne Mann bin und so wahr ich hoff' und bet', daß ich's nicht immer bleiben werd'!... Also bitte, richten Sie sich danach, Hausfrau!“

Wenn Frau Rechnungsoffizial Kraftl mit ihrem fünfjährigen Töchterchen Franziska ihren zehnjährigen Sohn Anton vom Gymnasium abholen kam, so pflegten Mutter und Schwester von jenem durchaus nicht freundlich begrüßt zu werden. Denn Anton Kraftl der Jüngere erachtete es als die größte Schande für einen wirklichen Primaner, sich derart beaufsichtigen zu lassen, und „genierte“ sich mächtig vor seinen unangeholten Kameraden. Frau Kraftl hinwiederum war überzeugt, ihr Anton sei noch viel zu unselbständig, um den weiten Heimweg ohne dringende Naderungsgefahr allein zurücklegen zu können, noch dazu am späten Abend. Gleich nach Beginn des Schuljahres nämlich war an Anton's Gymnasium der Nachmittags- anstatt des Vormittagsunterrichtes eingeführt worden, da es vormittags von den Schülern der benachbarten Oberrealschule benützt wurde, deren Anstalt als Reservespital für verwundete Soldaten diente. Und daß der Anton etwa „überführt“ wurde, dafür mochte Frau Kraftl jetzt um so weniger die Verantwortung auf sich nehmen — jetzt, wo sein Vater als Landsturmlieutenant im Felde stand und ihr die sorgfältigste Betreuung der Kinder ganz besonders aufs Herz gebunden hatte.

Als der kleine Anton am heutigen Abend wieder Mutter und Schwesterchen vor dem Schulgebäude stehen sah, machte er eine noch mürrischere Miene als sonst. Und als ihn die Frau Rechnungsoffizial fragte: „Was hast denn?“ da antwortete er finster: „Wart' nur, zu Hause werd' ich dir's schon sagen!“

Nun waren sie zu Hause. Kaum daß die Lampe angezündet war, rief der Anton seinen Schulranzen auf und legte eines seiner Gesetze vor die Mutter hin und wies streng auf zwei mit roter Tinte durchstrichene Zeilen:

„Alsdann da schau her! Was steht da, ha? Da steht: Vindobona est in Austriam. Und da: Amamus patria. Das is natürlich total a'fehlt. Da hast mich wieder einmal schön blamiert damit.“

„Ich hab' dich blamiert?“ Frau Kraftl war sehr unwillig, aber doch zugleich ein wenig verlegen.

„Selbstverständlich du! Wer denn sonst? Du hast mir die Aufgab' durchg'schaut und hast a'ragt, sie is richtig. Oder vielleicht net?“

Das stimmte allerdings, das konnte Frau Kraftl leider nicht leugnen.

„Auf die Frage wo,“ fuhr ihr Sohn strafend fort, „muß im Lateinischen in mit dem Ablativ stehen. Und in dem Satz: ‚Wir lieben das Vaterland‘ ist das Vaterland natürlich nicht der Nominativ, sondern der Akkusativ. Ich hab' mich a'irrt gestern, ja. Ihnen ist menschlich. Aber wenn mir einer was lernen will und mir meine Arbeit durchschaut, dann muß er so zwei grobe Fehler bemerken... Da hat's immer a'heizen, der Vater wird mir zu Hause nachhelfen im Lateinischen, daß ich recht gut fortkomm' im Gymnasium. Und jetzt is der Vater im Krieg und kann mir net helfen, und du — du verstehst einen Schmarren und jagst mir höchstens was G'schtes.“

Die also abgefanzelte Frau Kraftl juhte es in der rechten Hand. Aber sie bezwang sich und deckte den Abendtisch und fragte nur ernst:

„Was habts denn für morgen nachmittag auf aus'm Lateinischen?“

„Die zweite Deklination,“ entgegnete der Primaner. „Da wird wieder was Schönes rauskommen, wann du mich prüfft!“

Die Mutter sagte wieder nichts. Als das bescheidene Nachtmahl verzehrt war, schickte sie die Kinder zu Bett. Dann ging sie hinaus in die Küche, um das Geschirr zu waschen, die nötigen Vorbereitungen für das morgige Frühstück zu treffen, die Schuhe Antons und Franziskas zu reinigen. Denn die Bedienerin hatte sie, mit Rücksicht auf die schweren Zeiten, längst entlassen. Und dann brachte sie auch gleich das Wohnzimmer möglichst in Ordnung. Und dann nahm sie die äußerst stopfbedürftigen Strümpfe des kleinen Lateiners zur Hand, dessen tiefes Atmen, zugleich mit dem des schlafenden Schwesterchens, aus dem Nebenzimmer zu ihr drang.

Und als sie auch damit fertig war, griff sie endlich nach der Zeitung, die zu lesen sie noch keine Muße gefunden hatte. Aber — da schoß ihr ein Vorwurf durch den Kopf, und geschwind legte sie die halb entfaltete beiseite. Sie ging auf den Zehen ins Schlafzimmer und kam mit dem lateinischen Übungsbuch zurück. Und schlug es auf. Und begann nach kurzem Blättern zu lesen und zu memorieren:

„Zweite Deklination: hortus, der Garten — horti, des Gartens — horto, dem Garten...“

Jetzt mußte sie also gar noch Latein lernen, damit sie sich nicht blamierte vor ihrem Sohn und diesen nicht blamierte vor dem Herrn Professor! Aber da half nichts. Solange ihr Mann dem Vaterland im Felde diente, so lang mußte eben sie daheim Mutter- und Vaterpflichten erfüllen. Und sie beklagte unverbrossen

Leibwut und Kriegsfür.

führen.

Seniellon.

Kriegsgeld und Kriegshilfe.

Von Angela v. Glaser-Sinower.

Sucht die Straßen Mzens mochte die Kriegsbegeisterung. Kaufende und Kaufende zogen zum Kriegsmünzspekulum, zur beifigen Besandtschaft und zum Demal des großen Meerführers in den deutschen Reichskämpfen, des höchsten Schwarzenberg, und tanzend Rechenhübeln das hehre „Gott erhalte“ das tiefinnige „Sch hat einen Sternraden“ und das hinreichend antikernde „Spring Eugentius, der edle Ritter, wolle dem Kaiser nied zum kriegen, Stacht und Stellung Belgerad“. Und in den Slagen aller flammte ein nie gelehnes Feuer und die Straßen erdöhnten vom militärischen Taktschritt.

Er einem der Genier des Münteriums des Sinnern fanden zwei Derten und sahen hinab in das Mogen und Singen. Auch in ihren Slagen leuchtete es auf, als sie dieser jungen, hergerquidenden Begeisterung nachsahen. Bis das Lied verhallt war. Da himmelte, auf ihren Stod gestützt, ein altes Mütterchen höher an der Seite eines jungen Weibes. Dieses trug einen Säugling im Arm, und ein ungebürdiger kleiner Junge rief und gerete an den Seiten ihres Reiches, während ein etwa sechsjähriges Mädel sitfam nebenher schritt.

„Ja ja, der Krieg,“ hüffelte die Alte, „ich weiß gut, wie das ist, ich hab' ihn erlebt, den Krieg! Auch dem Großvater ist fortgegangen, aber zurückkommen ist er nimmer, und ich bin allein blieben mit meine vier Kinder. Keine Mutter, meine Nichte, war damals neun Jahre, und der Dittel Gebold, den hab' ich an der Brust a'habt, grad wie du bist den Schworcht. Und wie er Mischied genommen hat, dem Großvater, da hör' ich ihn noch sagen: „Sigis, Meisel,“ hat er g' sagt, „die Jungen, die

Redigen, die haben's leicht! Auch ich gieh' ja mit Freunden für meinen Kaiser ins Feld und laß mein Leben fürs Vaterland, aber wann ich denf', daß du und die Kinder Not leiden müßst, wann ich fort bin, da bin ich gang verzagt, gang verzagt!“

Die beiden Frauen mochten horlicher. Aber oben am hohen Fenster des Münteriums sahen sich zwei Männer in die Slagen und reichten einander wortlos die Hände: „Die Idee der Kriegshilfsaktion für die dürftigen Familien der Einberufenen wurde in dieser Stunde geboren!“

Alte, alle in den weiten Säulen Deseereich-Ingarns, sie anzusehen, um Haus und Geld zu schützen gegen Barcharenhorden, sie, die täglich und stündlich ihr Leben für uns in die Schanze schlugen, sie sollen es hören, sollen es wissen, daß der Saad selbst und daß die wunderwolle Mission der „Kriegshilfe“ unermüdlich arbeitet, um ihre Lieben vor Not zu schützen. Die Sorge um Reich und Kind darf den Arm nicht herabsinken lassen, der zum Schlosse ausholt, darf das Slage nicht trüben, das die Regel in die Reichs des Feindes schlägt, und die Idee der Stillen nicht lähmen, der zum Siege führt! Kampf ruftgen Bergens, ihr alle! denn eure Lieben sind geborgen!

Die Slagefürigen der zum eigentlichen Kriegsdienst oder zum Landsturm Einberufenen haben gefehlichen Anspruch auf einen Unterhaltstag, aber wie viele gibt es, die kein Recht auf die Unterhaltung des Staates haben, aber bei denen Mäherne, geschäftlicher Stillstand oder anderer Unglück ein „Mehr“ erscheint, um nicht zuerunde zu gehen. Da gebührt das Kriegshilfsbureau Geldanshilfe, Zinsdüsse, reines the grändliche auf die gefehlichen Unterhaltungen und sorgt für mögliche Befähigung der Arbeitslosen. Es beschließt aber auch wohlwollend jene Familien, welche aus dem Beruf ihres Ernährers in normalen Zeiten über verhältnismäßig

1 Weib, war im stricke wegenung begraben, werden sie

größere Einnahmen versetzen, die gegenwärtig vollkommen ausbleiben, besonders aber jene, deren Familienoberhaupt fehwillig zum Kriegsdienst geht ist, sowie jene Ertillengen, bei denen das tatsächliche vorhandene Familienband der gefehlichen Grundlage entwehrt. Mir aber, die hinter der Front stehen, hoch und nieder, reich und arm, die mit ätternenden Sorgen und Merven die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz verfolgen, müssen es als heiligste Pflicht betrachten, sie nach unseren Vermögen zur Einberennung der Kriegsnut beizutragen. Wie ist doch der Reichthum, der Muzas in den Beredensfahren gemacht, wie hat sich in all dem glücklicheren Tagen Kapital auf Kapital gehäuft! Ihr Reichthum, ihr Günstlinge des Schicksals, macht euch nicht jeder Mühschloß, der an den Türen rüttelt, jeder Regentropfen, der an die Fenster schlägt, an die Struben im Norden und Süden des Reiches, die mit ihrem eigenen Leben euren Reichthum, euer Leben betretigen? Wie viele sind unter euch, die große Summen ihres Vermögens entbehren könnten, ohne genügt zu sein, ihre Seherstführung auch nur die geringste Befestigung auszuertelegen! Wie vielen wehen Stränge stülen! ? !

Sollt ihr eure Spenden ohne eine spezielle, lokale Abtunungsbezeichnung den Mäherbedürftigsten zukommen lassen, so sendet sie an das Kriegshilfsbureau des Münteriums des Sinnern, Mien, Sober Markt 5, oder auf dessen Postkastentonto Nr. 149.602 direkt oder auch durch die Redaction der „Neuen Freien Presse“, die in liebenswürdigster Weise dem Fonds so große Summen zertis vermittelt.

Unterhaltungen werden im Kriegshilfsbureau selbst nicht ausgeführt, diesbezügliche Wünsche nicht entgegengenommen. Die zuständige Stelle hierfür und zugleich Geldarmessele ist für Wien und Niederösterreich die

Die billige Operkarte.

Wenn es in diesen schweren Zeiten außer erfreulichen Extrazugaben überhaupt einen Lichtpunkt gibt, so sind es die ermäßigten Preise der Hoftheater. Der Gedanke, für einen verhältnismäßig geringen Betrag auf einem bequemen Sitz den unendlichen Wohlklang einer Lieblingsoper in erstklassiger Besetzung genießen zu können, ist nahezu beglückend. Die Herabsetzung der Preise beweist außerdem einen mangelhaften Theaterbesuch, und es würde mir wenigstens endlich die erwünschte Gelegenheit werden, die mich ständig empörende Selbstherrlichkeit der Theaterbureaus zu ignorieren, meinem viele Jahre alten, bis nun leider nur theoretischen Prinzip folgend, die Karten allein an der Kasse zu besorgen. Ich wollte das bloß im Vorübergehen tun, und wenn ich mich schon gegen neun Uhr früh vor der Opernkasse einfand, so geschah das nur deshalb, weil ich um ein Viertel zehn schon wieder anderswo sein wollte. Die Indignation und Enttäuschung meiner Freundin, die ihre gesamten Ersparnisse in Reis und Salami angelegt hat, und nun vergeblich auf eine Hungersnot wartet, sind nichts im Vergleich zu den Gefühlen, die mich bewegten, als ich durch die Bräunerstraße schritt. Bis zum Kunstgewerbeverein an der nächsten Ecke stand eine dichtgedrängte Menschenmasse Kopf an Kopf, lautlos und unbeweglich — ein hoffnungsloser Anblick für Neuankommende. Ein junger Mann, der gleichzeitig mit mir eingetroffen war, blieb auch tatsächlich erstarrt mit offenem Munde stehen. Er schien auf diese Ueberraschung gerade so wenig wie ich gefaßt zu sein. Aber seine Erstarrung löste sich, er winkte einen der alten Dienstmänner heran, die durch die flinkeren Messengerbörsen vielfach verdrängt, hier „aus Gefälligkeit“ — zu allen Preisen — ein vielumwobenes und wohlbestalltes Dasein fristen. Mit diesem trat er in geheimnisvolle Unterhandlungen, die damit endeten, daß der junge Mann seine Brieftasche zog, dem Dienstmann einen Geldbetrag und eine Visittarte einhändigte und triumphierend, von zahlreichen neidischen Blicken verfolgt, den Schauplatz meiner künftigen Leiden verließ.

Denn ich war entschlossen, auszuharren. Ich dachte an all die Mühen, die andere in dieser Zeit auf sich nehmen, und mit völliger Außerachtlassung des Zieles, einfach bestimmt von dem Wunsche, auch eine kleine Unannehmlichkeit auf mich zu nehmen, schloß ich mich dem Zuge an. Mir folgten weitere Duldler, und bald fand ich mich in diese lebende Masse eingekleidet gleich meinen Vorgängern. Neben mir stieß jemand dicke Zigarrenrauchwolken in die Luft, die mich lästig einhüllten; vor mir standen aus dem Hut einer jungen Dame zwei unbeschützte Hutnadeln gerade in Augenhöhe drohend gegenüber; von rückwärts vernahm ich ein häufiges ungesundes Hüpfeln und fühlte ordentlich die heimatlos gewordenen Bazillen in meine Luftröhren überfiedeln. Es lockte mich unbeschreiblich, mich mit einem Sprung aus dem Kreise meiner Peiniger zu flüchten. Aber ich blieb wie unter einem äußeren Zwang der mir selbst gestellten Bedingung gehorchend: Eine Stunde lang aushalten! Ich sah mir die Leute in meiner Umgebung näher an. Wenn es jemand gibt, der an dem endgültigen Erfolg Oesterreichs über die Feinde der ganzen Welt zweifelt, den möcht ich in die Bräunerstraße führen! Wenn man diese Massen sieht, die, zum Neubersten entschlossen, mit unglaublich zäher Ausdauer allen Entbehrungen (inklusive Zehnerjausel) trotzend, mit heldenmütiger Tapferkeit ihren Standplatz gegen alle Eingriffe Rangsjüngerer verteidigen, bloß um sich eine Opernkarte zu erkämpfen, dann braucht einem um unsere Zukunft nicht mehr bang zu sein. Das Publikum besteht vorwiegend aus einfachen Leuten aus dem Volke, von denen es beinahe verwunderlich ist, daß sie diese Opfer an Zeit und Geld bringen können, und aus zahlreichen Flüchtlingen, die, mit den hiesigen Gebräuchen sichtlich noch nicht vertraut, ihre anderwärts ausgebildeten Talente im „Anstellen“ dennoch mit Geschick bewerten. Diese Leute verständigen sich rasch mit den hiesigen Routiniers; man einigt sich auf ein paar Phrasen, die in angemessenen Pausen bald weiter vorn, bald mehr rückwärts, wiederholt werden. Etwa: „Umfallen kann man da nicht.“ Oder: „Nächstens nehme ich mir gleich 's Essen für den ganzen Tag mit.“ Oder: „Hat niemand einen Pelz da, mir ist noch zu wenig warm.“ Oder: „Wenn wir noch ein Weilerl da stehn, können wir dann gleich direkt in die ‚Kida‘ gehn.“ Dabei herrichte in dieser großen, von dem gleichen Wunsch und Ziel durchdrungenen Masse eine bewundernswerte Selbstdisziplin. Einige scheinbar alteingesessene Leute sorgten ganz besonders für die Aufrechterhaltung der Ordnung. „Sie kleine Frau — des gibt's net, hinten müssen S' Ihna aufstellen, gleiches Recht für alle!“ „Junger Mann, haltet S' Ihnen zurück, hier gibt's keine Drängerei nicht. Jeder soll sich seinen Vordermann merken, dann gibt's keine Ungerechtigkeit und kein Vordrängen. Geben S' obacht, Sie werden dem alten Weiberl auf den Fuß treten!“ Ein hübsches junges Mädchen biegt in die Straße ein, mustert die Menge und geht dann schnurstracks auf einen jungen Mann zu, der ganz vorn im Zuge steht, als wollte sie einen Bekannten begrüßen. Dann klagt sie mit halblauter Stimme, wie lange sie schon gewartet hätte, und nur weil sie einen Augenblick ans Telephon gelaufen wäre, hätte sie ihren guten Platz verloren. Dabei blickt sie mit ihren hellen, feuchtbraunen Augen den Jüngling hilflos an. Er müßte wirklich ein Herz von Stein haben, um sie abzuweisen. Der junge Pole hat aber durchaus kein Herz von Stein, und tritt freundlich lächelnd ein wenig zur Seite, um ihr Platz zu machen. Sie setzen das einmal angeknüpfte Gespräch fort, und die Nebenmänner sind mit der Episode einverstanden, unter der unausgesprochenen Bedin-

914.

130

zurück. Ich öffne die Tür, stehe noch einen Augenblick vor der lebendigen Mauer, die sich nun inzwischen wieder angesammelt hat, giere nicht auf Hunderte durchdringende glühende Blicke und stürze in die reine, freie, nischenarme Nebengasse. Dieser Augenblick ist so schön, daß er mich selbst für einen verlorenen Opernabend entschädigt hätte. Das war gar nicht nötig. Denn nachmittags begab mich in ein Kartenbureau, zahlte ungefähr's Doppelte, als ich sonst für einen Sitz ausgeben pflege, und war glückliche Besitzerin der treibten Opernkarte. Meinen prinzipiellen Entschluß, Theaterkarten nur selbständig an der Kasse zu kaufen, verschob ich bis nach den Kriegstagen.

15. / XI. 1914.

Wiener Neuigkeiten.

Der Schmutzian.

Von F. St. Gunther.

„Extra—ausgabe! Extra—aus—gabe!“
 Ein kleiner Junge, höchstens zehnjährig, barhaupt und barfuß, läßt diesen wohlbekannteren neuen „Wiener Kaufruf“ aus voller schwacher Lunge wieder einmal durch die abendlich dämmernden Vorstadtgassen hallen. Aber es will sich für ihn kein Erfolg einstellen. Waren andere, ältere schnellfüßiger als er oder ist seine Anpreisung nicht eindringlich und aufdringlich genug? Der Pack terpentinduftender, druckfeuchter Blätter unter seinem linken Arm will nicht kleiner, die Zahl der Zehnhellerstücke in seiner rechten Hosentasche nicht größer werden.

Gerade geht wieder ein Herr mit frisch angezündeter Britannika und stattlich vorgestrecktem Bürgerbauch an ihm vorüber, ohne ihm Beachtung zu schenken. Doch nein, plötzlich macht der Herr Halt, bückt sich, faßt eines der Zeitungsblätter am Zipfel, zieht es halb heraus, überfliegt die fettgedruckten Titelföpfe — „Daß anschau'n amal!“ — und — — geht mit abweisendem Kopfschütteln seines Weges weiter.

Der Knabe, zweifellos ein blutiger Anfänger in seinem Fach, sieht ihm offenen Mundes nach. Und Miene und Haltung des Geprellten sind so traurig, so kläglich, daß ein zweiter Passant, der den Auftritt von weitem mit angesehen hat, ihn folgendermaßen tröstet:

„Alsdann gib halt mir in Gott'snam' ans von deine Blattln; da hast fünf Kreuzer. Aber wanns du so weni brennt bist, da wirst nia ka Millionär net werd'n, mei Diaber. Wie kann ma denn so an' Schmutzian aussitzen, ha?... Pfui der Teufel, so a Schmutzian!“

Vielleicht hat der dicke Britannikaraucher diesen Nachruf gehört; laut genug war er. Aber keinesfalls regt er sich darüber auf. Er hat ja doch seinen Zweck erreicht, die neuesten Kriegsnachrichten erfahren, ohne sie mit einem Heller zu bezahlen.

Er hat auch heute den Schwur treulich gehalten, den er vor Wochen schon feierlich und öffentlich leistete:

„Ka Extraausgab' kauf i nimmermehr; steht eh nix drin; da waar mir lad ums Geld, meiner Seel' und Gott!“

Und er kann dennoch am Viertisch, wenn die minder charakterstarken Freunde etwa mit ihren bar honorierten Zeitungsneuigkeiten prahlen wollen, großartig erwidern:

„Das wab i eh scho alles! Das hab' i eh scho selber g'lesen!“

Sparfam muß der Mensch sein, wenn er's zu etwas bringen oder das, wozu er's bereits gebracht hat, zusammenhalten will. Es gibt freilich Leute, die diese Art von Sparsamkeit Schmutzerei und den, der sie übt, einen Schmutzian nennen. Das muß man sich halt gefallen lassen. Das darf einen beißeibe nicht beirren. Dieser kleine Nachteil kann die vielen Vorteile, die man im Vergleich zu den noblen, leichtsinnigen, verschwenderischen Zeitgenossen hat, nicht im entferntesten zunichtemachen.

Der Schmutzian nimmt, wo die anderen geben. Was anderen Auslagen und obendrein Merger bringt, das beschert ihm Nutzen, durch Freude verjüht: Freude über seine Klugheit und Festigkeit.

So zum Beispiel wird ihm von irgendeinem Verein oder Komitee durch die Post ein Päckchen bunter Briefverschlusmarken übersendet mit der schriftlichen Bitte, die Sendung in Anbetracht des wohlthätigen Zweckes, dem der Reinertrag dieser Marken gewidmet ist, gütigst annehmen und mittelst des beigelegten Erlagscheines honorieren zu wollen. Die Abjender rechnen natürlich von vornherein damit, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Empfänger diese Bitte buchstäblich erfüllen wird. In der Tat schreiben sehr viele, entweder

stehen, um das andere anzufangen. Am liebsten versah Elise Mariken die Hausarbeit allein, während die Majorin nähte und sticte und in Laden und Truben kramte.

Aber sobald sie ein Weilchen für sich erübrigte, versank sie in ihre Traumwelt. Dort traf sie Anders Braenne. Er sprach so sanft und so klug, und sie fühlte sich gar nicht mehr befangen, im Gegenteil, sie hing an seinem Arm und lauschte seiner Stimme. Sie lehnte den Kopf an seine Brust, er zog sie sachte an sich und sah mit einem großen und seelenschweren Blick in ihre Augen. Elise Mariken, flüsterte er zärtlich, o, so zärtlich... ich habe dich geliebt... tausend Jahre...

Sie ging oft nach dem Friedhof hinauf, und manchesmal begegnete sie ihm, aber zumeist sah sie allein dort und träumte. Und wenn er da war und zu ihr kam und grüßte und sprach, dann konnte sie nichts dafür, daß sie sich dumm und linksch und verlegen benahm. Nur in ihren Träumen war sie ganz sie selbst. Aber er sprach viel auf seine stille und fesselnde Art, während sie zusammen an Vaters Grab saßen. Von den Naturstimmungen, von dem Licht und Schatten der Farben. Von den großen Städten und dem Leben dort. Von Seneholm, das nun ihm gehörte, und wo er sich ein kleines Traumheim einrichten wollte. Von Künstlerkampf und vielem anderen, das sie mehr ahnte als verstand. Sie selbst konnte nicht viel darauf sagen, aber es tat so seltsam gut, bloß stillzusitzen und zuzuhören. Es war fast wie damals, als Vater erzählte, während sie zusammen spazierengingen. Nur anders und tiefer vertonte sich jetzt alles. Er begleitete sie gewöhnlich bis zur Friedhofspforte, die auf die Aeder von Holtanaes führte. Weiter wagte sie keine Begleitung nicht anzunehmen, damit Mutter es nicht sehen sollte. Dann faßte er ihre Hand und lächelte so schön und ernst. Und sie knickte nun nicht mehr, wenn sie ging, sie lächelte nur auch.

(Fortsetzung folgt.)

15. / XI. 1914

Im Flüchtlingscafé.

Unter den Flüchtlingen herrscht eine Armseligkeit des Daseins, vor der jede unsrer bisherigen trüben Vorstellungen noch verblaßt. Um so ergreifender ist es dann, wenn einer von ihnen voll Begeisterung erzählt, wie schön es in Wien ist und wie gut hier die Menschen sind.

Dieser Dankbare ist ein Soldat, der nach einer schweren Verwundung superarbitriert worden ist. Er sitzt vor einer Schale heißen Tees im „Flüchtlingscafé“ in der Taborstraße. Er trägt noch die Uniform, weil er nichts anderes zum Anziehen hat. Seine Zivilkleider liegen im Spital von Tarnopol. Zum Leben hat er nur das, was die Flüchtlingsfürsorge ihm hier gibt. Wo Weib und Kinder sind, ahnt er nicht. Er hat sie schon durch die Zeitung gesucht, er hat in den Flüchtlingsbaracken von Nikolsburg nach ihnen Ausschau gehalten — nirgends eine Kunde von ihnen! Nichts, was ihm die Spur der Seinen weisen würde. Gleich zahllosen andern mußten sie aus dem kleinen galizischen Heimatdorf fort, als der Feind kam. Der Mann hat Tränen in den Augen, als er davon erzählt.

„Alle Menschen reden lieb mit mir und helfen, wenn sie können,“ sagt er. „Das ist sonst nirgends so wie in Wien. . .“

Der Mann erhält seine große Portion Tee mit Zucker und Zitrone nebst ein oder sogar zwei Semmeln umsonst, weil er Soldat ist. Zur allgemeinen werden dafür vier Heller bezahlt. Das sind die Preise im „Flüchtlingscafé“, das Frau Anita Müller mit bewunderungswürdiger Tatkraft und Umsicht, von Geldspenden und einem treuen Stab prächtiger, aufopfernder Helferinnen unterstützt, eingerichtet hat. Es ist wirklich eine besondere Leistung, denn mehr als dreitausend Flüchtlinge kommen tagtäglich in dieses Café. Viele von ihnen früh, mittags und abends, weil sie nicht die Mittel haben, sich andre Nahrung zu kaufen.

Das Café befindet sich in einem ebenerdigen Saale der Produktenbörse. Man will vorn, von der Seite der Taborstraße, hineingehen. Ein Mann sagt: „Bitte, nicht hier, ich hab' Verdruß.“ Das wirkt besser als ein Befehl. Und durch das Durchhaus der Frucht Börse tritt man ein.

Da sitzen an langen Tischen die Flüchtlinge und schlürfen hungrig ihren Tee. Freiwillige Damen bedienen, und es ist ein eigenartiges Bild, die anmutigen Gestalten dieser Wienerinnen in ihren weißen Schürzen und Häubchen unter den bunten Erscheinungen der Flüchtlinge hantieren zu sehen.

Drüben sitzen die Bauern! Sie kommen zuerst, denn sie sind ja gewohnheitsmäßige Frühstückesser. Meist geben sie sich exklusiv, reden nur miteinander und kümmern sich nicht um die andern. Nur hin und wieder schaut ein Standesbewußter, ob man ihnen nicht die Soldaten vorzieht.

Ein alter Mann, armselig, aber nett gekleidet, tritt ein: „Ich hab' kein Geld,“ sagt er. Eine der Damen meint freundlich:

„Dann werden wir Ihnen den Tee umsonst geben.“

„Ich bin kein Bettler, gnädige Frau, aber. . .“ — es klingt sehr schüchtern — „eine Korrespondenzkarte hab' ich noch, wenn Sie die annehmen wollten?“

Auch ein paar polnische Gymnasiasten sind anwesend. Sie bemühen sich, Haltung zu bewahren. Gut aussehende junge Leute sind es, mit klugen, offenen Gesichtern, denen der Gang ins Flüchtlingscafé offenbar nicht leicht geworden ist. Einer von ihnen, ein etwa fünfzehnjähriger Junge, erzählt, daß er sich bei einer Bergtour den Fuß gebrochen hatte und deshalb im Spital lag. Mit einem Verwundetentransport kam er nach Wien; hier las er in der Zeitung, daß sein Bruder ihn unter den Vermissten suche. Er fand ihn bald. „Aber,“ so erzählt er mit seinem weich klingenden polnischen Akzent, „wo die Eltern sind, konnten wir bisher trotz aller Recherchen nicht feststellen.“

Der Junge wendet den Blick. Er ist bald ein Mann und will nicht den Anschein erwecken, als wäre er verzagt.

Eine Frau bittet um Kleider für ihren Ruben. Man versteht sie schwer, aber sie will augenscheinlich andeuten, daß das Kind friert. Dabei macht sie anschauliche Gesten, die man in diesen Räumen so gut kennt. Sie sollen heißen: „Früher, o ja, früher ist es uns nicht schlecht gegangen, aber jetzt. . . Alles dort. . . wir da. . . Feinde. . .“ Und dann werden ihre Augen verschreckt, und Angst flackert in ihnen auf.

Die meisten von ihnen sind ja Schollenmenschen gewesen, sind nie aus ihren Dörfern oder kleinen Städten herausgekommen und haben keine andern Sitten und Gebräuche gekannt als die ihren. Ganz eng umgrenzt war der Horizont ihres Erlebens. Da hieß es fort, wenn auch nur vorübergehend; das hat sie für den Augenblick entwurzelt, unsicher, halb verzweifelt gemacht. Namentlich die Frauen, die zu beruhigen oft recht schwer fiel. Dann aber kam der Balsam der wienerischen Güte, von der jener Soldat sprach, und besänftigte die erregten Gemüter. Die Leute tragen still ihr Los und vertrauen auf eine nahe Zukunft, die meisten mit der wehen Sehnsucht nach zu Hause im Herzen.

Am besten finden sich Familien, die beieinander geblieben sind, mit dem Schicksal ab; nur die Versprengten haben es hart, und man bewundert ihre oft rührende Demut, ihre Geduld, von der man oft nicht weiß, ob sie Resignation oder Fatalismus ist.

Nur wenige nucken auf.

Eine sehr hübsche junge Frau, die erst ein halbes Jahr verheiratet ist, weiß nicht, wo ihr Mann weilt. Sie hat ihn in den Wirren des Augenblicks verloren. „Er ging noch, mir wärmere Kleider zu holen, dann sah ich ihn nicht mehr. Wir haben ein kleines Geschäft zu Hause,“ fügt sie noch hinzu. „Ich habe nur mitgebracht, was ich gerade am Leibe hatte.“ Sie ist anständig und sauber. Man bezahlt ihre Hilfe bei der Auspeisung der Flüchtlinge.

Mitunter erscheinen auch Damen mit Pelz und Reiterhut oder gut gekleidete Männer, die eben nur ihre Kleider haben und keinen Heller in der Tasche. Alles dort. . .

Viele Frauen stehen knapp vor ihrer Mutterschaft. Frau Anita Müller will auch für sie ein kleines Fürsorgeheim errichten, wie es ihr gelungen ist, im Prater, im Lokal der „Praterspähnen“, einen vorzüglich geführten Kindergarten zu errichten. Ihre eigenartigste Schöpfung aber ist das Flüchtlingscafé mit seinem mannigfachen Publikum, dessen Psychologie so bizarr fesselnd ist.

Die Mutter mit dem Kleinen, das sie die ganze Nacht in den Armen hält, weil sie es in dem gänzlich entblöhten Zimmer, das sie bewohnt, nirgends hinzulegen wagt; der Mann dort drüben mit dem feinen, interessanten Kopf, der es trotz lodendster Bezahlung ablehnt, einem Künstler Modell zu sitzen, die Bauern mit ihrer heißen Liebe zu Grund und Boden, von dem sie Nichtsehaften gegenüber eine Art Herrengefühl ableiten, und die Kinder mit den flinken Augen und dem starken Gefühl für die „größten“ Semmeln — sie alle sind Typen, die der Großstadt fremd sind, Menschen, die, wie immer sie sein mögen, jedenfalls in sich geschlossene, feste und in ihrer Art starke Charaktere sind.

Oft reichen die Mittel nicht, und schweren Herzens müssen die Damen dann eine dritte Semmel oder weitere Tasse Tee verweigern, die den Nächsten bestimmt ist.

Um halb elf wird's stiller im Flüchtlingscafé, aber bald darauf ist's wieder lebendig: das Mittagspublikum kommt. Ist auch das gespeist, so erscheinen die abendlichen Kostgänger. So geht's tagein, tagaus mit den 3000 Besuchern, und wenn Vernünftige gefunden werden, wenn Neuankömmlinge gute Nachrichten bringen und der politische Himmel sich erheitert, dann wird's auch in den ersten Wienen der Flüchtlingscafé lichter. Dann wissen sie: Das Flüchtlingscafé wird bald nur eine trübe und doch so segensvolle Durchgangsstation ihres Lebens gewesen sein.

H. T.

Neues Wiener Tagb

17./X. 1914.

Goldatenwinter.

„Wie viel Mann haben Sie gesagt, Herr Leutnant?“

„Dreihundert, die man gleich hier, vor dem Abmarsch, ausrüsten könnte.“

„Und für weitere vierhundert nehmen Sie die warmen Sachen mit ins Feld?“

„Selbstverständlich. Das ist der kürzeste Weg — wir gehen Montag ab.“

„Dann hätten wir also wieder siebenhundert versorgt. Ein Oberst hat kürzlich Ausstattungen für hundert Mann mitgenommen, vorgestern haben wir tausend expediert, morgen befördert uns ein Kurier zwanzig hinauf und dem nächsten Sanitätszug müssen wir ebenfalls etwas mitgeben.“

Diese Verhandlungen werden in den Räumen der k. k. statistischen Zentralkommission geführt, also nicht nur in einem Reiche, sondern in der Residenz der Zahlen. Sonst werden hier nur dicke Ziffernbündel und eng mit Zahlen beschriebene Akten und Faszikel eingeliefert, die ihre trodene, aber so viel-sagende Sprache des Staatslebens führen.

Jetzt hingegen eilen Damen mit schweren Paketen die Stiege hinauf. Sonst würden sie sich sicherlich nicht derartig beladen auf der Straße gezeigt haben, aber nun ist das ganz natürlich geworden, denn man schickt die eigenhändig gefertigten Schals und Pulswärmer oder Jacken nicht — man bringt sie selbst.

Frauen haben sich Arbeit geholt, schwere Wollladungen werden eingebracht und abgeliefert, große Flanellstapel getragen, Postboten hasten, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppen hinauf, junge Mädchen gehen „in die Arbeit“ der Wohlthätigkeit — das reinste Warenhausgetriebe, aber es ist ein Warenhaus der Hilfsbereitschaft, dem man in der Schwarzenbergstraße Nr. 5 zustrebt. Denn hier amtiert der unter dem Protektorat der Erzherzogin Rita und des Erzherzogs Eugen stehende „Kälteschuh“, eine segensreich wirkende Hilfsaktion des Kriegsfürsorgeamtes, die unsere Soldaten im Felde mit warmer Kleidung versorgt. Den Vorsitz führt der Präsident der statistischen Zentralkommission Excellenz Dr. Viktor Mataja, vom Vertreter des Kriegsfürsorgeamtes General der Infanterie d. R. Gottfried Seibt, Bildhauer Heinrich Kautsch, Frau Karoline Mataja-Radio, Frau Amelie Kautsch-Radio, Frau Flora Verl und einem ungemein rührigen Komitee unterstützt.

Man hat sich jetzt allerdings schon daran gewöhnt, Wollsocken und Wadenschuhe, Handschuhe und Leibbinden raumbeherrschend in früheren Aemtern zu sehen, dennoch spürt man immer wieder diesen eigenartigen Kontrast.

Er macht sich schon im Vestibül bemerkbar. Da steht eine große Wage, auf der dicke Wollbündel abgewogen werden. Junge Mädchen knien davor — das sind wunderhübsche Genreszenen — und geben die Wolle aus. Den Hauptteil holen arme Frauen, die fürs Stricken bezahlt werden. Man hat sich natürlich von ihrer Dürftigkeit überzeugt. Dann aber

gibt es auch freiwillige Helferinnen, die nur ihre Arbeit, nicht aber auch das erforderliche Material spenden können. Sie leisten für die Wolle Einsatz, erhalten den Betrag jedoch rückvergütet, wenn sie die fertiggestellte Arbeit abliefern. Denn man kann das Wirken des „Kälteschuh“ auf verschiedene Weise unterstützen:

durch Geld,

durch Spenden fertiger Wollwaren,

durch Spenden von Wolle, Flanell und Trikots ohne Arbeit,

durch Spenden von Arbeit ohne Wolle.

Dann betritt man den schönen kleinen Rundsaal, dessen vornehm bürokratische Ruhe buntem, erregtem Treiben gewichen ist. „24 Pulswärmer“, „16 Halstücher“, „18 Paar Socken“ ruft eine Dame der andern zu. Pakete werden geöffnet und genaue Eintragungen gemacht — es ist die Spendenabgabe.

Da gibt's kleine Baderln, in denen nur zwei Paar Stügel zu finden sind, aber sie wurden spät abends nach der Berufsarbeit des Tages gestrickt. Gleich darauf werden wieder 12 Schneehauben und 14 Schals abgegeben oder gar 12 Duzend Fußlappen, 10 Duzend Hemden und 100 Leibbinden, bei denen wohl alle verfügbaren Hände einer Familie oder eine gut ausgestattete Börse mitgewirkt haben. Der Reichtum der in diesen Räumen so groß scheint, sich aber vor dem Millionenheere entsprechend bescheidener zusammensetzt, wird in Wäscheförden gesammelt, dann sortiert und ausgezeichnet.

An der Tür hebt ein lustiges „Badeschupfen“ an: ganze Schocks warmer Hemden und Leibchen wurden von Geschäften geliefert, und gewandte, kleine Pfadfinder machen sich dabei zu schaffen. Junge Herren vom Schottengymnasium richten Postpakete expeditiousbereit zu, Damen befestigen an der Wollwäsche locker sitzende Knöpfe und nähern Schlingen als Reserververschluss an. Am großen Mittelisch werden Westenschnitte und Strickmodelle ausgegeben und die dazugehörigen Rezepte verkauft. „Das ist eine Schlauchhaube“, erklärte die junge Gewerbeinspektorin Alice Ritter, „aber, sehen Sie, wärmer sind doch noch die in Jasson gestrickten Schneehauben.“ Das wird auf einem Puppenkopfe geschickt demonstriert.

Dann zeigt man die Propogandablumen des „Kälteschuh“, die von den Damen jetzt so gern im Gürtel oder auf Hüften getragen werden. „Eine Krone kostet das Stück. Sind sie nicht hübsch? Sie haben uns schon eine ganz nette Summe Geld eingetragen. Wir müssen eben erfinderisch sein. Auch von unserm Nikolofest erhoffen wir uns viel. Es wird im Eislaufverein stattfinden und auch nach dieser Richtung haben wir Schmerzen.“

Spenden für den Glückshafen.

In einem Kasten liegen schon allerlei lustige Gaben dafür aufgestapelt. Vom Hampelmann und der Schokoladenzigarre bis zur großen „Haupttrefferpuppe“ und die „Soldaten“ oder „Ueberraschungen“ für größere Leute — alles ist willkommen. Der Nikolofest auf der Eisbahn, notabene der Kunsteisbahn — das ist jedenfalls eine Erstaufführung. Und der Gedanke, daß Kinderlachen und harmlose Lustbarkeit, die über den Ernst der Zeit hinweg ein paar lecke „Radettensprünge“ oder „Doppelachter“ machen, sich in warme Kleider umsetzen für unsre Braven hat eigentlich etwas unendlich Wohlthuendes, denn: „Nur die Starke können lachen“ — und Kinder und frohe Menschen sind immer stark.

Die schöne Plakette, die Heinrich Kautsch dem „Kälteschuh“ gespendet hat, wird vorher am 2. Dezember ihre eindringliche künstlerische Sprache sprechen, und man hofft, daß die Zahl der für den Winter gerüsteten Soldaten sich dann schnelligst zumindest verdoppeln wird. Bisher hat das Komitee schon 20,000 Mann equipiert. Das ist eine schöne Leistung, wenn man bedenkt, daß es nur mit Spenden arbeitet. Excellenz Karoline Mataja zeigt ihr Hauptbuch. 19,935 Schneehauben“, liest man da oder „11,697 Fußlappen“, „11,382 Pulswärmer“, „8776 Hemden“. . . . Wie sehr hat man es in jüngster Zeit gelernt, diese Ausdrucksform des Staatsinteresses zu begreifen, die alle rührigen Arme, die man durch so lange Zeit durch die Maschinen lahm gelegt wähnte, mit eindringlichem Appell wieder an die Arbeit ruft. Hätte man es für möglich gehalten, daß das Geklapper der so altmodisch verpönten Stricknadeln sich noch jemals in dem Rattern der Fabriksmotoren so bemerkbar machen wird?

Der „Kälteschuh“ gibt einen anschaulichen Begriff davon. Und wenn man den Novemberwind jetzt schon hin und wieder ums Haus pfeifen hört und hinauf denkt an den Norden, wo die Gespenster des Winters langsam über die weiten, freien Ebenen zu schleichen beginnen, wenn die Vorstellungen in die weiß werdenden, dunklen Hochwälder der Karpathen schweifen oder ostwärts hinunter ins Land . . . , dann möchte man die Nadeln zu wilder Hast antreiben. Nur vorwärts! . . . Um